MDCXL

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur

LESSING

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

MDCXL

Lessing.

Lessings sämtliche Werke

in zwanzig Bänden.

Herausgegeben und mit Einleitungen versehen

von

Hugo Göring.

Sechster Band.

Inhalt:

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. — Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. — Briefe. — Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius.

Stuttgart.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung. | Gebrüder Kröner, Verlagshandlung.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt.

Vermischte Schriften des Herrn Christlob Mylius.

Einleitung.

Um auf dem Gebiete der litterarhistorischen Bestrebungen das Werden und Wachsen des Kritikers Lessing zu verfolgen, den wir in den vorliegenden fünf Bänden als Dichter kennen gelernt haben, eröffnen wir die theoretischen Untersuchungen unserers Autors mit der chronologisch ersten Leistung*):

Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters. 1751.

Die Vierteljahrsschrift, die der junge Lessing unter obigem Titel mit seinem Freunde Mylius herausgab, kann als die erste größere Kundgebung betrachtet werden, die den Kritiker im bewußten Verhältnis und Gegensatze zu dem Geschmacke seiner Zeit charakterisiert. Lessing entwarf den Plan derselben, schrieb die meisten Arbeiten für dieselbe und trat von ihr zurück, als man seine dramaturgische Individualität störte. So hörte sie seit dem vierten Stücke auf. Wenn Danzel die Idee der „Beiträge" auf Brumoys „Geschichte des griechischen Theaters" zurückführt, so gehört Lessing der Nachweis von dem ununterbrochenen Fortschritte der dramatischen Dichtung. Gereift sind seine Ansichten über dieselbe noch nicht: er steht nicht nur auf dem Standpunkte des französischen Klassizismus, sondern erkennt auch noch nicht den ganzen Wert Shakespeares, da er diesen mit unbedeutenden, heute verschollenen Dichtern zusammenstellt. Noch gelten bei ihm Einheit von Zeit und Ort als Regel, Rührung als höchstes Ziel des Dramas, noch bildet er sich an Riccoboni, noch sucht er durch Plautus und neuere Ausländer seinen Gesichtskreis zu erweitern.

Das Neueste aus dem Reiche des Witzes. 1751.

Bedeutender als die „Beiträge" war das monatlich unter obigem Titel und dem Zusatze „als eine Beilage zu den Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitungen" seit April 1751 erscheinende Beiblatt der

*) Wir weichen hiermit von der ursprünglich beabsichtigten Anordnung unserer Ausgabe ab (Bd. I, Seite 11 u. 12), um unsern dort ausgesprochenen Grundsatz noch konsequenter durchzuführen.

Vossischen Zeitung in Berlin, deren „gelehrten" Teil Lessing seit Februar 1751 redigierte. Es kann als jugendlicher Vorläufer der Litteraturbriefe und der Hamburgischen Dramaturgie gelten. Die Zeitschrift sollte der litterarischen Unterhaltung der Gebildeten, auch Nichtstudierten, dienen. Unter dem Reich des Witzes verstand der Herausgeber die schönen Wissenschaften und freien Künste. Mit kritischen Untersuchungen über deutsche und ausländische Litteraturerscheinungen wechselten poetische Arbeiten. So veröffentlichte das Blatt Erzählungen, den ersten Gesang eines Gedichtes über die Religion, Uebersetzungen eines moralischen Märchens und einer Fabel, ebenso Anekdoten vom Pariser Theater nebst einer Skizze seiner Geschichte. Seit Juli erschienen Epigramme und Fabeln. Außer Lessing lieferte Kästner manche Beiträge.

Mit Recht bewundert Danzel die Freiheit, Fertigkeit und Gewandtheit, mit welcher sich der zweiundzwanzigjährige Lessing über die Parteien stellte, die in jener Zeit des Litteraturkampfes einander so schroff gegenüber standen, daß man meistens gedrängt war, sich einer bestimmten Richtung anzuschließen.

Lessing beginnt seine kritische Rundschau mit einer Analyse der Rede Rousseaus über den nachteiligen Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sittlichkeit. Dies gibt ihm Gelegenheit, in kurzen Zügen die Entartung der französischen Litteratur zu schildern, deren Vertreter in unangenehmem Gegensatze zu jenem ernsten Schriftsteller erscheinen. Im Bereiche der deutschen Litteratur beleuchtet er den dichterischen Wert des Messias von Klopstock, die Nichtigkeit Gottscheds und seines Nachbeters Triller, ebenso die verkehrte Richtung, welche die Schweizer mit ihren Patriarchaden eingeschlagen hatten. Dann faßt er die ästhetischen Theorieen zweier französischer Autoren ins Auge, kritisiert sehr scharf eine Entartung des ethischen Denkens, wie sie bei einem französischen Materialisten hervortritt, um einem besseren Autor derselben Nation in gerechter Würdigung desto mehr Anerkennung zu zollen. Wieder kehrt er zur deutschen Litteratur zurück, zergliedert die Anfangsverse des Messias, um mit einer abermaligen Polemik gegen die Poesie der gelehrten Pedanterie in Deutschland zu schließen. So bietet er ein interessantes Bild von der damaligen Litteraturströmung in den beiden Grenzländern. Jedes Wort beweist sein scharfes Urteil, seine Selbständigkeit und Gerechtigkeit, seine Entschiedenheit, die jede schwächliche Vermittelung zwischen unvereinbaren Gegensätzen verwirft und sich selbst vor angebeteten Größen nicht beugt, wenn er ihre Mängel erkannt hat.

Interessant erscheint uns der verschiedenartige Eindruck, den

die ersten kritischen Leistungen des jungen Lessing auf seine Zeitgenossen machte. So schrieb Sulzer am 15. Oktober 1751 an Bodmer: „Es ist hier ein neuer Kritikus aufgestanden, von dessen Wert Sie aus beiliegender Kritik über den Messias werden urteilen können. Er scheint nur ein wenig zu jung.“ Der Theologe Spalding nennt in einem Briefe an Gleim vom 23. November 1751 Lessings Kritik des Messias „höflich und genau“. Gottsched und Klopstock schienen wenig Wert auf das Urteil des jungen Litteraten zu legen: umsomehr rechneten es sich die Anhänger der beiden Koryphäen an, für ihre Meister aufzutreten. Doch begnügten sich viele mit unterwürfigen Schmeicheleien, die den beiden Häuptern der deutschen Litteratur als Entschädigung für die herbe Zurechtweisung von seiten eines Jünglings dienen sollten.

Die kritischen Briefe von 1753

wiederholten manche Arbeit aus dem „Neuesten“, die dadurch weiter verbreitet und mehrfach in Briefen der Zeitgenossen besprochen wurde. So schreibt Schönaich 1754 an Gottsched: „Ich weiß wohl, warum E. H. so bang ist: vor Lessing fürchten Sie sich! Aber glauben Sie es mir nur: Sie werden Gottsched bleiben, und wenn tausend Lessinge sich an Ihnen zu Tode ärgern wollten.“

Die kritischen Briefe von 1753 erschienen als zweiter Band der „Schriften“, dessen Vorwort wir Bd. I. Seite 22—26 unserer Ausgabe bereits mitgeteilt haben. Der Hauptsache nach sind sie an erdichtete Personen geschrieben, also Abhandlungen in leicht lesbarer Form wie die späteren Litteraturbriefe. Manche derselben fallen in das Jahr 1751, so Nr. 9, 14—18, ein Teil von 19, ebenso 20, alle als Wiederholungen aus dem „Neuesten“; Nr. 12 gehört dem Jahre 1747 an, Nr. 10, 11 und 21 dem Jahre 1752, Nr. 22 und 23 wahrscheinlich dem Jahre 1749. Die übrigen sind 1751 und 1752 entstanden.

Die ersten acht Briefe sind eine jener „Rettungen“, die im dritten Bande seiner Schriften 1754 vereinigt eine litterarische That des jungen Lessing und ein charakteristisches Zeugnis für die Entwickelung seiner sittlichen Persönlichkeit werden. Danzel schreibt die Anregung zu solchen Versuchen dem Einflusse eines der Hauptbildner Lessings, des französischen Philosophen Pierre Bayle, zu. In dem Vorläufer der späteren Studien verteidigt Lessing den etwa 1515 zu Margadant in Graubünden geborenen Theologen Simon Lemchen (latinisiert „Lemnius“) gegen keinen Geringeren als Luther, der damals gerade mit einer Art Götzendienerei verehrt wurde. Zufolge

dem „Leben und Schriften Simonis Lemnii“ von Strobel (Nürnberg und Altenburg 1792) hatte Lemnius 1538 in Wittenberg Epigramme herausgegeben, welche den Erzbischof Albrecht von Mainz als guten Fürsten und verständigen Pfleger der Wissenschaft rühmten. Dadurch wurde Luther so erbittert, daß er trotz der widersprechenden Ueberzeugung Melanchthons und anderer Freunde des Reformators den jungen Dichter in schonungslos ungerechter Weise verfolgte. Als Lemnius durch die Verleumdung, eines seiner Epigramme verhöhne den Kurfürsten von Sachsen, in ernste Gefahr geriet, floh er heimlich aus Wittenberg. Dadurch reizte er den Zorn Luthers so stark, daß dieser in der Kirche von der Kanzel aus in maßlos leidenschaftlichen Schmähungen gegen Lemnius auftrat. Als letzterer trotz mehrfacher Vorladungen nicht nach Wittenberg zurückkehrte, wurde er relegiert. Er rächte sich durch die unflätigsten Schmähungen auf Luther und dessen Umgebung, bis er in einem Lehramte am Gymnasium zu Chur Ruhe fand, wo er 1550 ein Opfer der Pest wurde. Lessing hat das Verdienst, die durch Mathesius verbreiteten irrigen Ansichten über Lemnius berichtigt zu haben.

Die nächsten Briefe behandeln die neuere Litteratur. Ueber sie gilt unsere Bemerkung, betreffend „das Neueste“. Ueber Samuel Henzi (Brief 22 und 23) berichteten wir Bd. V, Seite 14—38 unserer Ausgabe.

Die Kritik der Horaz-Uebersetzung von Lange (Brief 24) ist ein weiteres glänzendes Zeugnis für die Unabhängigkeit und Gründlichkeit, mit welcher Lessing über litterarische Erscheinungen seiner Zeit spricht, die von den Besten als tadellose Leistungen gerühmt wurden. Langes nüchterne, frostige, völlig wertlose Dichtungen, die anfangs selbst auf Lessing nicht ohne Einfluß geblieben waren, wurden so überschätzt, daß ihr Urheber als „der deutsche Horaz“ galt. Als nun gar seine 1749 mit Pomp angekündigte Uebersetzung des Horaz nach „neunjähriger saurer Arbeit“ 1752 erschien, überschüttete man ihn mit überschwenglichem Lobe. Er selbst war sich des Wertes seiner Leistung bewußt: „Vielleicht schmeichle ich mir zu viel, wenn ich glaube, diese Ausgabe sei die vollkommenste in Deutschland, was den Text anbetrifft.“ In diesem Sinne und mit unkritischer Gutgläubigkeit schrieb der damals als Horazkenner geachtete Hagedorn 1752 an den Uebersetzer: „Nichts hätte mich so vorzüglich vergnügen können als der Horaz, wovon Sie uns einen so richtigen Text und eine so zuverlässige und nette Uebersetzung geliefert haben.“ Die „Rostockischen gelehrten Nachrichten“, die Lange später gegen Lessing citiert, preisen seine „unvergänglichen“ Oden und rühmen an seiner Uebersetzung die „vollkommene Erkenntnis beider Sprachen“,

„Horazisches Feuer" u. a. Das alles sollte sich nach Lessings ernster Untersuchung als leere Lobhudelei erweisen. Unser Kritiker hatte bereits sein Verdammungswort gesprochen, als er am 9. Juni 1752 an Professor Nicolai schrieb: „Kann man es einem Manne, der auf seine frostigen Nachahmungen des Horaz so trotzig thut, vergeben, „ducentia" durch „zweihundert" übersetzt zu haben? Solcher kindischer Vergehungen habe ich mehr als zweihundert angemerkt, und ich habe große Lust, eine Beurteilung seiner ganzen Arbeit, die ich schon fertig habe, drucken zu lassen." Trotz der Warnung Nicolais vor der Rache Langes veröffentlichte Lessing seine Kritik und erfüllte dadurch den Wunsch des Uebersetzers: „Ich erwarte der Kenner Urteil." Auf einen solchen Kenner aber, der „ein klein Register von Schulschnitzern" aufzuzählen sich begnügte, hatte Lange nicht gerechnet. Er geriet in so heftige Erbitterung, daß er in einer Entgegnung von Mutwillen, Hochmut, tiefer Unwissenheit oder Faulheit seines Kritikers zu sprechen, ja selbst dessen Charakter zu verdächtigen wagte. Das vernichtete ihn: Lessings Antwort war sein „Vademecum"!

Im letzten Briefe beschäftigt sich unser Kritiker mit Jöchers Gelehrten-Lexikon. Hier beweist er seine Fähigkeit, die unfruchtbarsten Gebiete staubiger Gelehrsamkeit mit seiner Frische belebend zu durchdringen und ihnen irgend ein Interesse abzugewinnen. Lessing beabsichtigte in Wittenberg eine Kritik des Jöcherschen Lexikons in Form eines Buches zu schreiben. Die ersten drei Bogen, die er hatte drucken lassen, schickte er dem Verleger Jöchers. Unter verwirrendem Gerede gelangte die Kunde von der Absicht Lessings an Jöcher, der nach genügender Orientierung über die Eigenschaften des jungen Schriftstellers diesem in sehr höflicher Form sein Bedauern darüber ausspricht, daß Lessing nicht ihm direkt seine Arbeit geschickt und sich an manchen Stellen zu heftig, beißend und anzüglich ausgedrückt habe. Lessing war bereit, seine Arbeit den Wünschen Jöchers anzupassen und diesem die folgenden Bogen zur Durchsicht zu schicken. Jöchers taktvolle Antwort, die die Entscheidung dem jungen Kritiker selbst überließ, bewog Lessing, seinen ursprünglichen Plan aufzugeben und seine Manuskripte an Jöcher abzutreten. Die drei schon gedruckten Bogen aber ließ er als 25. Brief erscheinen, um dem Publikum die Möglichkeit eines Urteils über das zu verschaffen, was so lange Gegenstand verkehrter Gerüchte gewesen war. Der Supplementband, den Jöcher noch herausgeben wollte, ist nicht erschienen.

Die Gegenstände, die Lessing auf den drei Bogen behandelt, betreffen die Kirchengeschichte, die spanische Litteratur, die philoso-

phischen Studien und die Litteratur der Fabeln, Stoffe, mit denen sich damals Lessing beschäftigte.

Ueber die kritischen Briefe sprach sich J. D. Michaelis, Professor in Göttingen, in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen“ (31. Dezbr. 1753), und Professor Walch in seiner Biographie der Katharina von Bora (1754) günstig aus.

Vorrede zu Christlob Mylius' Schriften 1754.

Mylius' Freunde bewogen Lessing, die Schriften des Verstorbenen herauszugeben: 1754 erschienen sie in Berlin bei Haude und Spener. In seiner Vorrede bewies Lessing, „wie glücklich er Wahrheit mit Freundschaft zu vereinigen wußte“ (H. Düntzer, Lessings Leben). Die Thatsache, daß Mylius sein Ziel nicht erreicht, erklärt er aus dessen Armut, die ihn nötigte, um des Broterwerbs willen zu schreiben, und ihm die beste Zeit nahm; dennoch brachte er in seiner traurigen Lage mehr zustande, als tausend andere geleistet haben würden. Ein besonderes Mißgeschick erkennt der Herausgeber darin, daß Mylius einem Gottsched in die Hände gefallen war, „der durch Wohlthaten manch jungen Witzling zu seinem Vorfechter machte“, jenem Manne „von zweideutigen Verdiensten“, der als eigensüchtiger Verderber so vieler junger Dichter die ganze Verachtung Lessings verdient. Ihm schreibt Lessing die schlechte Richtung zu, die Mylius in den wertlosen Gedichten, Aufsätzen, Zeitschriften, Lustspielen und Uebersetzungen der frühesten Zeit eingeschlagen habe. In diesem Sinne muß man die Kritik des Freundes auffassen, die durchaus keine Selbstverherrlichung sein sollte, zu deren Annahme die Erwägung führen könnte, daß Lessing selbst in der bedrängtesten Lage sich nie weggeworfen hat, sondern stets nur solche Arbeiten herausgab, die seine eigene Bildung förderten. Als er Kästner ein Exemplar des Buches schickte, fügte er hinzu: „Man wollte durchaus eine Sammlung seiner kleinen Schriften. — — Da ist sie. Ohne meine Vorrede würde sie Herrn Gottsched gefallen. Aber urteilen Sie selbst, ob ich nicht gut gethan, die Manen von Mylius vor der Schande zu bewahren, von dieser Schmach aller Leute von Geist: gelobt zu werden.“ Kästner antwortete scherzend, die Vorrede sei ein Muster für einen europäischen Herausgeber, aber er sei überzeugt, daß ein anderer Herausgeber, der etwa so mit Horaz umgegangen wäre, sich gewiß ein paar Rettungen von Lessing zugezogen haben würde! — Lessing konnte nicht anders: er mußte die Wahrheit sagen, nach der er selbst im kleinsten strebte.

Hugo Göring.

Beiträge

zur

Historie und Aufnahme des Theaters.

1750.

Vorrede.

Wir wollen uns nicht lange entschuldigen, daß wir der Welt eine neue periodische Schrift vorlegen, wir wollen vielmehr dem Leser alsobald unsere Absicht etwas umständlicher entdecken und versichert sein, daß, wenn ihm diese gefällt, ihm auch unsere Arbeit nicht unangenehm sein werde. Entweder man hat etwas Nützliches unter Händen, oder nicht. Im ersten Falle sind die Entschuldigungen überflüssig, im andern vergebens.

Deutschland kann sich nunmehro bald rühmen, daß es in den Werken des Witzes Stücke aufzuweisen habe, welche die schärfste Kritik und die unbilligsten Ausländer nicht scheuen dürfen. Wir trauen unsern Lesern mehr Geschmack zu, als daß wir nötig zu haben glauben, sie ihnen zu nennen. Es sind nicht nur Kleinigkeiten. Das Heldengedicht und die Fabel, das Schauspiel und das Trinklied, eines sowohl wie das andre haben ihre Geister gefunden. Nur in der Menge dieser Geister muß unser Vaterland andern Ländern weichen. Allein man erwarte nur die Jahre, man bemühe sich nur, den guten Geschmack allgemein zu machen, so wird auch dieser Vorwurf wegfallen. Dieses Letztre ist eine Zeitlang die Absicht unterschiedener Monatsschriften gewesen. Weil eben nicht lauter Meisterstücke dazu nötig sind, so hat jede ihren Nutzen gehabt. Wir wollen damit nicht die Rangordnung unter ihnen aufheben, noch Sachwalter aller unglücklichen und verwegenen Schriftsteller dieser Art werden; wir sagen nur, daß sie zu itzigen Zeiten alle auf gewisse Weise und nach gewissen Stufen was Gutes gestiftet haben. Diese Zeiten sind größtenteils Zeiten der Kindheit unsers guten Geschmacks gewesen. Kindern gehört Milch und nicht starke Speise. Von Weisen auf Hallern wäre ein allzugroßer Sprung gewesen, und diese schnelle Veränderung hätte vielleicht dem guten Geschmacke ebenso gefährlich sein können, als es einem Kinde sein würde, welches man nach der Milch gleich zu starken Weinen

gewöhnen wollte. Waren nicht also auch diejenigen nötig, die ebensoweit unter dem einen als über dem andern waren? Wenigstens für die Menge, die sich nur stufenweise zu bessern fähig ist. Auf diese Art haben sie die Liebhaber vermehrt und manchen Kopf ermuntert, der vielleicht durch lauter Meisterstücke wäre abgeschreckt worden. Eines ist nur zu bedauern, nämlich daß meistenteils die Einrichtung dieser Monatsschriften nicht vergönnet hat, sich in alle Teile, besonders der Poesie, gleich weit einzulassen. Wir wollen nur den dramatischen Teil anführen. Hat dieser nicht allezeit den kleinsten Teil darinnen eingenommen? In vielen hat man gar nicht an ihn gedacht. Gleichwohl hätte man ihn am wenigsten vergessen sollen, da er die meisten Liebhaber nötig hat. Wir verlangen eben nicht, daß man uns allezeit Originalstücke hätte vorlegen sollen. Hiezu gehöret allzuviel Zeit und Arbeit. Allein warum hat man uns nicht die Werke der Alten und der Ausländer darinnen näher bekannt gemacht? Wie viele kennen die griechischen und römischen dramatischen Dichter? Wie viele kennen die Schaubühne der Italiener, Engländer, Spanier, Holländer? Die einzigen Franzosen hat man durch häufige Uebersetzungen sich eigen zu machen gesucht. Dadurch hat man aber unser Theater zu einer Einförmigkeit gebracht, die man auf alle mögliche Art zu vermeiden sich hätte bestreben sollen. Wenn man auch nur in das Theoretische der Schaubühne sich etwas eingelassen hätte, entweder durch eigne oder fremde Abhandlungen das Leere in den meisten Lehrbüchern der Dichtkunst zu erfüllen: wir glauben gewiß, es würde um das Theater noch besser stehen, es würde vielleicht mehr Arbeiter und weniger Stümper gefunden haben, es würde vielleicht von mehr Gönnern sein unterstützt worden. Denn, wie wir schon gesagt, dazu sind die Monatsschriften; sie breiten den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes aus und ermuntern zur Nacheifrung.

Diese Betrachtung hat uns auf einen Einfall gebracht, den wir itzt auszuführen anfangen. Wir wollen einholen, was man versäumet hat. Wir wollen uns bemühen, soviel in unsern Kräften steht, zur Aufnahme des Theaters beizutragen. Der Plan, den wir uns zur Erhaltung dieser Absicht gemacht haben, besteht in folgendem. Wir wollen teils auf die sehen, die zu ihrer Arbeit oder zur Verbesserung ihres Geschmacks noch Vorschriften nötig haben, teils auf die, die nur durch Muster aufgemuntert zu werden brauchen. Der

erstern wegen wollen wir alles aufsuchen, was sowohl alte als neue, sowohl einheimische als ausländische Kunstrichter von der Einrichtung der Schauspiele geschrieben haben. Doch wollen wir gleich im voraus melden, daß wir die ersten Anfangsgründe dieser Kunst übergehen werden, sie müßten denn so genau mit wichtigern Betrachtungen verknüpft sein, daß sie nicht zu trennen wären. Die drei Einheiten sind auch Schülern bekannt. Allein Abhandlungen über die Wahrscheinlichkeit, über das Komische, über das Erhabene, über die Charaktere, über die Sittensprüche und über andre beträchtliche Teile sowohl der Tragödie als Komödie werden vielen, wo nicht was ganz Neues, doch was Angenehmes sein. Wo wir von diesem oder jenem keine Abhandlung, in was für einer Sprache es sei, finden, wollen wir unsre eignen Gedanken mitteilen. Wir wollen uns bestreben, daß sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister unterstützt sein mögen. Was wir alsdann von den Regeln sammeln, wollen wir in der Beurteilung der neusten theatralischen Stücke anzuwenden suchen. Diese Beurteilung soll allezeit ohne Bitterkeit, ohne Vorurteile angestellt werden. Wir wollen wider die Gewohnheit der Kunstrichter mehr das Schöne als das Schlechte aufsuchen. Wir wollen mehr loben, als tadeln. Wir glauben also, daß niemand unsre Kritik scheuen werde. Doch so sehr wir uns ein Gewissen machen werden, jemanden abzuschrecken, so sehr wollen wir uns auch hüten, die theatralische Arbeit als eine Kleinigkeit, als eine Arbeit, der jeder gewachsen sei, vorzustellen. Hierzu werden genaue Charaktere, die wir in ihrem Umfange von dem komischen und dem tragischen Dichter machen wollen, dienlich sein. Wir wollen untersuchen, wie weit sich beider Witz und beider Gelehrsamkeit erstrecken müsse, und Vorschläge thun, wie jeder seine Kräfte prüfen könne.

Was die Muster, die wir vorlegen wollen, anbelangt, so glauben wir uns in den Stand gesetzt zu haben, daß wir aus dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen und Holländischen unsern Lesern von uns übersetzte Stücke werden liefern können. Auf die erstern zwei wollen wir unsern Fleiß besonders wenden. Wir wollen zuweilen aus dem Sophokles, Euripides und Aeschylus ein Stück übersetzen; wozu wir allezeit ein solches wählen wollen, das von neuern Poeten ist nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches neueres

Stück zu finden ist. Dieses wollen wir auch mit dem Aristophanes, Plautus, Terenz und dem tragischen Seneca thun. Wir wollen sie dabei selbst untereinander vergleichen und zu bestimmen suchen, was Sophokles vor dem Euripides, dieser vor jenem, beide vor dem Aeschylus und dieser vor beiden Eignes habe. Auf gleiche Art wollen wir mit dem Terenz und Plautus verfahren. Es soll uns nicht genug sein, ein Stück von ihnen zu übersetzen, wir wollen auch zeigen, worinne und wie Terenz den Plautus und Plautus den Aristophanes nachahme. Wir wollen dabei mit allem Fleiße diejenigen Stücke und Stellen aufsuchen, welche die neuern Dichter von diesen geborgt haben. Wir werden daraus notwendig einsehen lernen, welches die wahre und falsche Art nachzuahmen sei, und den Vorzug der Alten vor den Neuern oder in gewissen Stücken dieser vor jenen daraus feste setzen können. Hierzu sollen besondre Abhandlungen gewidmet werden. Von den Stücken der neuen Ausländer aber werden wir nur solche übersetzen, die in Deutschland bisher am wenigsten sind bekannt gewesen, und die man als Muster in ihrer Art ansehen muß. Wir werden besonders unser Augenmerk auf das englische und spanische Theater richten. Shakespeare, Dryden, Wycherley, Vanbrugh, Cibber, Congreve sind Dichter, die man fast bei uns nur dem Namen nach kennet, und gleichwohl verdienen sie unsere Hochachtung sowohl als die gepriesenen französischen Dichter. Ebenso ist es mit dem Lopez de Vega, Augustin Moreto, Antonio de Mendoza, Francisco de Rojas, Fernando de Zarate, Juan Perez de Montalvan, Antonio de Azevedo, Francisco Gonzalez de Bustos und andern. Diese sind alle Männer, die zwar ebenso große Fehler als Schönheiten haben, von denen aber ein vernünftiger Nachahmer sich sehr vieles zu nutze machen kann. Doch wollen wir auch die Franzosen, Italiener und Holländer nicht vergessen. Von den erstern haben die Deutschen schon sehr vieles genommen; wir werden uns also hüten, alte Stücke von ihnen aufzuwärmen, und deswegen größtenteils nur auf die itzt lebenden Verfasser sehen, deren Arbeit in Ansehung der ältern Stücke viel Besonders hat und von denen jeder meistenteils einen eignen Weg zu gehen sucht. Von den Italienern und Holländern aber werden wir nur das, was sie Regelmäßiges und Eigentümliches haben, aufsuchen. Sollte es hernach nicht möglich sein, dasjenige festzusetzen, was jede Nation vor der andern Vorzügliches und Eigentümliches habe? Wir glauben,

ja, und sind sogar überzeugt, daß aus keiner andern Sache das Naturell eines Volks besser zu bestimmen sei als aus ihrer dramatischen Poesie. Wir wollen dieses an seinem Orte weitläuftiger ausführen. Nur ist gewiß, daß es eine kleine Ausnahme in Ansehung der deutschen Schaubühne leiden werde. Wir haben zu wenig eigne Stücke, und den meisten dieser Stücke merkt man das Ausländische allzusehr an. Der sicherste Charakter also, den man daraus von dem Deutschen wird bestimmen können, ist, daß er überall das Gute, wo er es findet, billige und es sich zu nutze mache. Das ist gewiß, wollte der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eignen Naturelle folgen, so würde unsre Schaubühne mehr der englischen als französischen gleichen.

Dieses ist es, was wir zur Aufnahme des Theaters unter uns beizutragen hoffen. Wir hätten gerne noch dieses hinzugefügt, daß wir auch dann und wann einige von unsern eignen Stücken mitteilen wollten. Allein der Leser hat noch allzuwenig Grund, sich etwas Gutes davon zu versprechen, daß wir es also auf sein eigen Urteil wollen ankommen lassen, ob wir auch hierinnen unsre Absicht erreichen werden. Wir geben ihm zugleich das Recht, unsre Arbeit ebenso scharf zu beurteilen, als wir es mit Andrer Arbeit machen werden. Uebrigens wollen wir ihm nicht vorschreiben, ob er es auf eine bescheidne oder unbescheidne Art thun wolle. Das gilt uns gleichviel. Wir werden aus dem einen sowohl als aus dem andern uns zu bessern suchen.

Eines hätten wir bald bei diesem Plane vergessen. Wer weiß nicht, daß die dramatische Poesie nur durch die Vorstellung in dasjenige Licht gesetzt werde, worinne ihre wahre Schönheit am deutlichsten in die Augen fällt? Sie reizet, wenn man sie lieset, allein sie reizet ungleich mehr, wenn man sie hört und sieht. Derjenige, der durch die bloße Lesung, zum Exempel eines Trauerspiels, bis zu süßen Thränen gebracht wird, muß schon selbst ein Mensch von Empfindungen sein. Er muß schon mehr zu denken und mehr als der gemeine Haufe zu fühlen gewohnt sein. Und solche Leute sind selten. Mit dem größten Teile muß man zufrieden sein, wenn durch die Gewalt der Sinne ihr schweres und kaltes Herz in diejenige Bewegung gesetzt wird, die der Dichter zur Absicht hatte. Wer sieht also nicht, daß die Vorstellung ein notwendiges Teil der dramatischen Poesie sei? Die Kunst dieser Vorstellung verdienet derohalben unsrer Aufmerksam-

keit ebensowohl als die Kunst der Verfassung. Sie muß ihre Regeln haben, und diese wollen wir aufsuchen. Es sind uns einige neue Schriftsteller hierinne schon vorgegangen, und wir werden uns ihrer Arbeit auf eine erlaubte Art zu bedienen wissen. Diese Regeln erstrecken sich nicht allein auf die Schauspieler, sie können allen nutzen, welche die Beredsamkeit des Körpers brauchen. Es ist ohnedem zu bedauern, daß wir die Kunst, zu deklamieren, die bei den Alten so hoch geachtet war, teils verloren haben, teils geringe schätzen. Ihre größten Redner übten sich darinne, und Cicero selbst hat sich nicht geschämt, sich in einen Wettstreit mit dem Roscius einzulassen. Wenn man itziger Zeit etwas mehr Fleiß darauf wendete, so würde man gewiß mehr Redner als Stöcke auf unsern Kanzeln finden, und diejenigen, die oft einem Rasenden daselbst ähnlicher als einem Apostel sehen, würden mit mehrerer Mäßigung und Annehmlichkeit zu reden wissen. Denn wir wollen doch nimmermehr hoffen, daß diese äußerliche Anständigkeit auch unter die Eitelkeit der Welt mit gehöre. Zu der Vorstellung der dramatischen Poesie gehöret aber noch mehr als die Beredsamkeit des Körpers; die Auszierung des Schauplatzes, die gehörige und wahrscheinliche Verkleidung der Personen ist nichts weniger nötig. Wir wollen also auch darüber dann und wann unsre Gedanken eröffnen und die unzähligen Ungereimtheiten, die in diesen Stücken noch auf dem und jenem Theater sind, zu vermindern suchen.

Dieser Entwurf wäre weitläuftig genug, und wir würden an Materie sobald keinen Mangel haben; gleichwohl haben wir für dienlich befunden, mit erwähnter Absicht noch eine andre zu verbinden, damit die Abwechslung in unsrer periodischen Schrift desto größer und der Gebrauch desto allgemeiner sein könne. Es sind nun vier Jahr, daß uns bei dem Beschlusse der deutschen Schaubühne der Herr Professor Gottsched Hoffnung zu einer Historie des Theaters machte. Es ist gewiß, wir sind nicht die einzigen, die der Erfüllung dieses Versprechens mit Vergnügen und mit einem unruhigen Verlangen entgegengesehen haben. Man muß gestehen, daß er sehr geschickt dazu sein würde und daß seine Verdienste, die er unwidersprechlich um das deutsche Theater hat, dadurch zu ihrer vollkommnen Größe anwachsen würden. Es ist also um soviel mehr zu bedauern, daß ihn ohne Zweifel wichtigere Geschäfte von dieser Arbeit abhalten, die fast einen eignen Mann erfordern will. Noch mehr aber würde es zu

bedauern sein, wenn sie gar unterbleiben sollte. Wir glauben schwerlich, daß sich außer ihm derselben jemand unterziehen möchte, wenn er weiß, was für eine weitläuftige Belesenheit und was für Hilfsmittel dazu erfordert werden. Sollte es aber nicht möglich sein, dieses schwere Werk zu erleichtern? Ein Gebäude ist leichter und geschwinder aufzuführen, wenn die Baumaterialien bei der Hand sind, und wenn man diese mit Muße herbeischaffen kann, so wird die Arbeit nicht halb so schwer. Es würde unendliche Mühe kosten, wenn der Mäurer jeden Stein, den er gebrauchet, selbst herbeischaffen sollte. Dessen Mühe aber wird nicht geringer sein, der zu Verfertigung der Geschichte des Schauplatzes alle Kleinigkeiten selbst ausspähen muß. Wir hoffen also nichts Ueberflüssiges oder Unnützliches zu thun, wenn wir die vornehmsten Nachrichten, die dazu nötig sind, sammeln. Diese werden teils den Ursprung, den Fortgang, den Verfall und die Wiederherstellung der Schaubühne bei allen gesitteten Völkern, teils die Lebensbeschreibungen sowohl der dramatischen Poeten als der Schauspieler, teils historische Auszüge aus den vornehmsten theatralischen Werken betreffen. Wir wollen übrigens alles sammeln, was sowohl für als wider die Schauspiele ist geschrieben worden, und deswegen von den Kirchenvätern anfangen und bis auf unsre heutigen Gottesgelehrten kommen. Hieraus wird deutlich erhellen, mit was für Grunde sich diese auf das Beispiel jener berufen; daß alle die Gründe, welche die erstern wider die Schauspiele vorgebracht haben, zu den itzigen Zeiten wegfallen und daß die letztern sie aus Unwissenheit und Stolz verachten. Vielleicht gewinnen wir damit soviel, daß unbedachtsame Eiferer etwas gelinder urteilen und mit ihrer Verdammung etwas mehr an sich halten lernen. Darauf zwar wollen wir uns nicht allzugroße Rechnung machen. Denn manche Leute sind gewohnt, am meisten zu eifern, wenn sie am wenigsten zu antworten haben. Sie sind genugsam durch ihren Irrtum und durch die Schande, mit den größten und gründlichsten Gottesgelehrten nicht übereinzustimmen, gestraft. Soviel ist zwar leider wahr, daß durch ihr Schmählen bei dem Pöbel das Vorurteil wider das Theater und wider die, die daran arbeiten, erhalten wird. Allein vielleicht kommen bald die Zeiten, da auch der Pöbel klüger als sie sein wird, und da sie die einzigen sein werden, denen man einen gesündern Verstand zu wünschen hat.

Bei diesen historischen Beiträgen wollen wir vornehmlich

auf das deutsche Theater mit sehen. Wir wollen alle die verdienstvollen Männer hervorsuchen, die mit ihrem Witze oder mit ihrem Vermögen und Ansehen demselben nützlich gewesen sind, und ihnen zu demjenigen Ruhme zu verhelfen suchen, den nur die unparteiische Nachwelt geben kann. Von unsern alten theatralischen Stücken haben viele einen allzu verächtlichen Begriff. Es ist wahr, sie sind wenig regelmäßig, sie haben wenig von den Schönheiten, die itzo Mode sind; allein wer vielen von ihnen den Witz, das ursprünglich Deutsche und das Bewegende abspricht, der muß sie entweder nicht gelesen oder seinen Geschmack allzusehr verekelt haben. Wir werden zu seiner Zeit von dergleichen Stücken unsern Lesern einen Auszug machen, von welchen meistenteils nichts als der Titel aus des Herrn Prof. Gottscheds Verzeichnissen bekannt ist.

Nunmehr kömmt es auf den geneigten Leser an, zu urteilen, ob das, was wir hier versprochen haben und welches wir uns auf alle mögliche Art zu halten bestreben werden, seine Aufmerksamkeit verdiene. Wir wollen das Beste hoffen und in dieser Hoffnung alle Quartale mit dieser Arbeit fortzufahren versprechen. Jedes Stück soll ohngefähr zehn Bogen und jeder Band vier Stück oder ein Jahr ausmachen. Diejenigen werden uns allezeit den angenehmsten Dienst erweisen, die uns darinne beistehen oder, wo wir etwan irren sollten, uns zurechte führen werden.

Im Oktober 1749.

Die Verfasser.

Abhandlung

von dem Leben und den Werken

des

Marcus Accius Plautus.

Wir sind willens, dem Leser in der Folge einige Lustspiele des Plautus übersetzt vorzulegen. Wir haben uns schon in der Vorrede erklärt, wie und warum wir dieses thun wollen. Es wird also nicht unbillig sein, wenn wir vorher das Nötige sammeln, was uns den Verfasser und seine Arbeit näher kennen lehrt.

Von dem Plautus a) selbst finden wir wenige Nachricht. Alles, was wir von seinen Lebensumständen wissen, beruhet auf einigen Stellen des Cicero, Gellius, Festus, Servius und Hieronymus. Horaz, Plinius der Jüngere, Quintilian, Macrobius und andre gedenken zwar auch sein, allein alles, was sie uns von ihm sagen, sind Lobeserhebungen oder Beurteilungen. Marcus Accius b) Plautus soll in Sarsina, c) einer Stadt in Umbrien, geboren sein. Seine Eltern und die Zeit seiner Geburt sind gleich unbekannt. Man glaubt gemeiniglich,

---

a) Man hat schon einige Lebensbeschreibungen von dem Plautus. Derjenigen nicht zu gedenken, die man teils vor einigen Ausgaben und Uebersetzungen seiner Werke, teils in unterschiedenen Nachrichten von den lateinischen Schriftstellern findet; so hat Casp. Sagittarius ein besonderes Buch De vita, scriptis, editionibus, interpretibus, lectione atque imitatione Plauti, Terentii et Ciceronis. Altorfii 1672, in 8° herausgegeben. Ich würde mir vielleicht viele Mühe haben ersparen können, wenn ich es zu bekommen gewußt hätte.

b) Einige schreiben ihn auch Attius.

c) Man schreibt sie auch Sarcina und Sassina. Janus Parrhasius nennt sie gar Farsina, aus welchem Grunde, weiß ich nicht. Sie führt noch bis itzo diesen Namen und liegt an dem apenninischen Gebirge an dem Flusse Sapis, in der heutigen Provinz Romagna, 24 Meilen westwärts von Rimini. Sie ist ein bischöflicher Sitz und gehöret unter den Erzbischof von Ravenna. Limiers, in der Lebensbeschreibung des Plautus, die er seiner Uebersetzung vorgesetzt hat, meint also fälschlich, daß man Sarcina heutiges Tages nicht mehr fände.

daß seine Vorfahren Leute von sehr geringem Stande, ja gar Sklaven sollen gewesen sein. Pareus beruft sich deshalb auf eine Stelle bei dem Minutius Felix, wo Plautinae prosapiae homo einen Menschen von der allerniedrigsten Herkunft anzeige. Ich weiß nicht, ob dieses Beweis genug ist. Wenn man übrigens von der Geschicklichkeit und dem feinen Witze eines Menschen auf seine gute Erziehung und von dieser auf seine Eltern einigermaßen schließen kann, so möchte die Vermutung von des Plautus geringer Herkunft am ersten wegfallen. Wenigstens könnte man nicht ohne Grund glauben, daß er unter gesitteten und artigen Leuten müsse sein auferzogen worden. Vielleicht ist er zeitig nach Rom gekommen, vielleicht hat er eben das Glück gehabt, welches Terentius hatte, daß er mit den größten Leuten seiner Zeit umzugehen Gelegenheit fand. Doch das sind Vermutungen, die keinen gewissern Grund als die gegenseitigen haben. Das Glück mag einen großen Geist aus einem Stande entspringen lassen, aus welchem es will, er wird sich allezeit hervorbringen und zur Bewunderung der Welt werden. Der Ruhm des Plautus wird nur noch größer, wenn er auch selbst in seinen ersten Jahren ein Sklave gewesen wäre. Man bewundert den Epiktet; und ich sollte fast meinen, daß es schwerer sei, in der Sklaverei ein Poete als ein Philosoph zu werden. Das Unglück gibt oft die beste Anleitung zur Weltweisheit; allein ob es zum Dichten gleich nützlich sei, daran kann man um soviel mehr zweifeln, je mehr man Beispiele von Dichtern anführen könnte, welche Armut und Niedrigkeit entkräftet und zu Boden geschlagen hat. So viel ist gewiß, Plautus muß sehr zeitig Komödien zu schreiben angefangen haben, wenn alle, die man für seine Arbeit ausgegeben hat, wirklich von ihm sind. Im Anfange muß er mit seiner Arbeit glücklich gewesen sein. Er hatte nämlich, wie uns Gellius berichtet, damit soviel gewonnen, daß er eine Handlung anfangen konnte. d) Vielleicht, daß er seine Stücke an die Aediles verkaufte, vielleicht, wann diese Einrichtung damals noch nicht war, daß er

---

d) Gellius im 3. Hauptst. des 3. Buchs seiner „Attischen Nächte": *Saturionem* et *Addictum*, et tertiam quandam, cujus nunc mihi nomen non suppetit, in pistrino Plautum scripsisse Varro et plerique alii memoriae tradiderunt, cum pecunia omni, quam in operis artificum scenicorum pepererat, in mercationibus perdita, inops Romam redisset, et ob quaerendum victum ad circumagendas molas, quae trusatiles appellantur, operam pistori locasset. Sicut de Naevio quoque accepimus, fabulas eum in carcere duas scripsisse, Hariolum et Leontem.

sie selbst auf seine Unkosten aufführen ließ und den Nutzen davon zog. Aus den Worten des Gellius kann man nichts Gewisses schließen. Das erste ist zwar wahrscheinlicher, weil aus einigen Stellen in seinen Lustspielen klar ist, e) daß die Aediles schon damals die Aufsicht über die Schauspiele gehabt haben. Dem sei, wie ihm wolle: Plautus war aus einem komischen Dichter ein Handelsmann geworden. Er suchte sich vielleicht dadurch in solche Glücksumstände zu versetzen, worin er seiner Neigung mit mehr Bequemlichkeit genugthun könne. Allein seine Hoffnung schlug ihm fehl. Er verlor durch seinen Handel alles, was er sich so rühmlich verdient hatte, und kam in größter Armut wieder nach Rom zurück. Hier nun nahm er seine erstern Bemühungen wieder vor. Allein ein Lustspiel ist nicht gleich gemacht, und ohne Zweifel fand er auch nicht gleich Gelegenheit, es unterzubringen. Die Not zwang ihn also, sich zu einem Bäcker zu vermieten, bei dem er die Handmühlen f) drehte. Gewiß eine niedrige Beschäftigung für einen Dichter! g) Allein die Schande fällt nicht auf ihn, sondern auf die undankbaren und unempfindlichen Römer. Ungeachtet dieser knechtischen und fast viehischen Arbeit behielt Plautus noch immer einen genugsam aufgeräumten und muntern Geist, seine komischen Werke fortzusetzen. Er machte die Zeit über, da er sich in der Mühle aufhielt, drei Lustspiele; zwei davon nennt uns Gellius: *Saturio* und *Addictus*. Er beruft sich auf das Zeugnis des Varro, diligentissimi investigatoris antiquitatis, wie ihn Cicero nennt. Die Stücke selbst sind verloren gegangen, auch von ihrem Inhalte weiß man nichts zu sagen, und aus den Benennungen läßt sich wenig oder gar nichts schließen. h) Aus dem Addictus führt der unge-

---

e) Siehe den Vorredner des „Amphitruo", V. 72.

f) Diese Handmühlen hießen bei den Römern trusatiles sc. molae, von dem alten Zeitworte trusari, dem frequentativo von trudi. Bei den Griechen heißen sie χειρόμυλα.

g) Athenäus erzählt ein Gleiches von den Weltweisen Asklepiades und Menedemus. Sonst ist auch aus dem Laertius bekannt, daß der stoische Weltweise Kleanthes des Nachts Wasser zur Begießung der Pflanzen gepumpt und damit seinen Unterhalt gesucht hat.

h) Herr Limiers übersetzt Addictus durch Le Valet obéissant. Ich kann nicht begreifen, wie die wahre Bedeutung des Worts Addictus einem Uebersetzer des Plautus hat unbekannt sein können. Ich will nicht leugnen, daß es nicht dann und wann ergeben, gehorsam heiße; Plautus aber braucht es in einem ganz andern Verstande. Addicti wurden nämlich diejenigen genannt, die ihre Schuldner nicht befriedigen konnten und ihnen deswegen von dem Richter als Knechte zugesprochen wurden. Sie wurden auch nicht eher wieder frei, als bis sie ihre Schulden bezahlt hatten. Man sehe die Bacchid. im 5. Aufzuge, im 2. Auftritt, V. 87; desgleichen im Rudens, Aufz. 3. Auft. 6. V. 53. Ohne Zweifel hat also Plautus in diesem

nannte Ausleger des Virgils über das 1. Buch Georg. eine Zeile an:

Opus facere nimio quam dormire mavolo: veternum metuo.

Ohne Zweifel hat der gute Plautus damals auch, wann er vom Drehen ermüdet war, zur Erquickung lieber an seinen Lustspielen arbeiten als schlafen wollen. Aus dem Saturio aber hat uns Festus unterschiedene Stellen aufbehalten. Man findet in der Nachricht des Gellius und des Hieronymus, i) die sie uns beide von der Mühlarbeit des Plautus geben, einen kleinen anscheinenden Widerspruch. Gellius nämlich spricht, wie wir schon angeführet, daß ihn seine eigne Not so weit gebracht habe; Hieronymus aber sagt, daß er wegen damaliger Teurung hierzu hätte greifen müssen. Allein sie sind leicht zu vergleichen. Es kann beides wahr sein. Plautus kam von seinem Handel arm wieder nach Rom, und zu allem Unglück war Teurung in Rom, so daß ihm seine Freunde, die er ohne Zweifel wird gehabt haben, nicht beispringen konnten. Es scheint, daß er von diesem Zufalle einen beinahe schimpflichen Zunamen bekommen habe. In den drei Handschriften, die C. Langius zusammengehalten hat, hat er ihn allezeit M. A. Plautus Asinius benennt gefunden. Joh. Meursius glaubt, daß es ein Versehen der Abschreiber sei und daß es heißen müsse Asinus, weil alle diejenigen, die in den Mühlen gearbeitet und mit den Eseln beinahe gleiche Verrichtungen gehabt hätten, zur Verachtung asini wären genennet worden. Allein ich glaube vielmehr, daß es überhaupt ein Zusatz unbesonnener Abschreiber sei, oder, wenn ja Plautus auch bei seinen Lebzeiten diesen Zunamen sollte gehabt haben, daß ihn gewiß niemand als der niedrigste Pöbel oder seine ärgsten Feinde damit werden belegt haben. Wenn es ein Name gewesen wäre, den man ihm durchgängig gegeben hätte, so würde man ihn gewiß auch bei andern Schriftstellern finden.

Durch die angeführten drei Lustspiele mochte sich Plautus nun wohl wieder soviel verdienet haben, daß er die Mühle

---

Stücke etwan einen Hurenwirt, der seinen Klägern von dem Prätor zum Sklaven übergeben wird, aufgeführt. Saturio ist der Name eines Schmarotzers, dergleichen Plautus auch in der Persa vorgestellet hat.

i) Hieronymus in der Chronike des Eusebius, Olymp. 145: Plautus ex Umbria Sarsinas Romae moritur, qui propter annonae difficultatem ad molas manuarias pistori se locaverat. Ibi quoties ab opere vacaret, scribere fabulas et vendere solitus consueverat.

verlassen und vor sich leben konnte. Vielleicht hatte auch die Hungersnot aufgehört. Er konnte nunmehro mehr Zeit auf seine Arbeit wenden, und seinem nachfolgenden Fleiße haben wir ohne Zweifel dasjenige zu danken, was uns von ihm übrig geblieben ist. Wenn ich nicht dem spanischen Schriftsteller, dessen Taubmann k) gedenket, gleich werden und in Ermanglung gegründeter Nachrichten von dem Plautus meine Erdichtungen oder Vermutungen dem Leser aufhängen will, so kann ich weiter nichts zur Lebensbeschreibung unsers Dichters beifügen als seinen Tod. Plautus starb in Rom. Die Zeit seines Todes haben uns Cicero und Hieronymus aufbehalten. Hieronymus sagt in dem oben angeführten Orte, er sei in der 145sten Olympiade gestorben. Er läßt uns also die Wahl, ob wir es auf das erste, andere, dritte oder vierte Jahr dieser Olympiade setzen wollen. Cicero bestimmt das Jahr genauer, und zwar, wie wir sehen werden, mit einem ganz beträchtlichen Unterschied. l) Der Ort befindet sich in dem 15ten Hauptstücke seines **Brutus**, wo er von dem Cethegus und seinem Zeitgenossen, dem Nävius, redet. Er sagt uns, daß Nävius unter dem Bürgermeisteramte des Cethegus und des P. Tuditanus, zur Zeit des zweiten punischen Krieges, als M. Cato Quästor war, gestorben sei. Er bestimmt uns diese Zeit noch genauer, nämlich gleich 140 Jahr vor seinem Consulate. Und 20 Jahr hernach, spricht er, als P. Claudius und L. Porcius Consuls und Cato Censor waren, starb Plautus. Wenn wir also das Jahr wissen, in welchem Cicero Consul war, so ist

---

k) Zum Schlusse seiner Ausgabe vom Jahre 1605. Narro tibi, lector, cum extremas hasce pagellas typographiae adornarem, commodum mihi e Bibliotheca Lud. Personii, JC. et Elect. Sax. Consil. ac Prof. primarii, libellus ab amico offertur Nob. cujusdam Hispani, in quo ille, pag. 19. germ. edit., ut rem certam ponit, Plautum nostrum in juventute variis fuisse moribus: sectatum esse militiam, per maria circumvectum esse, pistorem fuisse, mercaturam et imprimis oleariam exercuisse, factum etiam vestiarium et sarcinatorem tandemque in bonis litteris acquievisse. Sed nisi dotior ab aevo prisco juvet auctoritas, qui credam ista omnia Taubmannus?
— — Credat Judaeus Apelles, non ego.
Wo ich nicht irre, so ist dieser Spanier Antonius von Guevara. Denn soviel ich mich besinne, glaube ich an einem Orte seiner Schriften ein Gleiches gelesen zu haben.

l) Es lautet also: At hic Cethegus consul cum P. Tuditano fuit bello punico secundo, quaestorque his consulibus M. Cato, modo plane annis 140 ante me consulem, et id ipsum nisi unius esset Ennii testimonio cognitum, hunc vetustas, ut alios fortasse multos, oblivione obruisset. Illius autem aetatis qui sermo fuerit, ex Naevianis scriptis intelligi potest. His enim consulibus, ut in veteribus commentariis scriptum est, Naevius est mortuus: quanquam Varro noster, diligentissimus investigator antiquitatis, putat in hoc erratum vitamque Naevii producit longius. Nam Plautus P. Claudio L. Porcio, viginti annos post illos quos ante dixi consules, mortuus est, Catone censore.

das übrige leicht auszurechnen. Dieses Jahr nun ist das 690ste nach Erbauung der Stadt Rom. In dem 550sten also starb Nävius, und 20 Jahr nachhero, im Jahr 570, Plautus. Dieses nun ist das zweite Jahr der 148sten Olympiade. Hieronymus läßt also den Plautus wenigstens zehn Jahr zu früh sterben. Wir wollen nicht untersuchen, woher dieser Unterscheid komme; so viel bleibt doch gewiß, daß sich Plautus zur Zeit des zweiten punischen Krieges, zu Lebzeiten des Cato, durch seinen komischen Geist beliebt gemacht hat. Rom hatte also damals zu einer Zeit zwei der größten Geister, die aber ihrer Gemütsbeschaffenheit nach einander sehr ungleich waren. Wer war ernsthafter als Cato? Wer war scherzhafter als Plautus?

Wenn wir einigen Auslegern des Plautus glauben wollen, so ist sein Körper noch weit drollichter gewesen als sein Geist, und man könnte sagen, daß ihn die Natur recht darzu ausgekünstelt habe, seine ernsthaften Mitbürger zum Lachen zu bringen. Ein schwärzliches Gesicht, rotes Haar, ein hervorhangender Bauch, ein großer Kopf, ein Paar scharfe Augen, ein roter Mund: diese Stücke stelle man nach ihrer Lage auf ein Paar übermäßig große Beine mit dicken Waden, so möchte man ungefähr das Bild unsers Komödienschreibers haben. Allein woher weiß man denn, daß er so ausgesehen hat? Ich muß doch meinen Lesern den schönen Grund mitteilen. Plautus soll sich selbst so unter der Gestalt des Pseudolus in dem Lustspiele, das von diesem schlauen Betrieger den Namen hat, geschildert haben. Er läßt daselbst den Harpax eine Beschreibung von d e m machen, dem er das Symbolum gegeben hatte, und zwar in diesen Worten (siehe des 4. Aufz. 7. Auft. V. 120):

Rufus quidam, ventricosus, crassis suris, subniger,
Magno capite, acutis oculis, ore rubicundo, admodum
Magnis pedibus — —

Hier fällt ihm der alte Simo ins Wort:

Perdidisti, postquam dixisti pedes:
Pseudolus fuit ipsus.

Und dieses letztre, vermute ich, hat Gelegenheit gegeben, daß man diese Stelle auf die Gestalt des Plautus selbst angewendet hat. Man behauptet nämlich, und dieses zwar nicht ohne Grund, daß sein eigentlicher Name Marcus Accius gewesen sei, daß er aber von seinen platten Füßen den Zu-

namen m) Plautus bekommen habe. Weil nun hier das deutlichste Kennzeichen des Pseudolus gleichfalls die Beine sind, so hat man sich's gefallen lassen, sowohl dieses als das Vorhergehende auf den Verfasser selbst zu deuten; obgleich nach der gemeinen Meinung Plautus nicht große, sondern platte Füße soll gehabt haben. Die Herren Kunstrichter sind überhaupt sehr scharfsichtig. In einer andern Stelle n) wollen einige von ihnen auch das Vaterland des Plautus gefunden haben. Ich aber und andre ehrliche Leute können nichts als eine frostige Verwechslung des Wortes Umbra, da es bald der Schatten, bald eine Weibsperson aus Umbrien heißen kann, darinnen finden. Wenn man sonst nicht wüßte, daß Plautus aus Sarsina in Umbrien gewesen wäre, wie würde man es ewig daraus schließen können?

Gellius berichtet, daß sich Plautus selbst eine Grabschrift gemacht habe. Sie klingt etwas hoffärtig; allein kann man es einem großen Manne verdenken, wenn auch er von seinen Verdiensten überzeugt ist? Genug, er hat die Wahrheit gesagt, und seine Prophezeiung ist allerdings eingetroffen. Die Grabschrift ist diese:

Postquam est mortem aptus Plautus, Comoedia luget:
Scena est deserta. Hinc ludus risusque jocusque
Et numeri innumeri simul omnes collacrimarunt.

Wir kommen nunmehro auf die Werke des Plautus, wo wir schon ein viel weitläuftiger Feld vor uns haben. Die Anzahl seiner Lustspiele ist nicht geringe, allein es ist unmöglich, sie gewiß zu bestimmen. Zu des Gellius Zeiten waren ihrer auf hundertunddreißig, die des Plautus Namen hatten. o) Allein

---

m) Festus sagt: Ploti appellati sunt Umbri pedibus planis quod essent, unde soleas dimidiatas, quibus utuntur in venando, quo planius pedes ponerent, vocant semiplotia, et ab eadem causa M. Accius poeta, quia Umber Sarsinas erat, a pedum planitie initio Plotus, postea Plautus coeptus est dici. Scaliger vermeint, daß das Wort Plotus ein umbrisches Wort sei; allein wahrscheinlicherweise kömmt es wohl von dem griechischen πλατύς her, und in der That heißt es auch nichts anders als „breit", „platt", welches letztre auch dem Tone nach eine große Gleichheit mit ihm hat. Man sagt es auch von Hunden, und plauti canes heißen Hunde mit breiten herabhangenden Ohren. Wenn man es von den Füßen sagt, so heißen es Füße, wo die Fußsohlen nicht die gehörige Höhlung haben und also ganz platt auf der Erde aufliegen. Allein ich begreife nicht, warum alle Umbrier diesen Fehler sollen gehabt haben. Ich vermute also vielmehr, daß sie von ihren Schuhen, die sie vielleicht ganz platt machten, den Zunamen bekommen haben. Die angeführte Stelle des Festus scheint diese Meinung zu bestärken, da er glaubt, daß die semiplotia von ihnen den Namen haben.

n) Diese Stelle siehe in der Mostellaria im 3. Aufz. 2. Auft. V. 83.

o) Gellius im 3. Buch s. „Attischen Nächte", im 3. Hauptst.: Verum esse comperior, quod quosdam bene literatos homines dicere audivi, qui pleras-

es war auch damals schon ausgemacht, daß die meisten nicht von ihm waren. Varro meinet, daß ein andrer römischer Komikus gewesen sei, mit Namen Plautius, dessen Stücke man mit den seinigen vermengt habe. Es kann sein. Doch ist auch die Vermutung des Gellius nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß viele von diesen Stücken die Arbeit ältrer Poeten wären;

---

que Plauti Comoedias curiose atque contente lectitaverunt, non indicibus Aelii, nec Sedigiti, nec Claudii, nec Aurelii, nec Accii, nec Manilii super his fabulis, quae dicuntur ambiguae, credituros, sed ipsi Plauto moribusque ingenii atque linguae ejus. Hac enim judicii norma Varronem quoque esse usum videmus. Nam praeter illas unam et viginti, quae *Varronianae* vocantur, quas idcirco a caeteris segregavit, quoniam dubiosae non erant, sed consensu omnium Plauti esse censebantur, quasdam item alias probavit adductus stilo atque facetia sermonis Plauto congruentis, easque jam nominibus aliorum occupatas Plauto vindicavit, sicuti istam quam nuperrime legebamus, cui est nomen Boeotia. Nam cum in illis una et viginti non sit et esse Aquilii dicatur, nihil tamen Varro dubitavit, quin Plauti foret, neque alius quisquam non infrequens Plauti lector dubitaverit, si vel hos solos versus ex ea fabula cognoverit, qui quoniam sunt, ut de illius more dicam, Plautinissimi, propterea et meminimus eos, et adscripsimus. Parasitus ibi esuriens haec dicit:

Ut illum Dii perdant, primus qui horas repperit etc.

Favorinus quoque noster, cum Nervolariam Plauti legerem, quae inter incertas est habita, et audisset ex ea Comoedia versum hunc:

Strateae, scrupedae, strativolae, sordidae,

delectatus faceta verborum antiquitate, meretricum vitia atque deformitates significantium: Vel unus hercle, inquit, hic versus Plauti esse hanc fabulam satis potest fidei fecisse! Nos quoque ipsi nuperrime, cum legeremus *Fretum* (nomen est id Comoediae, quam Plauti esse quidam non putant) haud quicquam dubitavimus, quin Plauti foret et omnium maxime genuina, ex qua duos hos versus exscripsimus, ut historiam quaereremus oraculi arietini:

Nunc illud est
Quod arietinum responsum magnis ludis dicitur:
Peribo, si non fecero: si faxo, vapulabo.

Marcus autem Varro in libro de Comoediis Plautinis primo verba haec ponit: Nam nec *Gemini*, nec *Lenones*, nec *Condalium*, nec *Anus* Plauti, nec *Bis compressa*, nec *Boeotia* unquam fuit, neque adeo Ἀγροῖκος, neque *Commorientes*, sed M. Acutici. In eodem libro Varronis id quoque scriptum est, Plautium fuisse quempiam Poetam Comoediarum, cujus quoniam Fabulae Plauti inscriptae forent, acceptas esse quasi Plautinas, cum essent non a Plauto Plautinae, sed a Plautio Plautianae. Feruntur autem sub Plauti nomine circiter centum atque triginta. Sed homo eruditissimus L. Aelius quinque et viginti esse ejus solas existimavit. Non tamen dubium est, quin istae, et quae scriptae a Plauto non videntur et nomini ejus addicuntur, veterum Poetarum fuerint, et ab eo retractatae et expolitae sint, ac propterea resipiant dictum Plautinum. Dieser Lucius Aelius, welcher hier zu zweien Malen genennet wird, ist ohne Zweifel wohl der, dessen Suetonius in seinem Buche „Von berühmten Grammatikern" gedenket. Er sagt unter andern daselbst von ihm: Lucius Aelius cognomine duplici fuit; nam et Praeconius, quod pater ejus praeconium fecerat, vocabatur, et Stilo, quod orationes nobilissimo cuique scribere solebat, tantus optimatum fautor, ut Quintum Metellum Numidicum in exilium comitatus sit. Eben dieser Lucius Aelius Stilo, wie uns Quintilian im 10. B. im 1. Hauptst. meldet, hat zuerst das Urteil vom Plauto gefällt: Musas Plautino sermone locuturas fuisse, si latine loqui vellent.

Plautus aber habe sie vielleicht durchgearbeitet und verbessert, daher man darinnen hin und wieder den Plautinischen Ausdruck fände. Er erzählt uns übrigens nicht wenige, die sich bemüht hätten, die wahren Stücke des Plautus auszusuchen und sie in richtige Verzeichnisse zu bringen: Aelius, Sedigitus, Claudius, Aurelius, Accius, Manilius und vornehmlich Varro, dessen Buch „Von den Plautinischen Komödien“ er anführet, welches sich aber leider unter den verlornen Büchern des Varro befindet. Varro hatte nur 21 für echte Plautinische Stücke erkannt, weswegen sie die Varronianischen hießen und die auch in der That von allen einmütig für die Arbeit des Plautus erkannt wurden. Er war aber nicht so strenge, daß er nicht auch andre, in welchen er den Witz und die Schreibart des Plautus fand, ihm hätte zueignen sollen. L. Aelius, ein gelehrter Grammatikus, gab dem Plautus 25 Stücke. Man lese die angeführte Stelle des Gellius. Servius berichtet uns in seinen Anmerkungen über das erste Buch der „Aeneis“, daß einige dem Plautus 20, andre 40 und andre 100 Lustspiele zuschrieben. Da also schon die Alten sogar sehr uneinig hierüber gewesen sind, so muß es uns genug sein, wenn wir wissen, er habe sehr viele gemacht, und daß die, die uns unter seinem Namen übrig geblieben sind, die Varronianischen, das ist, diejenigen sind, die er ohnstreitig verfertiget hat. Von vielen der zweifelhaften Stücke haben uns die alten lateinischen Sprachkundigen teils die Namen, teils einige Stellen oder nur einzelne Worte aufbehalten. Es ist aber in den meisten dieser Fragmente so wenig Saft und Kraft, daß es sehr unnötig sein würde, sie hier anzuführen.

Bei den Alten machte die Erklärung der Lustspiele einen großen Teil ihrer schönen Wissenschaften aus. Daher kam es, daß sich viele von den Römern, deren Hauptwerk die Studia doch nicht waren, so sehr darauf legten, daß sie die Schreibart des Plautus, seine Art, zu denken und zu scherzen, so genau inne hatten, daß sie gleich sagen konnten, dieses oder jenes ist von ihm, oder ist nicht von ihm. Außer dem, was Gellius von dem Favorinus anführet, so versichert schon Cicero, p) daß Servius Claudius, der Bruder des Papirius

p) Im 9. Buche s. „Briefe an Untersch.“, im 16. Briefe: Sed tamen ipse Caesar habet peracre judicium; et ut Servius frater tuus, quem literatissimum fuisse judico (er war damals schon tot; denn er ist unter dem Konsulate des Metellus und Afranius gestorben), facile diceret: Hic versus Plauti non est, hic est — quod tritas aures haberet notandis generibus poetarum, et consuetudine legendi etc.

Pätus, an den wir unterschiedene Briefe von ihm lesen, besonders diese Stärke im Urteilen besessen habe. Die alten Römer schätzen den Plautus besonders zweier Stücke wegen sehr hoch: teils wegen seiner Schreibart, teils wegen seiner anmutigen Scherze. Und gewiß, beides ist unverbesserlich, wenn man von dem ersten das allzu Alte und den possenhaften Ausdruck, von diesem aber das allzu Freie wegnimmt. Sie glaubten, die Musen würden Plautinisches Latein sprechen, wenn sie römisch reden wollten. Hiermit stimmen die neuern Critici durchgängig überein. Es würde eine unendliche Arbeit sein, wenn ich alle die Lobeserhebungen sammeln wollte, die man ihm deswegen gegeben hat. Seine Scherze haben ihm nicht mindern Beifall erworben. Cicero q) stellet sie den Scherzen der alten attischen Komödie und der Sokratischen Weltweisen gleich. Der h. Hieronymus ergötzte sich daran, wenn er in vielen Nachtwachen aus Reue über seine begangnen Sünden herzliche und bußfertige Thränen vergossen hatte. r) Man mag hierüber schelten oder spotten, wie man will, ich sehe weder was Unbegreifliches, noch viel weniger was Verdammliches darinnen. Darf denn ein Christ keine Erholung genießen? Ist es denn ein so großer Widerspruch, das Laster verlachen und das Laster beweinen? Ich sollte vielmehr glauben, daß man beides zugleich sehr wohl thun könne. Entweder man betrachtet das Laster als etwas, das unsrer unanständig ist, das uns geringer macht, das uns in unzählige widersinnische Vergehungen fallen läßt; oder man betrachtet es als etwas, das wider unsre Pflicht ist, das den Zorn Gottes erregt und also notwendig unglücklich machen muß. Im ersten Falle muß man darüber lachen, in dem andern wird man sich darüber betrüben. Zu jenem gibt ein Lustspiel, zu diesem die heilige Schrift die beste Gelegenheit. Wer seine Laster

---

q) Cicero im 29. Hauptstücke des 1. Buchs „Von den Pflichten“: Duplex omnino est jocandi genus, unum illiberale, petulans, flagitiosum, obscenum: alterum elegans, urbanum, ingeniosum, facetum: quo genere non modo Plautus noster et Atticorum antiqua Comoedia, sed etiam Philosophorum Socraticorum libri sunt referti.

r) Hieronymus in seinem Buche „Von der Bewahrung der Keuschheit“: Post noctium crebras vigilias, post lacrimas, quas mihi praeteritorum recordatio peccatorum ex imis visceribus eruebat, Plautus sumebatur in manus. Es sind zwar einige, welche hier vor Plautus lieber Plato lesen wollen, wie man denn auch dieses in der Baseler Ausgabe von 1490 findet. Allein die Handschriften haben sonst alle Plautus; übrigens leidet auch der Zusammenhang diese Aenderung nicht; und da wir aus andern Stellen versichert sein können, daß Hieronymus den Plautus sehr fleißig gelesen habe, so können wir wegen der gemeinen Leseart um so viel gewisser sein.

nur beständig beweint und sie niemals verlacht, von dessen Abscheu dargegen kann ich mir in der That keinen allzu guten Begriff machen. Er beweint sie nur vielleicht aus Furcht, es möchte ihm übel darbei gehen, er möchte die Strafe nicht vermeiden können. Wer aber das Laster verlacht, der verachtet es zugleich und beweiset, daß er lebendig überzeugt ist, Gott habe es nicht etwan aus einem despotischen Willen zu vermeiden befohlen, sondern daß uns unser eignes Wohl, unsre eigne Ehre es zu fliehen gebiete. Allein, kann man mir einwerfen, wie hat Hieronymus so viele nicht allzu gesittete und reine Stellen, die in dem Plautus vorkommen, mit gutem Gewissen lesen können? Die zulänglichste Antwort darauf ist, daß den Reinen alles rein ist. Ich könnte zwar diesen scheinheiligen Richtern sagen, daß der Charakter derjenigen Personen, die Plautus aufgeführet hat, und die Umstände manchmal etwas Freies erfordert hätten; ich könnte ihnen sagen, daß vieles von dem, was sie verdammen, nicht in der Absicht geschrieben sei, zu ärgern, sondern vielmehr zu bessern: allein hierzu möchten sie mehr Ueberlegung nötig haben, als sie darauf wenden wollen. Sie müssen sich also mit der Versicherung begnügen lassen, daß es Leute außer ihnen gibt, welche die sogenannten anstößigen Stellen in den Plautinischen Lustspielen mit gleich unsträflichen Gedanken lesen können, als sie etwa die Geschichte der Bathseba. Und aus dieser Zahl war auch Hieronymus.

Man wird mir diese kleine Ausschweifung nicht verübeln. Ich will wieder einlenken. Soviel auch Plautus Verehrer in alten und neuen Zeiten fand, so hat er doch auch seinen Verächter gefunden. Das Uebelste dabei ist, daß es ein Mann ist, den die Welt nicht nur als einen großen Dichter, sondern auch als einen gründlichen Kunstrichter bewundert, der also viele durch seinen Ausspruch, ehe sie ihn untersuchen konnten, auf seine Seite gezogen hat. Es ist Horaz, und sein Urteil ist dieses (siehe „Von der Dichtk.", V. 270 ff.):

At nostri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere sales, nimium patienter utrumque,
Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.

„Zwar unser Väter Mund hat Plautus' Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.

Man hat ihn wahrlich nur aus Einfalt hochgeschätzet:
Dafern ich anders weiß, was euch und mich ergetzet,
Was ein erlaubter Scherz, was grob und garstig ist,
Und wenn ein reiner Vers ganz ungezwungen fließt;
Wenn wir das Silbenmaß an unsern Fingern zählen,
Und was den Klang betrifft, das Ohr zum Richter wählen."

Gottsched.

Gewiß, es wird mir gleich schwer, ihm zu widersprechen, als ihm Recht zu geben. Wenn ich jenes thun wollte, so würde ich zwar nichts mehr thun, als was schon die größten Gelehrten gethan haben. J. J. Scaliger sagt: Horatii judicium sine judicio est. Turnebus (im 25. B. im 16. Hauptst. s. Adverſ.) spricht: In Plauti salibus existimandis accedo potius sententiae veterum ingenuorum Romanorum, quam Flacci, Venusini hominis ac libertino patre nati. Camerarius gar wird durch die angeführte Stelle so erhitzt, daß er den Horaz in vollem Affekte anredet (s. seine Dissert. von den Lustspielen des Plautus): Imo illi [proavi] merito et recte ac sapienter Plautum laudarunt et admirati fuerunt, tuque ad Graecitatem omnia, quasi regulam, poemata gentis tuae exigens, immerito et perperam atque incogitanter culpas. Doch hat es dem Horaz auch nicht an Verteidigern gefehlt. Unter den Neuern hat besonders Daniel Heinsius s) seine Sache auf sich genommen. Und er geht sogar noch weiter, als selbst Horaz gegangen ist. Wenn wir genau überlegen, was dieser sagt, so finden wir, daß er eigentlich nichts an ihm aussetze als seine unharmonischen Verse und seine hin und wieder angebrachten frostigen und unhöflichen Scherze. Vielleicht könnte man ihm auch manchmal Recht geben, wenn er sich nur nicht so gar unbestimmt erklärt hätte; wenn es nur nicht schiene, er habe alle Verse des Plautus vor schlechte Verse und alle Scherze vor ungesittete Scherze gehalten. Gleichwohl kann ich mir nimmermehr ein-

---

s) Danielis Heinsii ad Horatii de Plauto et Terentio judicium Dissertatio. Man hat sie unter andern auch der Ausgabe des Terentius zum Gebrauch des Dauphins vordrucken lassen. Er fängt mit den Worten des Horatius an und spricht: Durum equidem judicium, et quod non nemo hac aetate de leporum omnium parente, summo critico ac maximo poeta excidisse nollet: cujus tamen vernae melius de Plauto judicabant, quam qui familiam in literis hac aetate tueri creduntur etc. Man kann leicht sehen, auf wen er zielt. Ich finde, daß er nachher von dem Bened. Floretti ist widerlegt worden; dieser gab im Jahr 1618 in 8° heraus: Apologiam pro Plauto oppositam scaevo judicio Horatiano et Heinsiano. Wir wollen sowohl die Abhandlung des Heinsius als diese Apologie dem Leser ein andermal bekannter machen.

bilden, daß Horaz mit der Verteidigung des Heinsius zufrieden sein sollte, wenn er sie lesen könnte. Er verwirft darinne überhaupt die ganze Schreibart des Plautus, er behauptet, sie sei außer dem Schauplatze unbrauchbar, indem er nur das Lächerliche auszudrücken gesucht hätte. Er gibt ihm übrigens unzählige Fehler sowohl wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Einheit des Orts und der Zeit als auch wider das Sittliche der Lustspiele schuld. Wenn man aber seine Vorwürfe prüfet, so hat er oft den Plautus nicht verstanden, oft auch ganz falsche Begriffe von der Komödie gehabt. Das billigste bei dieser Streitigkeit ist, daß man den Plautus nicht allzu unbehutsam auf Unkosten des Horaz erhebt, noch auch dem Horaz auf Unkosten des Plautus völlig beifällt. Niemand ist gründlicher dabei verfahren als die Frau Dacier; diese macht in der Vorrede zu ihrer Uebersetzung einiger Plautinischen Lustspiele drei Anmerkungen, welche das Urteil des Flaccus teils erklären, teils lindern. Erstlich, sagt sie, muß man erwägen, daß, als Plautus anfing, seine Stücke zu verfertigen, das römische Volk noch an die Satiren, welche vorher den Schauplatz besessen hatten, gewöhnt war. Diese Satiren waren zwar ein regelmäßiges Gedichte, aber es hatte noch so viel Rauhes von seinem Ursprunge behalten, sowohl was die Scherze als die Einrichtung selbst anbelangte, daß es freilich in einem so wenig artigen Jahrhunderte noch sehr hart sein mußte. Plautus war also genötiget, seinen Stücken Beifall zu verschaffen, einen Teil von diesen Scherzen beizubehalten. Dieses war an ihm um soviel erträglicher, je weniger er sich dadurch von der alten griechischen Komödie, die er nachzuahmen sich vorgesetzt hatte, entfernte. Zum andern machen die Verse und die Scherze so wenig das Wesen der Lustspiele aus, daß ein Dichter ein vortrefflicher Komikus sein kann, ob er gleich harte Verse und einige schlimme Späße hat. Endlich muß man die Stelle des Horazes nicht allzusehr nach dem Buchstaben nehmen, als wenn dieser Poete alle Scherze und alle lustigen Einfälle des Plautus verdammte. Er konnte unmöglich dieser Meinung sein, ohne Vernunft und Wahrheit zu beleidigen. Plautus hat ohne Zweifel grobe und seichte Scherzreden, allein er hat auch sehr viele, die sehr fein, zärtlich und wohl angebracht sind. Dieserwegen stellt ihn auch Cicero, welcher gewiß kein übler Richter von dem war, was die alten Römer urbanitatem nennten, zum Muster im Scherzen vor. Und wie man dem Cicero sehr Unrecht thun

würde, wenn man glaubte, er habe diejenigen Stellen gelobt, die Horaz tadelt, so wird man auch sehr übel von dem Horaz urteilen, wenn man meinet, er tadle das, was Cicero so sehr erhoben hat. Sie haben alle beide recht. Der erste redet nur von den Schönheiten, die man nicht lesen kann, ohne von ihnen bezaubert zu werden; der andre aber nimmt nur die üble Seite und berühret nichts als gewisse frostige und unehrbare Possenreden, die er auch nicht einmal an und vor sich selbst verdammet und die man zwar entschuldigen könnte, allein weder loben, noch nachahmen muß. Wir unterschreiben dieses Urteil um so viel lieber, je gerner wir sowohl des einen als des andern Ehre mögen gerettet sehen. Wir werden ein andermal Gelegenheit haben, unsre Gedanken weitläuftiger von dem Vortrefflichen und von dem Tadelhaften in den Lustspielen des Plautus zu entdecken, wenn wir vorher einige Stücke von ihm, wie wir schon versprochen, werden übersetzt haben, damit der Leser zugleich mit uns urteilen könne. Itzo wollen wir uns etwas näher zu seinen uns hinterlassenen Stücken machen, doch auf diesesmal nichts mehr als eine historische Nachricht davon erteilen. Es sind auf uns nicht mehr als zwanzig Lustspiele des Plautus gekommen. Wenn es also diejenigen sind, die man die Varronianischen genennt hat, so fehlt uns noch eines daran. Ich hoffe, daß es vielen nicht unangenehm sein wird, wenn wir vorher die vornehmsten Ausgaben davon bekannt machen. Alsdann wollen wir das Nötigste von ihren Uebersetzungen, von ihren Nachahmungen und von ihrem allgemeinen Inhalte anführen.

Die erste gedruckte Ausgabe von dem Plautus haben wir dem Georgius Merula zu danken. Dieser Mann hat lange Zeit zu Venedig und Mailand gelehrt und die Plautinischen Komödien an dem erstern Orte in Folio 1472 drucken lassen. Von dieser Zeit an bis zum Anfange dieses itzigen Jahrhunderts würde es uns was Leichtes sein, beinahe alle Jahre eine neue Ausgabe, wenigstens Auflage, und oftmals in einem Jahre mehr als eine anzumerken. Allein so ein Verzeichnis möchte den meisten Lesern allzu trocken vorkommen; wir berühren also nur die vorzüglichsten, und dieses sind nach der Ordnung der Jahre folgende:

1499 zu Venedig, in Fol., mit den Anmerkungen des Valla und Saracenus.

1500 zu Mailand, in Fol., mit dem Kommentar des Joh. Baptista Pius.

1512 hat in Leipzig Veit Werler einige Komödien des Plautus einzeln drucken lassen, als die „Cistellaria“, den „Truculentus“, den „Stichus“. Er war Professor daselbst, und Joachim Camerarius hat bei ihm über den Plautus gehört, wie er uns in der oben angeführten Abhandlung von den Plautinischen Fabeln berichtet.

1513 zu Paris, von Simon Carpentarius, in 8.

1514 zu Straßburg, in 4., sind 5 Komödien des Plautus mit dem Kommentar des Pilades aus Brescia gedruckt worden.

1522 in Venedig eine Aldinische Ausgabe in 8.

In eben diesem Jahre kamen auch die 20 Lustspiele des Plautus cum acri Judicio (wie es auf dem Titel heißt) Nicolai Angelii zu Florenz in 8. heraus.

1530 in Paris, von Robert Stephanus gedruckt, in Fol.

In eben diesem Jahre des Gisb. Longolius Ausgabe in 8.

1538 gab Joachim Camerarius seine in Basel heraus. Er ist derjenige, dem wir das meiste in Verbesserung des Plautus zu danken haben. Er hat unzählige Stellen wiederhergestellt, und die Menge derjenigen Kunstrichter, welche vor ihm daran gearbeitet, hatten ihn mehr verdorben, als verbessert. Er klagt selbst hierüber in seiner angeführten Dissertation, wo er uns auch von einer Handschrift des Plautus Nachricht gibt, die er aus der Bibliothek des vorhin erwähnten Veit Werlers bekommen hatte, welche zwar alt genug war, allein von einer sehr ungelehrten Hand mochte sein verfertiget worden.

1566 kam Carl Langens Ausgabe mit den unterschiednen Lesearten des Turnebus, Junius und anderer heraus. In Antw.

1577 in Paris des Lambinus Ausgabe in Fol. Seine Verbesserungen sind oft allzu verwegen und eigenmächtig. Man findet bei ihm viel Gelehrsamkeit, aber wenig Kenntnis des Komischen.

1590 des Janus Dousa, in Lübeck in 8. Die erste Ausgabe zwar von ihm ist von 1589.

1593 in Frankfurt, mit Anmerk. unterschiedner Gelehrten.

1605 in Wittenberg in 4. von Fried. Taubmann. Der Fleiß, den dieser Gelehrte daran gewendet hat, ist ungemein zu rühmen. Er hat aus den Anmerkungen der vornehmsten Gelehrten einen nützlichen Auszug gemacht,

und auch das, was er von dem Seinen darzugesetzt hat, ist allezeit gelehrt und sinnreich. Es ist kein Wunder, daß ein Mann, der selbst so anmutig gescherzt, die Scherze des Plautus am besten verstanden hat.

1610 gab Ph. Pareus in Frankfurt in 8. den Plautus heraus. Er hat sich ungemein verdient um ihn gemacht. Außer dieser Ausgabe haben wir auch von ihm Analecta Plautina, ein Lexicon Plautinum, eine Abhandlung De Metris Plauti und eine andre De Imitatione Terentiana, ubi Plautum imitatus est. Daß Terentius den Plautus in der That nachgeahmet habe, gesteht er selbst in der Vorrede zu seiner „Andria“:

> Quorum (Plauti sc., Naevii, Ennii) aemulari exoptat negligentiam
> Potius, quam istorum obscuram diligentiam.

Pareus hat auch mit Grutern viele Streitigkeit des Plautus wegen gehabt, weswegen er 1620 Provocationem ad senatum criticum pro Plauto et Electis Plautinis herausgab.

1621 in 4. gab Janus Gruterus den Plautus mit dem Kommentar des Taubmanns heraus. Diese Ausgabe ist in der That die allerbrauchbarste.

1640 hat ihn zu Wittenberg in 12. Buchnerus herausgegeben. Diese Ausgabe ist daselbst zu unterschiednen Malen wieder aufgelegt worden.

1645 trat Boxhorns Ausgabe in Leyden in 8. ans Licht. Sie ist mit Anmerkungen unterschiedner Gelehrten, dergleichen auch

1664 J. Fr. Gronovius zu Leyden in 8. herausgab.

1679 sah die Welt die Ausgabe des Jakob Operarius zum Gebrauch des Dauphins. Zu Paris in 4. Man weiß schon ohne mein Erinnern, wie diese Ausgaben beschaffen sind. Nach dieser Ausgabe, mit der Erklärung und den Anmerkungen des Operarius, hat in diesem Säculo 1724 Samuel Patrick in London vier Komödien, Amphitruo, Captivi, Epidicus, Rudens, in 8. herausgegeben. Und außer dieser ist auch keine in diesem Jahrhunderte merkwürdige als etwa die noch, die

1725 in Padua, in des Josephs Cominus Buchdruckerei, nach der Taubmannischen Ausgabe in 8. ans Licht gekommen ist.

Anstatt ihn zu edieren und sich über seine dunkeln Stellen zu zanken, haben unsre neuern Gelehrten es vor dienlicher gehalten, ihn teils zu übersetzen, teils nachzuahmen. Unter den Franzosen haben sich besonders in diesem und zum Ausgange des letztern Säculi vier Federn bemüht, diesen Vater aller Komödienschreiber ihren Landsleuten in ihrer Muttersprache vorzulegen. Man kennet die Frau Dacier und weiß, was sie vor einen Fleiß auf die Uebersetzung des Terentius gewandt hat. Eben diesen Fleiß fing sie auch 1683 an, dem Plautus genießen zu lassen. Sie gab nämlich drei vorzügliche Stücke, den Amphitruo, Rudens und Epidicus, in einer treuen und zierlichen Uebersetzung, mit Anmerkungen und Beurteilungen nach den Regeln des Theaters, in drei kleinen Bändchen zu Paris heraus. Aus der Vorrede haben wir oben schon etwas angeführt; sie gibt außerdem noch darinnen eine kurze Nachricht von dem Ursprunge der Lustspiele, und besonders bei den Römern, und stellet alsdann eine kleine, doch sehr gründliche Vergleichung des Plautus und Terentius an. Sie verspricht darin, sich nun auf gleiche Art über den Aristophanes zu machen, welches sie auch gethan hat, alsdann die griechischen Tragödienschreiber durchzugehen und von dar wieder auf den Plautus zurückzukommen. Ich zweifle nicht, daß sie ihr Versprechen nicht würde gehalten haben; allein wie manchen schönen Vorsatz hat der Tod nicht schon zunichte gemacht? Von ihren Beurteilungen werden wir ein andermal Gelegenheit nehmen, ausführlicher zu reden. Der andre französische Uebersetzer des Plautus ist Herr Coste, welcher uns Die Gefangnen des Plautus französisch geliefert hat. Die Arbeit ist glücklich geraten. Herr Coste also und die Frau Dacier haben sich nur, wie wir sehen, über einzelne Stücke gemacht; die Franzosen sind derowegen dem Herrn von Limiers und dem Herrn Gueudeville besondern Dank schuldig, welche ihnen in zwei verschiednen Uebersetzungen alle sämtlichen Stücke des Plautus zu lesen verschafft haben. Beide Uebersetzungen sind in einem Jahre, nämlich 1719, herausgekommen. Des Herrn Limiers ist in Amsterdam in 10 Oktavbänden gedruckt worden. Er hat diejenigen Stücke sich zugeeignet, welche schon, wie wir erwähnt, von dem Herrn Coste und der Frau Dacier waren übersetzt worden. In der Vorrede erzählt er kürzlich des Plautus Leben und erteilt von seiner Arbeit Nachricht. Der lateinische Text ist mit beigedruckt. Er sagt, daß er sich besonders einer Aldinischen

Ausgabe bedienet habe. Jedem Stücke hat er nach Art der Frau Dacier eine wohlgeschriebene Kritik und Zergliederung vorgesetzt, auch, wo es nötig, kurze Anmerkungen beigefügt. Diese sind zwar größtenteils aus dem Taubmannischen Kommentar genommen, doch hat er auch gewisse geschriebne Anmerkungen von Gronoven hin und wieder dabei gebraucht. Die Uebersetzung selbst ist an den meisten Orten treu; besonders muß man seine Geschicklichkeit loben, mit welcher er die anstößigen Stellen eingekleidet hat. Zwei Stücke, nämlich Stichus und Trinummus, hat er in Verse übersetzt. Man hätte ihm vielleicht außer dieser Probe geglaubt, daß er reimen könne. Uebrigens ist es wohl ein französisches Vorurteil, daß dieses allein die rechte Art wäre, die Comicos zu übersetzen. In dem zehnten Bande befinden sich teils die Fragmente, teils eine Sammlung auserlesener Lehrsprüche t) aus dem Plautus, teils zwei ganz nützliche Register. Eine Stelle wollen wir doch aus seiner Vorrede anführen: „Ich habe mich bemüht," sagt er, „so viel mir möglich gewesen ist, die Lebhaftigkeit der Gespräche zu erhalten. Und meiner Uebersetzung desto mehr Anmut zu geben, habe ich sie dadurch zu unterstützen geglaubt, wenn ich mir die theatralische Vorstellung lebhaft dabei einbildete. Dieserwegen sahe ich allezeit auf Molièren zurück und untersuchte, soweit ich's fähig war, welcher Ausdrücke er sich wohl würde bedient haben, wenn er diese oder jene Gedanke hätte ausdrücken sollen. Alsdann brachte ich die Personen des Plautus auf das französische Theater und stellte mir die Bewegungen, mit welchen die besten Schauspieler in Paris etwa diese oder jene Person vorstellen würden, vor. Hatte ich einen possenhaften Knecht vor mir, so gedachte ich an La Torillière oder an Poisson. u) Sollte ich einen Liebhaber oder einen Stutzer reden lassen, so ruft' ich mir das Bezeigen des Barons oder des Beauburgs x) ins Gedächtnis zurück. Die La Beauval und die La Desmar y) gaben mir den Begriff von einer geschickten Buhlerin. Es ist unglaublich, wie mich diese Bei-

t) Die Sittensprüche aus dem Plautus haben außer ihm schon sehr viele gesammelt. Dahin gehören des Uladeraccius Flores Plauti, die zu Antwerpen 1597 gedruckt worden, desgleichen des Heupolds Plautus redivivus, der 1628 herausgekommen, wie auch des Georg Cassanders Sententiae selectiores ex Plautinis Com., und viel andre mehr.

u) Ein paar vortreffliche Schauspieler zu Paris vor das Komische.

x) Sie waren besonders in den ernsthaftern Rollen stark.

y) Zwei unvergleichliche Schauspielerinnen vor die verschmitzten Frauensrollen.

Hilfe in meiner Arbeit unterstützet hat und wie viele Ausdrücke ich diesem Kunststücke schuldig bin, auf die ich außerdem wohl schwerlich würde gefallen sein." Dieser Vorteil besteht wirklich in keiner leeren Einbildung; er ist gegründet, und man kann sich desselben mit ebenso vielem Nutzen auch bei Verfertigung eigner Stücke bedienen. Diejenigen, welche einen Koch, einen Heydrich, einen Bruck, eine Lorenzin und eine Kleinfelderin gekannt haben, werden leicht die Stellen der angeführten französischen Schauspieler mit ihnen besetzen können. Ich komme auf die Uebersetzung des Herrn Gueudeville. Diese ist zu Leyden gleichfalls in 10 Oktavbänden herausgekommen, doch ohne den lateinischen Text. Er hat eine Vorrede vorgesetzt, in der er die Schauspiele auf eine sehr muntre Art verteidigt. Die Uebersetzung selbst ist sehr frei. Die Schreibart ist zwar komisch, und der Verstand ist größtenteils sehr wohl beibehalten, allein es sind soviel eigne Einfälle mit untermengt, daß man die Plautinischen mit Mühe darunter erkennen kann. Oft hat er auch den Plautus mehr zu einem Possenreißer als gescheiten Komödienschreiber gemacht. So viel muß ich zwar gestehn, seine Uebersetzung läßt sich angenehmer lesen als des Herrn von Limiers, nur muß man nicht sagen, daß man den Plautus gelesen habe. Er hat jedem Stücke eine freie Zergliederung vorgesetzt, und jedem Stücke hat er auch eine wohl geschriebene Untersuchung seiner Charaktere beigefügt. Der letzte Band enthält die Fragmente und ein Verzeichnis aller anstößigen Stellen. Dieses werden die Keuschen sowohl als die Unkeuschen zu gebrauchen wissen. Außer diesen Uebersetzungen haben die Franzosen zwar schon lange Zeit vorher die Uebersetzungen des Mich. von Marolles gehabt, die in Paris 1658 in 4 Oktavbänden nebst der Urschrift ist gedruckt worden; allein sie ist so schlecht, so unangenehm, so unverständlich, daß sie in keine Erwägung zu ziehen ist. Eine englische Uebersetzung des Plautus haben wir nur vor einigen Jahren, 1742, von dem Herrn Cokes erhalten. Ich habe sie nicht gesehen und bin also nicht imstande, davon zu urteilen. Noch weniger kann ich von Uebersetzungen in andre Sprachen sagen, die deutsche ausgenommen, in der ich aber nicht mehr als zwei Stücke unsers Poeten anzuführen weiß. Das eine ist die „Aulularia", doch hat man eine doppelte Uebersetzung davon. Die eine hat nur ohnlängst ein geschickter Schulmann mit dem Texte und Anmerkungen herausgegeben. Ich habe sie

nicht bei der Hand und kann mich auch auf seinen Namen nicht besinnen. Die andre aber ist sehr alt und 1535 in Magdeburg gedruckt worden. Der Titel heißt: Eine schöne lustige Comoedia des Poeten Plauti, Aulularia genannt, durch Joachimum Greff von Zwickau deutsch gemacht und in Reimen verfaßt, fast lustig und kurzweilig zu lesen.

Quisquis es, o faveas nostrisque laboribus adsis,
His quoque des veniam.

In der Vorrede kommen viel nützliche Sachen vor, woraus man sieht, daß der Ueberſetzer allerdings ein vernünftiger Mann muß gewesen sein, der einen sehr guten Begriff von den Komödien und ihrem Nutzen gehabt hat. Die größte Hindernis der Aufnahme des Theaters bei den Deutschen, sagt er, sei, daß man die Leute, welche sich damit zu thun machten, nicht unterstützte. Er glaubt, es würde sehr nützlich sein, wenn man in Deutschland fleißig spielte, und lobt deswegen die Niederlande, wo fast alle Sonntage Komödien gehalten würden, wodurch denn manche Gotteslästerung, mancher Totschlag, Saufen, Fressen und viel Uebles unterbleiben könnte. Die Uebersetzung ist vor die damaligen Zeiten noch sehr gut. Der Anfang des Prologs klingt so:

„Es möchte vielleicht euch Wunder nehm,
Wer ich doch sey, woher ich quehm,
Ich wills euch sagen alsobald,
So ihr ein wenig zuhören wolt." rc.

Das andre Stück des Plautus, von welchem man eine deutsche Uebersetzung hat, sind Die Gefangnen. Es ist beinahe ebenso alt, nämlich von 1582, und durch M. Mart. Hoyneccium übersetzt. Ich kenne es bloß aus den Verzeichnissen der alten deutschen Lustspiele, die wir dem Fleiße des Herrn Prof. Gottscheds zu verdanken haben. In eben diesen Verzeichnissen finde ich von 1608 ein Lustspiel von Wolfrath Spangenbergen, unter dem Titel „Die Geburt des Herculis". Vielleicht ist dieses eine Uebersetzung oder wenigstens eine Nachahmung des „Amphitruos". Ich will mich bemühen, daß ich es meinen Lesern ein andermal näher berichten kann.

Wir wollen nunmehr den Stücken des Plautus selbst etwas näher treten. Es sind ihrer, wie wir schon gesagt, an der Anzahl 20, die nach den Buchstaben geordnet zu sein scheinen. Das erste ist

Amphitruo. In der Abwesenheit des Amphitruos hatte Jupiter desselben Gestalt angenommen und seine Stelle bei der Alcumena vertreten. In diesem Lustspiele nun werden die Unruhen bei der Ankunft des wahren Amphitruos vorgestellt, welche sich mit der Entdeckung des Jupiters und der Geburt des Hercules und Iphiclus endigen. Plautus nennt es eine Tragikomödie, weil hohe und niedrige Personen, Götter und Menschen darinne vermischt sind. Es ist in neuern Zeiten vom Molièren unter eben diesem Titel, und im Englischen von Dryden unter der Benennung The two Sosias nachgeahmet worden. Von der erstern Nachahmung sagt Bayle, wenn aus des Plautus und aus des Molières „Amphitruo" der Vorzug der Alten oder der Neuern sollte festgesetzt werden, so würde er notwendig auf die letztern fallen. Ich wundre mich, wie dieses Urteil diesem großen Manne entwischt ist. Gesetzt, Molière hat einige sinnreichere Wendungen, einige feinere Einfälle; gesetzt, seine ganze Einrichtung sei vortrefflicher: so bleibt doch, welches das Vornehmste ist, die Ehre der Erfindung dem Plautus. Wenn ein Meister, wie Molière war, einen Plautus zum Vorgänger hat, so ist ja kein Wunder, wenn er ihn übertrifft. Wo man auf das Gute nicht sinnen darf, da kann man leicht auf die Vermeidung der Fehler denken. Wenn der erwähnte Streit durch diese zwei Stücke sollte ausgemacht werden, so müßte Molière diesen Stoff nach seiner eignen Erfindung, wie es Plautus gethan hat, abgehandelt haben. Aus einer Stelle des Arnobius erhellet, daß dieses Lustspiel noch zu Zeiten des Diocletians, das ist 300 Jahr nach Christi Geburt, zu Rom sei aufgeführet worden. Nach dem „Amphitruo" kommen die übrigen Stücke in folgender Ordnung:

Asinaria. Dieses Lustspiel hat Plautus von dem Diphilus imitiert und nicht, wie gleichwohl die meisten Ausgaben lesen, von dem Dimophilus. Von dem erstern hat man auch noch einige Fragmente Ἐκ τῆς ὀνηγοῦ, welches ohne Zweifel das Vorbild des Plautus gewesen ist.

> Inest lepos ludusque in hac comoedia.
> Ridicula res est.

Ein listiger Knecht nämlich betrügt seine Frau um das Geld, welches ihr für einige Esel soll ausgezahlt werden. Mit diesem Gelde befreit er die Liebste seines jüngern Herren, und dem Vater wird sie für seine Einwilligung auf

eine Nacht versprochen, welches aber die Frau erfährt und hintertreibt.

Aulularia. Dieses ist das bekannte Stück, woraus Molière zu seinem „Geizigen" die schönsten Züge erborgt hat. Es ist nur zu bedauern, daß sie nicht ganz zu uns gekommen ist. Antonius Codrus, Professor zu Bononien, der zu den Zeiten Sigismunds und Friedrichs des Dritten gelebt hat, hat sie zwar ergänzt, allein seine und des Plautus Arbeit unterscheiden sich allzu sehr. Sie hat den Namen von dem Geldtopfe (olla), den Euclio gefunden hatte.

Captivi. Wir wollen von dem Inhalte dieses Stücks nichts gedenken, weil es das erste sein soll, welches wir unsern Lesern übersetzt vorlegen wollen. Es ist gewiß, daß es das vortrefflichste Stück ist, welches jemals auf den Schauplatz gekommen ist.

Curculio. Dieses Stück hat von dem Schmarotzer, der darinnen vorkömmt, den Namen. Der Inhalt ist sehr einfach, und die ganze Verwickelung beruhet auf dem Ringe, den dieser entwendet und dadurch seinem Patrone seine Liebste ohne Entgelt in die Hände spielt.

Casina. Dieses ist der Name der Magd, über welche in diesem Lustspiele gestritten wird. Plautus hat es abermals von dem Diphilus erborgt, der es Κληρούμενοι genennet hatte, weil beide Parteien darinnen um die Casina losen. Es ist ungemein komisch. Der Prolog, ob er gleich nicht vom Plautus selbst ist, ist gleichwohl lesenswürdig. Wir wollen ein andermal über unterschiedne Stellen daraus unsre Gedanken mitteilen.

Cistellaria. Dieses Stück hat von dem Schmuckkästchen (cistella), welches verloren wird und wodurch hernach ein Frauenzimmer von ihren Eltern erkannt wird, den Namen.

Epidicus. Dieses ist der Name des betriegerischen Knechts, der die vornehmste Rolle darinne zu spielen hat. Man hat eine italienische Nachahmung von diesem Stücke unter folgendem Titel: La Emilia, Comedia nova di Luigi Groto, Cicco di Hadria. Sie ist in Paris 1609 nebst der französischen Uebersetzung herausgekommen. Allein diese Nachahmung hat ihr vortreffliches Urbild sehr schlecht erreicht. Wir werden ein andermal davon reden.

Bacchides. Sie hat ihren Namen von den beiden Buhlerinnen, die von dem Plautus aufgeführet werden.

Apud lenones rivales filiis fiunt patres.

Dieses ist der kurze Inhalt davon.

Mostellaria. Wer des Regnard seine Unvermutete Wiederkunft gelesen hat, der hat von diesem Stücke eine glückliche Nachahmung gelesen. Es hat seinen Namen von den Abenteuern (monstris, wovon das diminut. „mostellum“), die der Knecht seinem zurückkommenden Herrn weismacht.

Menaechmi. So heißen die zwei ähnlichen Brüder, von welchen dieses Lustspiel handelt. Regnard hat es gleichfalls unter eben dieser Benennung nachgeahmt.

Miles gloriosus. Dieses Stück ist genugsam wegen des von alten und neuen Poeten so oft nachgeahmten Charakters eines großsprecherischen Soldatens bekannt genug.

Mercator. Aus diesem Titel wird man es schwerlich erraten, daß dieses Stück von einem alten verliebten Narren handelt, der seinem Sohne seine Liebste vor dem Maule wegnehmen will. Dieses Stück ist von Joh. Maria Cecchi, einem Florentiner, in einer Komödie in Prosa nachgeahmet worden, die nebst seinen andern Schauspielen 1550 zu Venedig ist gedruckt worden.

Pseudolus. Ueber dieses Stück und über den Truculentus soll sich Plautus, nach dem Zeugnisse des Cicero, am meisten gefreuet haben. Es hat seinen Namen von dem Knechte, den Plautus darinnen in der Schelmerei rechte Wunder thun läßt.

Poenulus. Der Inhalt betrifft ein paar Erkennungen, und weil diese Erkennungen durch einen punischen Knecht geschehen, so hat dieses Stück von ihm den Namen bekommen.

Persa. Ein Schmarotzer betriegt einen Hurenwirt, indem er ihm seine Tochter als eine Sklavin verkauft, für das erhaltene Geld seines Patrones Liebste von ihm befreiet und ihm hernach seine Tochter als eine Freigeborne wieder entreißt. Sie hatte sich müssen für eine Persianerin ausgeben, welcher Umstand dann dem Stücke seine Benennung erteilet hat.

Rudens. Heißt eigentlich ein Schiffsseil. Es sollte vielmehr „Der glückliche Schiffbruch“ heißen und ist eines von den anmutigsten Stücken des Plautus. Die Jungfer Helena Balletti Riccoboni hat es sehr artig unter dem Titel Le Naufrage nachgeahmet. Diese Nachahmung ist zu Paris 1726 in 12. gedruckt worden.

Stichus. Der Herr von Limiers benennt dieses Stück in seiner Uebersetzung den Triumph der ehelichen Treue. Der Hauptinhalt ist auch so ziemlich dadurch ausgedrückt. Ein paar Weiber nämlich, die ihre Männer verlassen haben, wollen sich, des Verlangens ihres Vaters ungeachtet, doch nicht wieder

verheiraten, sondern bestehen darauf, die Rückkunft ihrer Männer zu erwarten, welche auch erfolgt. Den Namen hat dieses Stück von dem Knechte, der diese Männer begleitet hat und sich den Tag der Rückkunft mit seinem Kameraden und ihrer gemeinschaftlichen Liebsten lustig macht.

Trinummus. Nach den Gefangenen des Plautus ist dieses sein vortrefflichstes Stück. Er hat es aus dem Griechischen des Philemo erborgt, bei dem es einen weit anständigern Titel hat, nämlich Der Schatz. Das letzte Stück des Plautus ist endlich

Truculentus. Dieses Lustspiel ist am allerfehlerhaftesten unter den Werken des Plautus auf uns gekommen. Den Inhalt machen die verschiedenen Kunstgriffe aus, die eine Buhlerin anwendet, drei unterschiedene Liebhaber auf ihrer Seite zu gleicher Zeit zu behalten. Den Namen aber hat es von dem groben Knechte, der darinnen mit vorkömmt.

Zu diesen 20 Komödien fügen Pareus und einige andre Ausgaben noch die einundzwanzigste unter dem Titel Querulus. Dieses Stück hat Peter Daniel zu Paris 1564 in 8. zum erstenmal herausgegeben. Außerdem ist es auch 1595 mit Konrad Rittershusius' und des Janus Gruterus Anmerkungen an das Licht gekommen. Ob nun zwar auch einige Manuskripte dieses Stück dem Plautus zueignen, so haben doch die Kunstrichter erwiesen, daß es weit neuer und ungefähr zu den Zeiten des Theodosius des Jüngern geschrieben sei.

Dieses haben wir vor diesesmal von dem Leben und Schriften des Plautus anführen wollen. Wir werden schon noch öfter Gelegenheit haben, von ihm zu reden, wo wir dasjenige, was wir etwa noch übergangen haben, nachholen werden.

Die Gefangnen.

Ein Lustspiel.

Aus dem Lateinischen des M. Accius Plautus übersetzt.*)

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir halten hiermit unser Versprechen und scheuen uns nicht, noch einmal zu behaupten, daß „Die Gefangnen" des Plautus mit eines von den schönsten Stücken sind, die jemals auf den Schauplatz gekommen sind. Johann Dousa, ein Mann, der sich in seinen Anmerkungen über den Plautus als einen wahren Kenner komischer Schönheiten gezeigt hat, spricht: Quotiescunque manum Plauti Captivis injectare libet, me sibi prorsus consimilem, hoc est *captivum* reddunt, eadem opinor ratione qua olim *Graecia capta ferum victorem cepit,* et sic ut iis ultro vinciendum me praebeam faveamque ipse servituti meae neque adeo si liceat aufugere

---

*) Ein Separatabdruck (Stuttgart 1750) enthielt nachfolgenden „Vorbericht des Uebersetzers":

„Ich halte es für überflüssig, dem Plautus allhier eine Lobrede zu halten und mich weitläuftig zu rechtfertigen, warum ich eben dieses und kein andres Stück von ihm übersetzt habe. Dieser komische Dichter hat allezeit bei Kennern in einem so verdienten Ansehen gestanden, daß freilich das Vorrecht, ihn mit Verachtung anzusehen, nur unsern feinern Zeiten aufgehoben sein konnte. Unter seinen uns hinterlassenen Lustspielen hat man sich zwar nicht unterstanden, eine gewisse Rangordnung zu bestimmen. Denn wie wäre es möglich gewesen, da jedes vorzügliche Schönheiten hat, weswegen es die Oberstelle verdiente, wenn die übrigen nicht auch dergleichen besäßen? Doch sind einige davon nach gewissen Absichten von den Gelehrten ganz besonders erhoben worden; und hierunter gehören vornehmlich seine Gefangnen. Ihr Verfasser selbst erkennet sie für ein Stück, dergleichen wenig Dichter zu verfertigen fähig sind, und wir dürfen nicht glauben, daß ihn eine närrische Liebe für seine Arbeit zu diesem Urteile gebracht hat. Denn wo sind die Stücke, welche ohne Liebe so zärtlich als lustig sind? Doch ich fange wider meinen Vorsatz an, dasjenige zu thun, was ich gleich anfangs für überflüssig erkannt habe. Ich will vielmehr diesen kurzen Vorbericht dazu anwenden, wozu ich ihn bestimmt hatte, etwas weniges von der Uebersetzung selbst zu gedenken. Ich habe mich bestrebt, sie so einzurichten, daß sich Plautus darinnen ähnlich bleiben möge. Ich habe getreu übersetzt, wo es möglich gewesen ist; ich bin von dem Originale abgegangen" (u. s. w., wie in der oben stehenden Vorrede). D. H.

velim: *ita isthaec nimis lenta* (ut meo more Plautissem) *vincla sunt literaria. Quo magis intendas*, *tanto adstringunt arctius* etc. Wir könnten noch mehr solche Urteile anführen, wenn wir den Leser nicht lieber selbst wollten urteilen lassen. Dieser Vorbericht ist auch zu nichts bestimmt, als nur etwas weniges von unserer Uebersetzung zu gedenken. Wir haben uns bestrebet, sie so einzurichten, daß sich Plautus darinne ähnlich bleiben möge. Wir haben genau übersetzt, wo es möglich gewesen ist; wir sind von dem Originale abgegangen, wo es der natürliche und komische Ausdruck der Gedanken oder unübersetzliche Wortspiele notwendig erforderten. Mit den letztern würden unsere feinern Kunstrichter vielleicht etwas tyrannischer umgegangen sein, als wir es zu thun gewagt haben. Sie würden sie mit einer verächtlichen Miene übergangen und uns dafür mit einigen von ihren ausgesuchten und zärtlichen Wendungen beschenkt haben, die ebensoweit von dem Komischen entfernt sind, als des Plautus Spielwerke nimmermehr von dem wahren Witze. Sie werden uns mit Erbarmung ansehn, daß wir uns Mühe genommen haben, die Wortspiele teils durch ähnliche Wortspiele zu übersetzen, teils in die Anmerkungen zu bringen, daß der Leser ja nichts von diesem Schatze verliere. Doch sie werden so gütig sein, uns solange als Uebersetzer, welche mit ihrem Originale gewissenhaft umgehen wollen, anzusehen, bis wir einmal unsere Gedanken von dem Gebrauch der Wortspiele in den Komödien entdecken und ihnen das Recht geben, unsern Geschmack zu verdammen. Wir waren anfangs willens, in den Anmerkungen alle Schönheiten unsers Dichters zu entwickeln; allein wir fanden, daß sie zu weitläuftig würden, als daß man sie mit Vergnügen bei dem Stücke zugleich lesen könne. Wir entschlossen uns also, die Empfindungen unserer Leser ungehindert fortgehen zu lassen und unsere Gedanken darüber in eine besondere Abhandlung, die wir in dem dritten Stücke liefern wollen, zu bringen. Die wenigen Anmerkungen aber, welche noch geblieben sind, enthalten größtenteils nichts, als was wir zur Erklärung unsers Originals und zur Rechtfertigung unsrer Uebersetzung notwendig beibringen mußten. Findet unsre Arbeit Beifall, so wird es uns ungemein ermuntern, alles mögliche anzuwenden, daß wir einmal die sämtlichen Lustspiele des Plautus unsern Landsleuten übersetzt vorlegen können. Könnte man was Bessers thun, den itzt einreißenden verkehrten Geschmack in den Lustspielen einigermaßen zu hemmen?

Personen des Lustspiels.

Hegio, ein Alter.	Ein Scherge.
Ergasilus, ein Schmarutzer.	Ein Knecht des Hegio.
Philokrates, } die Gefangnen.	Philopolemus, des Hegio Sohn.
Tyndarus, } die Gefangnen.	Stalagmus.
Aristophontes.	

Der Vorredner an die Zuschauer.

Diese zwei Gefangnen, die ihr hier stehen sehet, sitzen nicht, sondern*) — stehen. Es kann mir es jeder von euch bezeugen, daß ich die Wahrheit rede. Der Alte, welcher hier wohnet, heißt Hegio und ist dieses Gefangnen Vater. Wie es aber komme, daß er bei seinem eignen Vater diene, will ich euch, wenn ihr mir zuhören wollt, erzählen. Hegio hatte zwei Söhne. Einen davon, als ein Kind von vier Jahren, entführte ihm ein Knecht, welcher sich damit fortmachte und ihn in Elis an den Vater dieses andern Gefangnen verkaufte. Ihr begreift es doch? — Nun gut. Wie aber? Du, dort unten im Winkel, du sprichst Nein? Tritt näher her! Wenn du keinen Platz zum Sitzen finden kannst, hier ist Platz zum Stehen. Soll sich denn der Schauspieler zum Bettler schreien? Nimm mir es nicht übel, deinetwegen werde ich mich nicht zerreißen. Ihr aber, die ihr einen bequemen Ort inne habt, dankt es euerm Reichtum und hört vollends das Restchen; denn ich bleibe die Restchen nicht gerne schuldig. Der flüchtige Knecht, wie ich schon gesagt habe, verkaufte seinen jungen Herrn, den er von Hause mitgenommen hatte, an Dieses Vater. Dieser schenkte ihn alsobald seinem Sohne zu seinem besondern Knechte, weil sie beinahe von einem Alter waren. Nunmehro aber dient er in seinem väterlichen Hause seinem eignen Vater, ohne daß es der Vater weiß. In der That, die Götter spielen auch mit den Menschen wie mit Fangebällen.

*) Ich mag diesen Einfall eben nicht verteidigen. Plautus hat es ohne Zweifel selbst eingesehen, daß er nicht der vortrefflichste ist. Es ist ihm genug gewesen, wenn er nur seine Absicht, die Römer zum Lachen zu bewegen, damit erlangt hat. So ein Anfang verspricht eine reiche Ernte lächerlicher Sachen. Man sehe übrigens, mit was für Lebhaftigkeit er das, was die Zuschauer wissen sollen, erzählet und mit was für Kunst er das versteckt, was sie itzo nicht wissen, sondern was sie selbst bald sehen sollen. Und man sage mir, ob in vielen neuen Komödien die ersten Auftritte, ob sie gleich das Dialogische voraus haben, so angenehm sind als dieser Prolog?

Nunmehro wißt ihr, wie er den einen Sohn verloren hat. Der andre aber ist im Kriege, den die Aetolier und Elienser miteinander geführt haben, zum Gefangnen gemacht worden (denn das geschieht, soviel ich weiß, im Kriege dann und wann), und der Arzt Menarchus in Elis hat ihn an sich gekauft. Hegio gegenteils kauft eliensische Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit dem er seinen gefangnen Sohn austauschen könne, weiß aber nicht, daß einer davon sein eigner Sohn sei. Weil er nun gestern gehört, daß ein sehr vornehmer eliensischer Ritter sei gefangen worden, so hat er zu seines Sohnes Bestem keine Unkosten angesehen, sondern hat diesen Ritter nebst seinem Knechte bei den Quästors von der Beute erkauft, damit er durch ihn seinen Sohn desto leichter wieder erhalten könne. Diese aber haben sich folgende List ausgesonnen, wodurch der Knecht seinen Herrn nach Hause verhelfen könne: sie haben nämlich Kleider und Namen untereinander verwechselt; daher heißt nun Dieser Philokrates und Jener Tyndarus, und Tyndarus spielt heute des Philokrates, und Philokrates des Tyndarus Rolle. Dieser wird seine List vortrefflich ausführen und nicht allein seinen Herrn in die Freiheit versetzen, sondern zugleich seinen eignen Bruder erhalten und ihn als einen Freien in sein Vaterland zu seinem Vater zurückhelfen. Alles das aber wird er von ungefähr thun, wie es denn meistenteils geschieht, daß die Menschen mehr Gutes von ungefähr*) als mit Willen thun. Denn von ungefähr haben sie ohne jemands Einraten ihre List also eingerichtet, daß dieser bei seinem eignen Vater in der Knechtschaft bleiben muß. Er dienet nun also seinem eignen Vater, ohne daß er es weiß. Was für eine elende Kreatur ist der Mensch, wenn ich's bedenke!

Dieses nun, ihr Zuschauer, ist es, was ihr als eine wahre Geschichte, wir aber als eine Fabel**) anzusehen haben. Eines

---

*) — — Itidem ut saepe iam in multis locis
Plus insciens quis fecit, quam sciens, boni.

Dieses sind des Plautus Worte. Wir wollen hierbei die Stelle aus dem Terentius anmerken, wo er eben dieses den Parmeno zum Schlusse der Hecyra sagen läßt:

Equidem plus hodie boni
Feci imprudens, quam sciens ante hunc diem unquam.

Aus dieser Stelle darf es nicht allein bewiesen werden, daß Terentius den Plautus nachgeahmet habe.

**) Haec res agetur nobis, vobis fabula. So heißt eigentlich die Stelle. Wenn ich sie aber nach der Einsicht beurteile, welche Plautus notwendig von der

habe ich noch mit wenigem zu erinnern. Es verlohnt sich in der That der Mühe, daß ihr diesem Spiele zuhört. Denn es ist nicht so obenhin nach der gemeinen Weise gemacht; es sind keine unzüchtigen Verse darinne, mit welchen man das Gedächtnis zu beladen sich schämen muß. Es kömmt kein meineidiger Hurenwirt, keine treulose Buhlerin, kein großsprecherischer Soldat vor.

Uebrigens dürft ihr euch des Kriegs wegen nicht bange sein lassen, den, wie ich gesagt habe, die Aetolier und Elienser mit einander führen. Es kömmt nichts auf dem Schauplatze davon vor. Denn es wäre sehr unbillig, wenn wir, da die Zuschauer ein Lustspiel erwarten, plötzlich in ein Trauerspiel fallen wollten.*) Will aber jemand von euch Krieg haben, der fange nur Händel an. Wenn es ihm glückt, daß er an einen kömmt, der stärker ist als er, so wird es gewiß ein so artiges Treffen setzen, daß er sich gerne in Zukunft für alle Treffen bedanken wird.

Lebt wohl, ihr gerechtesten Richter im Frieden und tapfersten Helden im Kriege! Ich gehe ab.

Einrichtung der Schauspiele muß gehabt haben, so komme ich auf die Vermutung, daß die beiden Pronomina versetzt worden sind und daß es heißen solle: Haec res agetur vobis, nobis fabula. Denn dieses eben macht die Vollkommenheit der Schauspiele aus, wenn die Zuschauer eine wahrhafte Geschichte und keine Vorstellung einer erdichteten Begebenheit zu sehen glauben. Die Schauspieler aber müssen es niemals aus den Gedanken lassen, daß sie nur vorstellende Personen sind und ihre Vorstellungen so wahrscheinlich machen müssen, daß sie den Zuschauer zu hintergehen imstande sein können. Doch kann es auch sein, daß die erste Leseart die rechte ist und daß Plautus ganz was anders dabei gedacht hat. Vielleicht will er den Vorredner dadurch sagen lassen: Ihr könnt zwar das, was wir vorstellen werden, für eine Fabel ansehen, für uns aber ist es schon eine etwas wichtigere Sache, weil unsere Belohnungen, wenn wir es gut machen, darauf beruhen.

*) Hoc paene iniquum est comico choragio,
Conari de subito nos agere tragoediam.

Die neuern Comici würden sehr wohl thun, wenn sie diese kleine Erinnerung merken wollten. Es ist, als wenn sich unsere Zeiten verschworen hätten, das Wesen der Schauspiele umzukehren. Man macht Trauerspiele zum Lachen und Lustspiele zum Weinen. Den Franzosen könnte man es noch eher erlauben, daß sie sich diese kleine Abwechselung machten. Sie haben schon Trauerspiele genug, die zum Weinen, und Lustspiele, die zum Lachen bewegen. Warum die Deutschen aber, die ihnen hierinne noch weichen müssen, da mit Ruhm anzufangen glauben, wo diese mit Schanden aufgehöret haben, das begreifen wir nicht.

Erster Aufzug.

1. Auftritt.

Ergasilus.

Die Jugend hat mir den Zunamen Hure gegeben, weil ich beständig ungerufen bei ihren Gastereien bin. Ich weiß wohl, die Herren Witzlinge sagen, daß der Zuname sehr albern sei; allein ich — ich sage, daß er schon recht ist. Denn wenn ein Buhler bei der Schmauserei würfeln will, so ruft er seine Hure dabei an. Nicht wahr, sie ist also angerufen? Freilich. Ist es denn nun viel anders mit uns Schmarutzern, die wir niemals zu einem Schmause gerufen werden? Wir sind also allezeit ungerufen? Angerufen und ungerufen aber ist ja nicht soweit voneinander.*) Wir ernähren uns beständig, wie die Mäuse, von fremder Kost. Wenn sich die Leute Feiertage machen und aufs Land begeben, so haben auch unsere Zähne Feiertage. So wie die Schnecke bei der Hitze, wenn kein Tau fällt, sich ganz verborgen hält und von ihrem eignen Safte zehret, so bleiben auch die Schmarutzer, wenn die, die sie sonst beschmausen, auf dem Lande sind, ganz versteckt und leben von ihrem eignen Safte. Alsdann gleichen sie den Windhunden, nach und nach aber, wenn die Leute in die Stadt zurückkommen, werden sie wieder zu dicken, unbequemen und verdrießlichen Bollenbeißern. Es ist zwar hier auch ganz aus mit ihnen; wer nicht Ohrfeigen leiden und sich die Töpfe auf dem Kopfe zerschmeißen lassen kann, der mag nur den Sack nehmen und vors Thor betteln gehen. Und wer weiß, ob mir's besser gehen wird, da mein Patron im Kriege, den die Aetolier und Elienser miteinander führen, zum Gefangnen ist gemacht worden. Itzo ist er nun in Elis, der arme Philopolemus; denn ich bin hier in Aetolien, und zwar bei seines Vaters, des Hegio, Hause. Der gute alte Mann! Sein Haus ist mir itzo ein recht

---

*) Ich habe dieses Wortspiel einigermaßen beizubehalten gesucht. In dem Lateinischen ist es ungleich artiger, weil invocatus zugleich angerufen und ungerufen heißen kann. Ehe ich es aber gar übergehen wollte, so habe ich es lieber so gut übersetzen wollen, als es die deutsche Sprache verstattet. Uebrigens wird man so billig sein und dieses Spielwerk nach dem beurteilen, in dessen Munde es ist. Die Scherze nach den unterschiednen Charakteren einzurichten, ist ein Kunststück, welches wenig in einer solchen Stärke besitzen wie Plautus. Bei den meisten scherzet der Knecht ebensofein wie sein Herr, oder der Herr ebensogrob wie sein Knecht.

Jammerhaus geworden, ich kann es ohne Thränen niemals ansehen. Er hat seinem Sohne zum Besten einen recht schimpflichen Handel und der seinem Naturell gar nicht gemäß ist, angefangen. Er kauft nämlich Gefangne auf, in Hoffnung, daß er einen darunter finden wird, mit welchem er seinen Sohn vertauschen kann. Ich muß ihn doch besuchen. Doch die Thüre geht alleweile auf, woraus ich so oft dicke und berauscht gegangen bin.

---

2. Auftritt.

Hegio. Ein Scherge. Ergasilus.

Hegio. Höre, was ich sage! Mache die zwei Gefangnen, die ich gestern bei den Quästors von der Beute gekauft habe, von ihren großen Ketten, womit sie gefesselt sind, los und lege jedem eine besondre an! Laß sie drinnen und draußen frei herumgehen, nur daß sie mit der größten Sorgfalt bewacht werden. Mit einem Gefangnen, dem man zu viel Freiheit läßt, ist es nicht anders als mit einem Vogel. Wenn er einmal Gelegenheit davon zu fliegen findet, so ist es geschehen. Er läßt sich nimmermehr wieder fangen.

Der Scherge. Ja freilich sind wir allesamt lieber frei als in der Knechtschaft.

Hegio. Doch scheinst du eben nicht von den allen zu sein.

Der Scherge. Willst du denn also, da ich dir nichts geben kann, daß ich mich auf die Flucht begeben soll?

Hegio. Begib dich nur, begib; du sollst schon sehen, was sich alsdann mit dir begeben soll!

Der Scherge. Je nu, ich will es machen, wie du sprichst, daß es die Vögel machen.

Hegio. Gut, und eben deswegen werde ich dich ins Käficht sperren. Doch genug gespaßt. Thue, was ich dir befohlen habe, und pack dich fort!

Ergasilus. Wie gerne wollte ich, daß der ehrliche Mann seinen Zweck erhielte! Denn wenn er seinen Sohn nicht wiedererhält, so ist es mit meiner Erhaltung geschehen. Von der übrigen Jugend ist gar nichts zu hoffen. Sie lieben sich alle selbst zu sehr. Das war noch der einzige Jüngling von altem Schrot und Korne. Ich habe ihn niemals umsonst vergnügt gemacht. Sein Vater ist auch noch von der guten Art.

Hegio. Ich will zu meinem Bruder, bei dem ich meine übrigen Gefangnen habe, gehen. Ich muß sehen, ob sie die

Nacht keine Unordnung angefangen haben. Von dar will ich alsbald wieder nach Hause kommen.

Ergasilus. Es thut mir leid, daß der arme alte Mann zum Besten seines Sohnes so eine kerkermäßige Hantierung treiben muß. Wenn er ihn zwar auf keine andere Art wiedererhalten kann, so mag er gar einen Schinder abgeben. Ich kann es wohl leiden.

Hegio. Wer redt hier?

Ergasilus. Ich, den deine Betrübnis ganz abmergelt. Ich veralte, verschmachte und verschwinde darüber. Ich bin vor lauter Magerkeit nichts als Haut und Knochen. Es bekömmt mir kein Bissen, den ich zu Hause esse; kaum daß mir das, was ich bei guten Freunden koste, noch gedeihet.

Hegio. Willkommen, Ergasilus!

Ergasilus. Die Götter stehen dir bei, Hegio!

Hegio. Nu, nu, weine nur nicht!

Ergasilus. Ich soll nicht weinen? Ich soll so einen rechtschaffnen Jüngling nicht beweinen?

Hegio. Ich habe wohl gesehen, daß mein Sohn und du gute Freunde waret —

Ergasilus. So geht's. Wir Menschen erkennen unser Glück nicht eher, als bis wir es wiederum verlieren. Seitdem dein Sohn ist gefangen worden, seitdem hab' ich erst eingesehen, wie hoch ich ihn zu schätzen habe. Ach, wie sehne ich mich nach ihm!

Hegio. Da einem Fremden sein Unglück so nahe geht, wie soll es mich nicht schmerzen, da er mein einziger Sohn ist!

Ergasilus. Ich ein Fremder? Dein Sohn mir ein Fremder? O Hegio, sage dieses nicht, glaub es nicht! Er ist dein einziger Sohn, aber mir — mir ist er noch viel einziger.

Hegio. Ich lobe dich, daß dich deines Freundes Ungemach wie das deine schmerzt. Doch sei nur gutes Muts!

Ergasilus. Ach!

Hegio. Der gute Schelm ist ganz betrübt, weil die Schmausereien nunmehr abgedankt sind. Hast du denn aber niemanden gefunden, der unterdessen diese abgedankten Schmausereien in seinen Sold nehmen und kommandieren will?

Ergasilus. Du glaubst es wohl; aber nein. Nachdem dein Sohn P h i l o p o l e m u s ist gefangen worden, bedankt sich jedermann für dergleichen Kommando.

Hegio. Es wundert mich auch eben nicht, daß sie sich dafür bedanken. Man hat gar zu viel und gar zu vielerlei

Soldaten dazu nötig. Da sind erstlich Bäckersoldaten. Und von diesen Bäckersoldaten gibt's wieder unterschiedne Arten. Man braucht Brotsoldaten, man braucht Kuchensoldaten. Hernach kommen die Ziemersoldaten, die Schnepfensoldaten. Und was hat man nicht endlich für eine Menge Fischsoldaten nötig!

Ergasilus. Wie doch manchmal die größten Köpfe im Verborgnen bleiben! Was solltest du nicht für ein General sein, und mußt doch als eine Privatperson leben!

Hegio. Sei nur gutes Muts! Ich hoffe, daß ich meinen Sohn in wenig Tagen wieder zu Hause haben will. Denn ich habe gestern einen jungen elienſischen Gefangnen, der von sehr vornehmem und reichem Geschlechte ist, bekommen, und mit diesem hoffe ich ihn zu vertauschen.

Ergasilus. Die Götter geben es!

Hegio. Aber sage mir doch, bist du heute auf den Abend zu Gaste gebeten?

Ergasilus. So viel ich weiß, nicht. Aber warum fragst du das?

Hegio. Es ist heute mein Geburtstag, ich will dich also auf den Abend einladen.

Ergasilus. Das war sinnreich gesprochen!

Hegio. Aber du mußt mit wenigem können zufrieden sein.

Ergasilus. Wenn es nur nicht allzu wenig ist.

Hegio. Wie ich ordentlich zu speisen pflege.

Ergasilus. Nu, nu, biete mich nur.

Hegio. Wenn mich nur niemand überbietet.*)

Ergasilus. Ei, was für ein Gebot sollte mir und meinesgleichen wohl lieber sein? Mit solchen Bedingungen will ich mich dir mit Grund und Boden zuschlagen lassen.

Hegio. O, sage vielmehr: ohne Grund und Boden**) — Doch, wenn du kommen willst, so mußt du beizeiten kommen.

Ergasilus. Ich kann itzo gleich kommen.

Hegio. Nein, nein, gehe nur und sieh, ob du sonstwo etwa einen Hasen auftreiben kannst, die Lerche bleibt dir doch gewiß;***) denn meine Mahlzeit ist allerdings auch für dich ein wenig zu harte und zu rauh.

---

*) Die Anspielung, die im Lateinischen auf den Kauf überhaupt ist, habe ich nur auf eine Art des Kaufs, auf die Versteigerung, einschränken müssen, damit ich den Scherz beibehalten konnte.

**) Wegen seiner Gefräßigkeit.

***) Ich glaube, daß dieses der natürlichste Verstand sei, weil er mit der ersten Rede des Hegio, emtum, nisi qui meliorem affert, am besten übereinkömmt. „Ich biete dich zwar zu Gaste," will Hegio sagen, „aber du brauchst deswegen keine

Ergasilus. O! o! Denke nicht, Hegio, daß du mich dadurch abschrecken wirst. Ich kann meinen Zähnen Schuhe anziehn.

Hegio. Nu, nu, meine Kost wird stachlicht genug sein.

Ergasilus. Du wirst doch nicht gar Dörner speisen?

Hegio. Lauter Feldgerichte —

Ergasilus. Das Schwein ist auch ein Feldtier.

Hegio. Vor allen Dingen viel Kraut —

Ergasilus. Das kannst du den Kranken zu Hause vorsetzen. Hast du mir sonst noch was zu befehlen?

Hegio. Nichts, als daß du beizeiten kommen sollst.

Ergasilus. Das hätte ich so nicht vergessen.

Hegio. Ich will hereingehen und doch überschlagen, wie viel ich Geld bei dem Wechsler stehn habe. Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach.

Zweiter Aufzug.

1. Auftritt.

Die Schergen. Philokrates und Tyndarus, die Gefangnen.

Ein Scherge. Da die unsterblichen Götter euch zu diesem Unglück ausersehen haben, so habt ihr es mit Geduld zu ertragen. Durch diese könnt ihr euch eure Last erleichtern. Ich will es glauben, daß ihr in eurem Vaterlande frei gewesen seid. Da ihr aber itzo in die Knechtschaft geraten seid, so wird es gut sein, wenn ihr euch darein schickt und sie euch durch den Gehorsam gegen euren Herrn so erträglich macht, als es nur möglich ist. Alles, was der Herr thut, muß euch recht sein, wenn es gleich nicht recht ist.

---

beßre Mahlzeit zu versäumen. Findest du einen, der dir was Bessers vorsetzen kann, laß dich nicht abhalten!“ Ich könnte hier dem ältern Scaliger eine gelehrte Untersuchung, was ciris sei, abborgen, wenn ich glaubte, daß meinen Lesern was daran gelegen sein würde. Ich habe es nach der gemeinen Art schlechtweg durch „Lerche“ übersetzt; ich will mir aber diejenigen nicht dadurch zu Feinden machen, welche gebratene Lerchen einem gebratenen Hasen vorziehen. Eine kleine Anmerkung will ich hier noch über den Charakter der Schmarutzer machen. Man wird wenig Stücke bei dem Plautus finden, worinne nicht ein Parasitus vorkommen sollte. Ich kann mich aber in der That auf kein einziges von neuern Lustspielen besinnen, wo so eine Person wäre lächerlich gemacht worden. Doch es ist kein Wunder. Man würde vielleicht ein Hirngespinste lächerlich gemacht haben. Der Charakter eines Schmarutzers hat das Unglück gehabt, mit der Gastfreiheit auszusterben.

Die Gefangnen. Ach!

Ein Scherge. Der Seufzer war unnötig, und euer Weinen ist euch zu nichts gut, als die Augen zu verderben. In Trübsalen ist nichts besser als ein guter Mut.

Die Gefangnen. Allein wir schämen uns, daß wir gefesselt sein.

Ein Scherge. So darf es euren Herrn hernach nicht gereuen, daß er euch, die ihr ihm so viel Geld kostet, frei, ohne Ketten hat gehn lassen, wenn ihr etwa —

Die Gefangnen. Was befürchtet er sich denn von uns? Wir wissen schon, was unsre Schuldigkeit ist, wenn er uns gleich ungebunden gehen ließe.

Ein Scherge. Ha! ha! Ich sehe schon, worauf ihr umgeht. Ihr sucht zu entfliehn.

Die Gefangnen. Wir entfliehen? Und wohin?

Ein Scherge. Nach Hause.

Die Gefangnen. Geh! Es würde sich schlecht für uns schicken, zu entfliehn.

Ein Scherge. Nu, nu, wenn sich die Gelegenheit etwa eräugen sollte, so will ich es euch nicht abraten.

Die Gefangnen. Eine kleine Bitte haben wir an euch zu thun.

Ein Scherge. Worinne besteht die?

Die Gefangnen. Wir wollten gerne miteinander sprechen, ohne daß uns weder du noch jemand von diesen zuhörte.

Ein Scherge. Gut, das soll euch erlaubt sein. Weg von hier! Laßt uns unterdessen hier zurücktreten. Allein, macht es kurz!

Philokrates. Dieses wünschte ich eben. Komm hierher, Tyndarus!

Ein Scherge. Fort hier! Packt euch zurück!

Tyndarus. Wir sind euch beide sehr verbunden, daß ihr uns diese Gefälligkeit erzeigt.

Philokrates. Komm also näher hieher, damit sie nichts von unsern Reden auffangen können! Sie müssen von unserer List nicht das Geringste merken. Denn eine List ist keine List, wenn sie nicht heimlich gehalten wird; sie ist vielmehr das größte Unglück, sobald sie auskömmt. Wenn du dich also für meinen Herrn ausgeben willst und ich mich als deinen Diener anstellen soll, so müssen wir uns wohl vorsehn, daß wir alles behutsam und ohne Behorcher verrichten. Wir müssen allen unsern Fleiß, allen unsern Witz dabei an-

wenden. Die Sache ist zu wichtig, als daß sie sich schläfrig treiben ließe.

Tyndarus. Ich will alles thun, wie du es befiehlst.

Philokrates. Das hoff' ich.

Tyndarus. Du siehst wohl, daß ich itzo für dein mir so wertes Leben mein eigen Leben in die Schanze schlage.

Philokrates. Es ist wahr.

Tyndarus. Aber gedenke auch daran, wenn du deinen Zweck wirst erlangt haben! Denn ich weiß wohl, wie die meisten Menschen sind. So lange als sie nach etwas streben, so lange sind sie gut, sobald sie es aber erlangt haben, sobald werden sie aus den Besten die Schlimmsten und Ungetreuesten. Doch ich will hoffen, daß du so sein werdest, wie ich es wünsche. Ich könnte es mit meinem Vater nicht besser meinen, als ich es mit dir meine.

Philokrates. In der That, ich habe dich mit Recht meinen Vater zu nennen. Denn nach meinem wirklichen Vater hast du dich am väterlichsten gegen mich bewiesen.

Tyndarus. Ja, ja!

Philokrates. Ich ermahne dich also, gedenke ja fleißig daran, daß ich nun nicht mehr dein Herr, sondern dein Knecht bin. Nur das einzige bitte ich dich, da uns die Götter itzo ihren Willen kund gethan und mich, deinen vorigen Herrn, zu deinem Mitknechte gemacht haben; dies einzige bitte ich dich, ich, der ich dir sonst mit Recht zu befehlen hatte, ich bitte es dich um unsers ungewissen Glücks, um der Gütigkeit, die dir mein Vater erzeigt hat, um unserer gemeinschaftlichen Knechtschaft willen: ehre mich nicht anders, als ich dich geehrt habe, da du mir dientest, und erinnere dich fleißig, was du gewesen seist, und was du nun bist!

Tyndarus. Ich weiß schon. Ich bin nunmehro du, und du bist ich.

Philokrates. Gut. Wenn du das wohl merken kannst, so können wir hoffen, daß unsre List gelingen werde.

---

2. Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Ich werde gleich wieder hereinkommen. Ich will nur diese erst etwas fragen. Wo sind sie, die ich vor die Thüre zu führen befohlen habe?

Philokrates. O, du hast schon dafür gesorgt, daß wir nicht weit sein können. Wir sind ja mit Ketten und Wachen ganz umschanzt.

Hegio. Wenn man sich auch noch so sehr vorsieht, man kann sich doch nimmermehr zu viel vorsehn. Wenn man manchmal glaubt, sich am besten vorgesehn zu haben, so ist man mit aller seiner Vorsicht betrogen. Oder thue ich etwa unrecht, daß ich euch so scharf bewache, da ich euch für so viel baares Geld gekauft habe?

Philokrates. Es würde uns nicht geziemen, wenn wir dir deine Vorsicht übel nehmen wollten. Doch würde es sich auch für dich nicht schicken, es uns zu verdenken, wenn wir uns bei Gelegenheit davonmachen sollten.

Hegio. Wie ich euch hier bewachen lasse, ebenso wird mein Sohn bei euch bewacht.

Philokrates. Ist er auch gefangen worden?

Hegio. Leider!

Philokrates. So sind wir doch nicht die einzigen Bärenhäuter gewesen.

Hegio. Komm hierher! Ich möchte dich gerne alleine um etwas fragen, worinne du mich aber nicht belügen mußt.

Philokrates. Was ich weiß, will ich dir wahrhaft gestehen. Wenn ich aber etwas nicht weiß, so mußt du mir es auch nicht verdenken, daß ich es nicht weiß.

Tyndarus. Nun ist der Alte in der Barbierstube. Das Messer ist schon angesetzt. Gleichwohl gibt er ihm nicht einmal das Tuch um, daß er sich das Kleid nicht garstig mache. Ob er ihn aber glatt oder über den Kamm scheren wird, weiß ich noch nicht. Wenn er aber gescheit ist, so wird er ihn rechtschaffen zerkratzen.

Hegio. Höre! Willst du lieber frei oder ein Knecht sein? Sprich!

Philokrates. Ich will nichts, als was dem Guten am nächsten kömmt und von dem Uebel am weitesten entfernt ist. Vielen zwar ist die Knechtschaft eben nicht sehr beschwerlich gewesen. Darunter gehöre auch ich. Mein Herr hat mich nicht anders als sein eigen Kind gehalten.

Tyndarus. Gut! In der That, nicht einmal für ein Talent wollte ich den Thales aus Milet kaufen. Denn gegen den seiner Weisheit ist die seinige Kinderpossen. Mit was für einer Art hat er nicht die Rede auf die Knechtschaft zu bringen gewußt!

Hegio. Aus was für einem Geschlechte ist dieser Philokrates?

Philokrates. Aus dem Polyplusischen, welches daselbst das mächtigste und geehrteste Geschlecht ist.

Hegio. Aber er selbst, in was für einem Ansehen stehet er in seiner Vaterstadt?

Philokrates. In großem. Die vornehmsten Leute schätzen ihn.

Hegio. Da er nun, wie du sagst, in solcher Hochachtung bei den Cliensern stehet, wie steht es denn um seinen Beutel? Ist er fett?

Philokrates. Er könnte Unschlitt daraus kochen. Der Alte —*)

Hegio. Was? der Alte? Lebt sein Vater auch noch?

Philokrates. Als wir von Hause abreiseten, hat er noch gelebt. Ob er aber itzo noch lebt, das muß der Tod am besten wissen.

Tyndarus. Das geht vortrefflich. Er lügt nicht nur, er fängt auch gar an zu philosophieren.

Hegio. Wie heißt sein Vater?

Philokrates. Thesaurokrypsonikochrysides.

Hegio. Den Namen hat man ihm gewiß wegen seines großen Reichtums gegeben.

Philokrates. Nicht allein. Auch wegen seines Geizes und seiner Kühnheit. Denn sein eigentlicher Name ist Theodoromedes.

Hegio. Was sagst du? So ist sein Vater geizig?

Philokrates. Nur gar zu geizig. Zum Exempel, daß du doch siehst, was er für ein Mann ist! Wann er seinem Genius opfert, so braucht er lauter irdene Gefäße zu dem heiligen Werke, aus Furcht, sein Genius möchte sie ihm sonst entwenden. Daraus kannst du sehen, wie viel er andern trauen mag.

Hegio. Gut! Komm, tritt unterdessen hierher! Ich will

---

*) Unde excoquat sevum senex heißt es in den meisten Ausgaben, Dousa aber unterscheidet die Personen also: *Phil.* Unde excoquat sevum. *Heg.* Senex quid pater? vivitne? Allein das senex kann ganz wohl noch bei der Rede des Philokrates bleiben, nur so, daß es einen neuen Perioden anfängt, worinne er von seinem Vater etwas gedenken will, wo ihm Hegio aber alsbald ins Wort fällt: quid pater? etc. Daß man also vielleicht lesen muß:

Phil. Unde excoquat sevum. Senex — — —
Heg. Quid pater? vivitne?

mich auch bei diesem erkundigen. Philokrates,*) dieser hat als ein rechtschaffner Mensch, wie es auch seine Schuldigkeit war, gehandelt. Ich weiß von ihm, aus was für einem Geschlechte du bist. Er hat mir's gestanden. Wenn du mir es auch gestehen willst, es wird dein Schade nicht sein. Unterdessen will ich dir doch sagen, daß ich alles schon von ihm weiß.

Tyndarus. Er hat seine Schuldigkeit gethan, da er dir die Wahrheit gestanden hat, ob ich gleich mit aller Sorgfalt meinen Adel, mein Geschlecht und meine Reichtümer habe verbergen wollen. Da ich aber Vaterland und Freiheit verloren habe, so kann ich es ihm freilich nicht verdenken, daß er mich weniger als dich fürchtet. Die feindliche Gewalt hat meinen Stand dem seinigen gleich gemacht. Vorher durfte er mich nicht mit einem Worte beleidigen, itzo kann er es mit der That thun. Aber, wie du siehst, das Glück verfährt mit uns Menschen nach seinem Kopfe. Ich war frei, nun bin ich ein Knecht. Vom Höchsten macht es mich zum Letzten. Sonst war ich gewohnt, zu befehlen, nun muß ich mir befehlen lassen. Wenn ich zwar einen Herrn bekommen habe, wie ich selbst gegen meine Leute gewesen bin, so darf ich mich nicht befürchten, daß er mir was Ungerechtes oder allzu Beschwerliches gebieten werde. Dieses einzige, Hegio, will ich dir nur sagen, — wenn du es nicht übel nehmen willst —

Hegio. Rede frei!

Tyndarus. Ich bin ebensowohl frei gewesen als dein Sohn. Wir haben, sowohl er als ich, durch die feindliche Gewalt unsre Freiheit verloren. Er dienet bei uns nicht anders, als ich bei euch diene. Es ist ganz gewiß ein Gott, welcher, was wir thun, hört und sieht. Wie du mich hier halten wirst, so wird er machen, daß man deinen Sohn auch bei uns hält. Führst du dich gütig gegen mich auf, so wird es ihm zu statten kommen, bist du hart gegen mich, so wird man es auch gegen ihn sein. So sehr du nach deinem Sohne verlangst, so sehr verlangt auch mein Vater nach mir.

Hegio. Ich glaube alles das. Doch wirst du mir es gestehen, was er mir gestanden hat?

Tyndarus. Ich gestehe dir, daß mein Vater großen

---

*) In den Ausgaben, die ich habe nachsehen können, stehet: Philocrates hic fecit, hominem frugi ut facere oportuit. Dieses ist offenbar falsch. Bei Philokrates ist das Komma unentbehrlich, welches hier die Anrede sein muß; denn Hegio wußte es ja nicht, daß es Philokrates, mit dem er geredt hätte.

Reichtum besitzet und daß ich aus vornehmem Geschlechte bin. Allein ich bitte dich, Hegio, laß dich meine Reichtümer nicht geiziger machen und bringe meinen Vater nicht dahin, daß er es für anständiger halten muß, mich, ob ich gleich sein einziger Sohn bin, lieber bei dir in der Knechtschaft zu lassen, wo du mich auf deine Unkosten satt machen und kleiden mußt, als mich da, wo es mir am wenigsten anständig sein würde, betteln zu sehen!

Hegio. Ich bin durch den Segen der Götter und den Fleiß meiner Vorfahren reich genug. Zwar glaube ich nicht, daß man den Gewinst allezeit verachten muß, ich weiß vielmehr, daß viele Leute dadurch groß geworden sind. Allein ich weiß auch, daß zuweilen Schaden besser ist als Gewinst. Ich hasse das Geld, es ist vielen ein schlechter Ratgeber gewesen. Höre also und vernimm meine ganze Sinnesmeinung! Mein Sohn dienet bei euch in Elis als ein Gefangner. Wenn du mir ihn zurückschaffst, so sollst du keinen Heller mehr geben. Ich will dich und deinen Knecht gehen lassen. Anders aber laß ich euch nicht frei.

Tyndarus. Dein Verlangen ist gut und billig. Du bist der rechtschaffenste Mann. Allein ist dein Sohn ein Privat- oder ein öffentlicher Gefangner?

Hegio. Ein Privatgefangner, bei dem Arzt Menarchus.

Philokrates. Vortrefflich! Menarchus ist dieses sein Klient. Die Sache wird gehn, als ob sie geschmiert wäre.*)

Hegio. Mache also, daß er ranzioniert wird!

Tyndarus. Es soll geschehn. Aber das bitte ich dich, Hegio —

Hegio. Nur bitte nichts, was diesem Vornehmen zuwiderläuft, sonst alles —

Tyndarus. Höre mich nur! Ich verlange nicht, daß du mich eher freilassen sollst, als du deinen Sohn wiederbekommen hast. Allein das bitte ich dich. Schlag mir diesen um ein Gewisses an! Ich will ihn zu meinem Vater schicken, damit er deinen Sohn ranzionieren kann.

Hegio. Ich dächte, wir schickten lieber einen andern, sobald als Waffenstillestand sein wird. Ein andrer kann sich mit deinem Vater ebensowohl besprechen und deine Befehle nach deinem Willen ausrichten.

---

*) Man halte mir den Ausdruck zu gute. Ich habe etwas setzen wollen, welches dem Lateinischen, welches ein Sprichwort zu sein scheinet, ein wenig ähnlich sei.

Tyndarus. Nein, einen Unbekannten an ihn zu schicken, taugt nichts. Es wäre alles umsonst. Schicke diesen! Der wird alles ausrichten können, wenn er hinkömmt. Du kannst keinen Getreuern, keinen, dem er mehr zutraute, schicken. Es ist ein Knecht, der völlig nach seinem Sinne ist. Wem sollte er also wohl seinen Sohn sichrer vertrauen können? Besorge nichts, ich will auf meine Gefahr seine Treue probieren. Ich verlasse mich auf seine Ehrlichkeit, weil er weiß, daß ich gütig gegen ihn gesinnt bin.

Hegio. Gut, wenn du es so haben willst, so mag er auf deine Gefahr gehen. Ich will dir ihn anschlagen.

Tyndarus. Ich sähe aber gerne, daß du ihn je eher je lieber abfertigtest.

Hegio. Willst du mir aber, wenn er nicht wiederkömmt, zwanzig Pfund für ihn geben?

Tyndarus. Ja, die will ich dir geben.

Hegio. Ihr da! Nehmt diesem die Ketten, oder nehmt sie vielmehr allen beiden ab!

Tyndarus. Die Götter beglücken dich mit allem, was du wünschest, da du mich so vieler Ehre würdigest und mir die Ketten abnimmst! In der That, es ist mir eben nicht beschwerlich, daß ich das Halsband ablegen soll.

Hegio. Rechtschaffnen Leuten ist der Dank für die Wohlthat, die sie rechtschaffnen Leuten erzeigt haben, zuwider. Wenn du ihn also nach Hause senden willst, so sage, unterrichte, befiehl, was er deinem Vater melden soll! Soll ich ihn herrufen?

Tyndarus. Ja, ruf ihn.*)

---

3. Auftritt.

Hegio. Philokrates. Tyndarus.

Hegio. Wollten die Götter, daß dieses Vorhaben für mich, meinen Sohn und euch glücklich ausschlage! Du, dein neuer Herr befiehlt dir, deinem alten Herrn in allem, was er verlangt, treulich zu gehorchen! Ich habe dich ihm für 20 Pfund angeschlagen. Er spricht, er wolle dich zu seinem

*) Ich weiß in der That nicht, warum hier ein neuer Auftritt angehen soll. Tyndarus war ja nicht abgegangen, sondern Hegio hatte ihn nur beiseite geführt, und er war bloß einige Zeit ohne Handlung geblieben.

Vater schicken, damit dieser meinen Sohn ranzioniere und wir also unsre Söhne mit einander austauschen können.

Philokrates. Ich halte meine Dienste auf allen Seiten bereit. Ihr könnt mich wie eine Töpferscheibe gebrauchen. Ich lasse mich zu dir und zu ihm drehen, wie ihr es verlangt.

Hegio. Diese deine Dienstfertigkeit wird dir das meiste nutzen, da du dich bei deiner Knechtschaft so verhältst, wie es dir geziemet. Folge mir! Hier ist er.

Tyndarus. Ich danke dir, daß du mir Macht und Gewalt gibst, diesen als einen Boten zu meinem Vater zu schicken, der ihm alles umständlich berichte, wie es mit mir hier stehe, und wie ich es wolle gehalten haben. Hegio und ich, Tyndarus, sind mit einander eins geworden, daß ich dich nach Hause schicken soll. Er hat dich mir um ein Gewisses angeschlagen. Ich soll ihm nämlich, wenn du nicht wieder zurückkömmst, zwanzig Pfund für dich bezahlen.

Philokrates. Das habt ihr sehr wohl ausgemacht. Denn dein Vater wartet gewiß, daß du mich oder einen Boten an ihn schicken wirst.

Tyndarus. Vernimm also wohl, was du meinem Vater zu Hause berichten sollst!

Philokrates. Wie ich mich, Philokrates, bis anhero gegen dich erzeiget habe, will ich mich noch stets erzeigen. Alles, was deinen Umständen am zuträglichsten ist, will ich mich mit Leibes- und Seelenkräften auszurichten bestreben.

Tyndarus. Du thust dadurch, was dir geziemt. Doch höre mir nunmehro zu! Vor allen Dingen grüße meinen Vater und meine Mutter und unsere Verwandten und alle, die uns sonst wohlwollen. Sage ihnen, daß ich mich wohl befinde, daß ich bei diesem rechtschaffnen Manne diene, und daß er mir alle Ehre erzeige.

Philokrates. Das brauchst du mir nicht zu befehlen. Ich würde es so thun.

Tyndarus. Ich wäre bei ihm wie frei, nur daß ich einen Wächter um mich hätte. Und endlich sage meinem Vater, auf was für Art ich mit ihm wegen seines Sohnes einig geworden wäre.

Philokrates. Du hältst dich nur auf, da du mir etwas befiehlst, was ich ohnedem thun würde.

Tyndarus. Nämlich daß er seinen Sohn ranzionieren und ihn an unser beider statt zurückschicken solle.

Philokrates. Das will ich nicht vergessen.

Hegio. Er soll es aber sobald als möglich thun, weil beiden Teilen daran gelegen ist.

Philokrates. O, die Begierde, seinen Sohn wiederzusehn, wird bei ihm nicht geringer als bei dir sein.

Hegio. Ja, ich liebe meinen Sohn, und ein jeder liebt den seinigen.

Philokrates. Hast du sonst noch was an den Vater zu bestellen?

Tyndarus. Daß ich mich hier wohl befinde. Außerdem kannst du ihn, Tyndarus, auch kühnlich versichern, daß wir sehr wohl miteinander ausgekommen wären, daß du keinen Fehler begangen habest, und daß ich dir nicht zuwider gewesen sei. Du habest deinem Herrn in diesen Trübsalen treulich beigestanden; du habest mich niemals verlassen und seist mir in zweifelhaften und unglücklichen Fällen mit Rat und That an die Hand gegangen. Und wenn mein Vater hören wird, wie du, Tyndarus, gegen seinen Sohn seist gesinnt gewesen, so wird er nimmermehr so geizig sein, daß er dir deine Freiheit nicht ohne Entgelt erteilte. Ich selbst will, wenn ich nach Hause komme, alles mögliche beitragen, daß er es desto eher thue. Denn dir, deiner Leutseligkeit, Tugend und Weisheit habe ich es zu danken, daß ich wieder zu meinen Eltern werde zurückkehren können. Nach deiner Weisheit entdecktest du dem Hegio mein Geschlecht und Vermögen, und nur dadurch befreitest du deinen Herrn aus den Ketten.

Philokrates. Ich habe alles gethan, was du sagst, und es ist mir lieb, daß du dich dessen erinnerst. Ich habe nach meiner Pflicht mit dir gehandelt. Denn wenn ich, Philokrates, itzo auch erzählen wollte, wieviel Wohlthaten du mir erzeigt hast, so würde sich der Tag eher als meine Erzählung endigen. Denn wenn du auch selbst mein Knecht wärest, so hättest du nicht ergebner gegen mich sein können.

Hegio. O ihr Götter, was sind das für großmütige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Wie herzlich sie sich lieben! Mit was für Lobsprüchen belegt nicht der Knecht seinen Herrn!

Philokrates. O, er verdient hundertmal mehr gelobt zu werden, als er mich gelobt hat!

Hegio. Wann du also so treulich an ihm gehandelt hast, siehe, hier hast du eine Gelegenheit, deine Verdienste gegen ihn vollkommen zu machen. Sei auch hierinne treu!

Philokrates. Man soll nicht treuer sein können, so treu

will ich mich zu sein bestreben. Und daß du mir, Hegio, desto eher glaubest, so rufe ich den höchsten Jupiter zum Zeugen an, daß ich dem Philokrates nimmermehr untreu sein werde.

Hegio. Du bist ein wackrer Mensch!

Philokrates. Ich will an ihm handeln, wie ich an mir selbst handeln würde.

Tyndarus. Gut! Bekräftige nur diese deine Reden auch mit der That! Weil ich dir aber noch nicht alles, was ich wollte, gesagt habe, so höre; doch hüte dich, daß du dich durch meine Worte nicht zum Zorne reizen lassest! Ich bitte dich, bedenke, daß du auf mein Wort nach Hause geschickt wirst, daß du mir angeschlagen bist und daß ich mein Leben hier für dich zum Pfande setze! Vergiß mich nicht etwan, sobald du mich aus den Augen gelassen hast! Da du mich für dich hier in der Gefangenschaft lässest, so glaube nicht, daß du selbst frei seist und könnest dein Pfand im Stiche lassen und brauchtest dich nicht zu bemühen, daß sein Sohn zu Hause für mich ranzionieret werde! Bedenke es ja, du bist mir um 20 Pfund angeschlagen! Mache mein Vertrauen auf dich nicht zu schanden! Laß dein Wort nicht in Wind gesprochen sein! Ich weiß, der Vater wird alles thun, was ihm zu thun zukömmt. Mache, daß du mich zu deinem beständigen Freunde behältst und an dem Hegio einen neuen Freund gefunden habest! Sieh, ich bitte dich um des Handschlags, den meine Rechte der deinen gibt, sei mir nicht ungetreuer, als ich dir bin! Bedenke, du bist itzo mein Herr, mein Patron, mein Vater! Auf dich gründet sich itzo meine Hoffnung und mein Glück.

Philokrates. Du hast mir genug befohlen. Bist du zufrieden, wenn ich das, was du mir befohlen hast, ausrichte?

Tyndarus. Ja.

Philokrates. Ich hoffe mit Ehren nach deinem und deinem Wunsche wieder zurückzukommen. Ist sonst noch was?

Tyndarus. Komm, sobald es möglich ist, wieder!

Philokrates. Das versteht sich.

Hegio. Folge mir, ich will dir von meinem Wechsler Reisegeld auszahlen lassen und will dir zugleich von dem Prätor einen Paß verschaffen.

Tyndarus. Was für einen Paß?

Hegio. Den er mit sich nehmen muß, daß ihn unsre Truppen in sein Vaterland reisen lassen. Gehe du unterdessen herein!

Tyndarus. Reise also glücklich, Tyndarus!

Philokrates. Lebe wohl!

Hegio. Ich danke es den Göttern, daß ich diese Zwei von den Quästors gekauft habe. Ich habe meine Sache durch sie auf einen rechten guten Fuß gesetzt. Mein Sohn ist also, wenn es die Götter wollen, so gut als frei. Und ich konnte noch bei mir anstehen, ob ich sie kaufen, oder ob ich sie nicht kaufen sollte? Ihr Knechte, bewacht ihn drinnen wohl! Laßt ihn keinen Schritt, ohne ihn zu beobachten, thun! Ich werde gleich wieder zu Hause sein. Ich will nur erst sehn, was bei meinem Bruder die übrigen Gefangnen machen. Ich muß mich doch zugleich erkundigen, ob einer von ihnen diesen Jüngling kennt. Du folge mir, daß ich dich reisen kann lassen! denn dieses geht allem andern vor.

Dritter Aufzug.

1. Auftritt.

Ergasilus.

Das ist ein elender Mensch, der seine Nahrung sucht und sie mit Mühe findet; der ist aber noch viel elender, der sie mit Mühe sucht und sie gar nicht findet.*) Ja, ja, das ist der Allerelendeste, der gerne essen will und nichts zu essen hat. Ich möchte diesem Tage gleich die Augen auskratzen, wenn es anginge, so unbarmherzig sind alle Sterbliche heut gegen mich. Ich habe keinen verhungertern, keinen fasttäglichern Tag gesehen. Es geht mir nichts an demselben von statten, ich mag anfangen, was ich will. Magen und Kehle feiern also heute bei mir Fastnachten. Nun kannst du dich, du ganze Schmarutzkunst, nur an Galgen packen; denn die Jugend entfernt sich von uns armen Possenreißern ganz und gar. Was bekümmern sie sich itzo mehr um die lakonischen Schlägefaulen, um die Prügelgeduldigen, welche wohl Einfälle, aber weder Brot noch Geld haben. Sie bitten nur itzo die zu Gaste, die sie, wenn es ihnen geschmeckt hat,

*) In dem Lateinischen scheinet eine dreifache Gradation zu sein; die andre und dritte aber ist, wenn man sie recht betrachtet, einerlei; daß also der Superlativus nichts als eine Bestätigung des Comparativi hier sein kann, wie ich es in der Uebersetzung deutlicher zu machen mich bemüht habe.

wieder bitten können. Sie kaufen gar itzo selber zur Mahlzeit ein, welches doch sonst die Schmarutzer thun mußten. Sie verhüllen sich ebensowenig den Kopf, wenn sie vom Markte zum Hurenwirt gehen, als wenn sie in ihrer Zunft zu Eines Verdammung ihre Stimmen geben. Sie achten die Lustigmacher nicht einen Pfiff mehr. Sie lieben sich alle nur alleine. Als ich von hier wegging, machte ich mich auf dem Markte unter die Jünglinge. „Seid gegrüßt!" sprach ich. „Wo wollen wir heute zu Mittag speisen?" Keiner antwortet. „Nu, wer wird uns denn einladen?" Aber alle sind stumm. Keiner will über mich lachen. „Wo wollen wir zu Abend speisen?" fragte ich wieder. Und alle schütteln den Kopf. Ich bringe darauf ein schnakisches Wort, eine von meinen besten Schnaken vor, eine, die mir wohl sonst einen ganzen Monat lang den Tisch verdienen mußte. Allein niemand lacht. Ich merkte bald, daß es eine abgeredte Sache war. Keiner von ihnen wollte es nicht einmal wie die geneckten Hunde machen, daß er wenigstens die Zähne gefletscht hätte, da er nicht lachen wollte. Weil ich sehe, daß man mich so zum Narren hat, so gehe ich fort. Ich komme zu andern, wieder zu andern und wieder zu andern: alle sind einerlei. Sie sind alle von einem Schlage wie die Oelmäkler auf dem Velabrum.*) Ich komme eben von da her, weil ich mich nicht länger wollte verspotten lassen. O, es sind noch mehr Schmarutzer, die alle vergebens auf dem Markte auf und nieder spazieren. Ich habe es aber nunmehro beschlossen, mein Recht nach den römischen Gesetzen auszuführen. Ich will denen einen Termin setzen; ich will sie rechtschaffen strafen, die darauf umgehn, daß sie mir zu essen und zu leben verwehren wollen. Sie sollen mir zehn Mahlzeiten geben müssen, sowie ich sie verlange, und noch dazu bei der teuersten Zeit! Ja, das will ich thun. Vor itzo aber will ich nach dem Hafen gehen. Ich habe da noch eine kleine Schmausehoffnung; wird aber auch dieser der Hals gebrochen, so muß ich mich schon mit der rauhen Mahlzeit bei dem alten Hegio begnügen.

---

*) Velabrum hieß ein Platz in Rom an dem aventinischen Berge, wo die Oelverkäufer ihre Buden hatten. Plautus hat zwar in diesem Stücke den Schauplatz nach Aetolien verlegt, gleichwohl macht er sich kein Bedenken, Oerter, welche in Rom waren, darinne so anzuführen, als ob sie an dem Orte selbst wären, wo diese Vorstellung geschieht. Die römischen Zuschauer mußten zu seiner Zeit noch nicht sehr ekel sein, weil er dergleichen Verwirrungen, ohne getadelt zu werden, brauchen konnte. In dem ersten Auftritt des ersten Aufzugs haben wir schon ein Exempel davon gehabt, wo er von der porta trigemina redet, welche in Rom war und an der die Bettelleute am häufigsten saßen.

2. Auftritt.

Hegio.

Was ist angenehmer, als wenn man mit allgemeinem Beifall*) eine Sache wohl ausgeführt hat, wie ich gestern gethan habe, da ich die zwei Gefangnen kaufte? Wer mich sieht, kömmt mir entgegen und wünscht mir deswegen Glück. Sie haben mich durch ihr Stillestehnlassen und durch ihr Zurückhalten ganz ermüdet. Mit Mühe und Not konnte ich mich durch die vielen Glückwünsche durchdringen. Endlich kam ich doch bis zum Prätor, wo ich ein wenig ausruhte und um einen Paß bat. Ich bekam ihn. Ich habe ihn auch schon dem Tyndarus gegeben, welcher sich alsobald mit auf den Weg machte. Von dar komme ich nun itzo nach Hause. Auf dem Rückwege aber bin ich bei meinem Bruder eingesprochen, wo ich meine übrigen Gefangnen habe. Ich fragte sie, ob einer von ihnen den Philokrates aus Elis kenne. Endlich schreit dieser, es wäre sein guter Freund. Ich sagte ihm, er wäre bei mir; worauf er mich inständigst bat, daß er ihn sehen dürfe. Ich ließ ihn auch alsobald losschließen. Du, folge mir numehro, daß ich deine Bitte erfüllen kann! Du sollst ihn sprechen.

---

3. Auftritt.

Tyndarus.

Ach! Itzo wollte ich auch lieber gelebt haben, als leben! Hoffnung, Rat und Hilfe fliehen und verlassen mich. Dieses ist der Tag, an welchem ich keine Rettung meines Lebens mehr zu hoffen habe. Es ist keine Zuflucht mehr für mich, keine Hoffnung, die mir diese Furcht benehmen könnte. Ich weiß auf keine Art meine betriegrische Lügen zu bemänteln, auf keine Art meine sykophantischen Täuschereien zu beschönigen. Ich kann ebensowenig meine Untreue abbitten, als entfliehen. Die Hartnäckigkeit wird mir ebensowenig als neue List helfen. Allein unsre Geheimnisse sind entdeckt. Unsre List ist verraten. Alles ist offenbar. Es ist ausgemacht, ich bin verloren, für mich und meinen Herrn. Aristophontes, der eben

*) Ich glaube nicht, daß bono publico etwas anders hier heißen kann. Denn des Lambinus Erklärung ist sehr weit hergeholt.

itzo kam, ist mein Unglück. Er kennt mich. Er ist des Philokrates Verwandter und guter Freund. Wenn mich auch die Errettung selbst erretten wollte, sie kann es nicht; es ist unmöglich. — Wo ich mich nicht noch auf eine List besinne — Aber, zum Henker, auf was für eine? Was soll ich erdenken? Ich will — Ach, es ist alles nichts, es sind Possen. Da steck' ich!

---

4. Auftritt.

Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Hegio. Nu, wo ist der aus dem Hause hingerennt?

Tyndarus. Numehr bin ich verloren. Die Feinde kommen auf dich los, Tyndarus; was wirst du sagen? Was wirst du vorbringen? Was wirst du leugnen? Was wirst du gestehn? Ach, ich bin in allem ungewiß. Worauf soll ich mich verlassen? Daß du doch eher umgekommen wärest, Aristophontes, als du aus deinem Vaterlande kamest! Du verwirrest alle unsre Anschläge. Alles ist zu nichte, wenn ich nicht eine recht erschreckliche List ersinne — —

Hegio. Folge mir! Hier ist er. Gehe zu ihm, rede mit ihm!

Tyndarus. Wer kann unglücklicher sein als ich?

Aristophontes. Was ist das? Warum wendest du denn die Augen von mir weg, Tyndarus? Warum verachtest du mich denn als einen Fremden, als wenn du mich niemals gekannt hättest? Ich bin itzo so gut ein Knecht als du, ob ich gleich zu Hause bin frei gewesen und du von deiner Kindheit an in Elis gedient hast.

Hegio. O, ich wundre mich gar nicht, daß er dich nicht ansehn will. Er zürnt auf dich, daß du ihn anstatt Philokrates Tyndarus nennest.

Tyndarus. Hegio, dieser Mensch ist in Elis für rasend gehalten worden. Höre ja nicht auf seine Reden! Er hat Vater und Mutter mit dem Wurfspieße verfolgt. Daher bekömmt er auch noch zuweilen die schwere Not. Mache dich also ja nicht allzu nahe an ihn!

Hegio. Fort mit dem von mir! Fort!

Aristophontes. Was sagst du, Galgenstrick? Ich rasend? Ich hätte meinen Vater und meine Mutter mit dem Wurf-

spieße verfolgt? Und ich hätte eine Krankheit, daß man mich anspeien müßte?*)

Hegio. Gib dich zufrieden! Es sind mehr Leute mit diesem Unglücke behaftet, denen das Anspeien ganz heilsam gewesen ist.

Tyndarus. O, es hat auch vielen in Elis geholfen.

Aristophontes. So? Und du glaubst ihm das?

Hegio. Was soll ich ihm glauben?

Aristophontes. Daß ich rasend sei.

Tyndarus. Siehst du, mit was für einem gräßlichen Gesichte er uns ansieht? Es ist am besten, man gibt ihm nach, Hegio, wie ich dir es gesagt habe; seine Naserei nimmt zu, nimm dich in acht!

Hegio. Ich merkte es gleich, daß es nicht richtig mit ihm stehn mußte, weil er dich Tyndarus nannte.

Tyndarus. Je, er weiß ja manchmal seinen eignen Namen nicht und kennt sich selber nicht!

Hegio. Aber er sagte auch, du wärst sein guter Freund.

Tyndarus. Das könnt' ich eben nicht sagen. Alkmäo, Orestes und Lykurgus könnten sich mit ebenso vielem Rechte meinen guten Freund nennen als er.

Aristophontes. Und du nichtswürdiger Kerl unterstehst dich, so viel Uebles von mir zu sprechen? Kenne ich dich etwa nicht?

Hegio. Das ist ganz offenbar, daß du ihn nicht kennest. Sonst würdest du ihn nicht Tyndarus anstatt Philokrates genannt haben. Den, den du siehst, kennst du nicht und nennst den, den du nicht siehst.

Aristophontes. Nein, nein, sondern er gibt sich für einen aus, der er nicht ist, und wer er ist, verleugnet er.

Tyndarus. So? Du willst der sein, der den Philokrates Lügen straft?

Aristophontes. Aber du, wie ich wohl sehe, willst der sein, der die Wahrheit durch seine Lügen unterdrückt? Sieh mich doch recht an, ich bitte dich!

Tyndarus. Nu.

Aristophontes. Ei! Und du sprichst, du wärst nicht Tyndarus?

---

*) Man weiß nicht, ob die Alten, wenn sie einen solchen Kranken sahen, ihn deswegen angespieen haben, weil sie glaubten, daß es ihm gesund sei, oder ob sie es aus Abscheu gethan haben; so viel ist aus einigen Stellen des Plinius klar, daß morbus qui insputatur nichts anders als die Epilepsie sei.

Tyndarus. Eben das sprech' ich.

Aristophontes. Du sprichst, du wärst Philokrates?

Tyndarus. Das sprech' ich, ja.

Aristophontes. Und du glaubst ihm?

Hegio. Mehr als dir und mir. Der, für den du ihn ausgibst, ist heute von uns nach Elis zu dieses Vater gesandt worden.

Aristophontes. Seinem Vater? Der Knecht?

Tyndarus. Bist du doch itzo auch ein Knecht, ob du gleich sonst frei warest. Und ich, ich hoffe es auch zu sein, sobald sein Sohn durch mich die Freiheit wird erhalten haben.

Aristophontes. Was sprichst du, Galgenstrick? Du nennst dich frei geboren?

Tyndarus. Nicht doch, ich heiße nicht Freigeboren, sondern Philokrates.

Aristophontes. Was? Höre einmal, Hegio, was er noch für Narrenspossen treibt! Glaube mir, es ist der Knecht selbst, und er hat niemals einen Knecht außer sich selbst gehabt!

Tyndarus. Da du selbst in deinem Vaterlande Mangel leidest und nichts zu leben hast, so wundert mich es gar nicht, daß du dir alle gleich zu sein wünschest. Die Unglücklichen sind meistenteils so, sie sind mißgünstig und beneiden die Glücklichen.

Aristophontes. Ich bitte dich nochmals, Hegio, höre auf, ihm so ohne Grund zu trauen! Soviel ich vermute, hat er dir ohne Zweifel schon einen Streich gespielt. Was er von der Auslösung deines Sohnes spricht, das will mir gar nicht gefallen.

Tyndarus. Ich glaub' es wohl, daß du es nicht gerne sehen würdest. Gleichwohl will ich es thun, wenn mir die Götter beistehen. Ich will ihm seinen Sohn wieder zustellen, und er wird ein Gleiches mit mir meinem Vater thun. Und in dieser Absicht habe ich den Tyndarus nach Hause geschickt.

Aristophontes. Bist denn du's aber nicht selber? Es ist ja sonst in ganz Elis kein Knecht dieses Namens.

Tyndarus. So fährst du doch fort, mir meine Knechtschaft vorzuwerfen, in die mich die feindliche Gewalt gezwungen hat?

Aristophontes. Nein, länger kann ich mich nicht halten.

Tyndarus. Hörst du, was er sagt? Mache dich ja fort! Bald wird er uns mit Steinen verfolgen, wenn du ihn nicht gleich zu binden befiehlst.

Aristophontes. Welche Marter!

Tyndarus. Die Augen brennen ihm. Nun ist der Strick nötig, Hegio. Siehst du nicht, wie er im Gesichte ganz schwarzgelbe wird? Das schwarze Geblüte macht ihn unsinnig.

Aristophontes. Aber dein böses Geblüte sollte dir der Schinder schon abzapfen, wenn Hegio klug wäre!

Tyndarus. Er redt schon ganz verkehrt. Die Furien schrecken den armen Mann.

Hegio. Wie, Philokrates, wenn ich ihn binden ließe?

Tyndarus. Du könntest nicht klüger thun.

Aristophontes. Ich ärgre mich, daß ich keinen Stein bei der Hand habe, damit ich dem verdammten Kerl, der mich durch seine Reden unsinnig machen will, den Hirnschädel zerschmeißen könnte.

Tyndarus. Hörst du? Er sucht einen Stein.

Aristophontes. Ich will dich alleine sprechen, Hegio.

Hegio. Bleib nur dort, wenn du mir was sagen willst! ich will es schon von weitem hören.

Tyndarus. Zum Henker, wenn du dir ihn auch ließest näher kommen, so wär's um deine Nase gewiß geschehen. Er würde dir sie mit Wurzel und Stiel wegbeißen.

Aristophontes. Glaube nicht, Hegio, daß ich unsinnig bin, oder daß ich es jemals gewesen sei! Ich habe die Krankheit nicht, deren er mich beschuldiget. Wenn du dich aber vor mir fürchtest, gut, so laß mich binden, nur laß diesen auch mit binden!

Tyndarus. Ja, ja, Hegio, laß ihn nur binden, wie er es selbst begehrt!

Aristophontes. Schweig nur! Ich will dich schon, falscher Philokrates, noch heute überführen, daß du der wahre Tyndarus bist. Nu, was winkst du mir mit dem Kopfe?

Tyndarus. Ich winkte dir?*)

Aristophontes. Was würde er nicht thun, wenn du weiter davon stündest.

Hegio. Was meinst du, ob ich wohl mit dem Unsinnigen rede?

Tyndarus. Er wird dir Possen vormachen, er wird dir

---

*) Diese und die folgende Rede ist in allen Ausgaben nur eine. Allein ich sehe nicht, was Tyndarus mit dem andern sagen wollte; wenn man es aber dem Aristophontes in den Mund legt, wie ich es hier gethan habe, so hat es einen ganz natürlichen Verstand. „Er winkt mir," will er sagen, „da du so nahe dabei stehst; wenn du weiter davon stündest, so würde er mich gar schweigen heißen."

Zeug schwatzen, das weder Kopf noch Schwanz hat. Es ist der vollkommne Ajax, nur daß ihm sein Anputz fehlt.

Hegio. Es schadet nichts; ich will doch mit ihm reden.

Tyndarus. Nun bin ich verloren. Itzo stehe ich auf der gefährlichen Stufe. Was soll ich anfangen?

Hegio. Aristophontes, ich will dir doch zuhören, wenn du mir was zu sagen hast.

Aristophontes. Du wirst also hören, daß das die Wahrheit sei, was du für eine Lügen gehalten hast. Vor allen Dingen aber mußt du überzeugt sein, daß ich kein Unsinniger bin und daß ich keine Krankheit habe außer meiner Knechtschaft. Wenn ich und du aber nicht ebensowohl Philokrates sind als dieser, so strafe mich der König aller Götter und Menschen und lasse mich mein Vaterland niemals wiedersehen!

Hegio. Nu, so sage mir doch, wer ist er denn sonst?

Aristophontes. Kein andrer, als für den ich ihn gleich anfangs ausgegeben habe. Und wenn du es anders befindest, als ich es sage, so will ich meiner Freiheit und meiner Eltern bei dir verlustig werden.

Hegio. Was sagst du dazu?

Tyndarus. Daß ich dein Knecht bin und du mein Herr bist.

Hegio. Darnach frage ich nicht. Bist du frei gewesen?

Tyndarus. Ja.

Aristophontes. Nein, er ist es niemals gewesen. Er hintergeht.

Tyndarus. Wie kannst du denn das wissen? Bist du denn etwa bei meiner Mutter Hebamme gewesen, daß du es so kühnlich behaupten kannst?

Aristophontes. Ich habe dich, da wir beide noch Kinder waren, gekannt.

Tyndarus. Und ich kenne dich itzo, da wir beide erwachsen sind.

Aristophontes. Siehst du, wie er wieder Possen treibt!*)

Tyndarus. Wenn du klug wärest, so solltest du dich um mich gar nicht bekümmern; denn bekümmre ich mich denn um dich?

Hegio. Hat sein Vater nicht Thesaurokrypsonikochrysides geheißen?

---

*) Das Hem rursum tibi! habe ich lieber dem Aristophontes in Mund legen wollen. Tyndarus hatte sich schon oben einmal durch eine solche Wendung aus dem Handel ziehen wollen, und itzo versucht er es wieder; welches freilich Aristophontes nicht unangemerkt lassen konnte.

Aristophontes. Nichts weniger. Ich habe Zeit meines Lebens den Namen nicht gehört. Des Philokrates Vater heißt Theodoromedes.

Tyndarus. Nun ist es aus mit mir. O, so ruhe doch, mein Herz, oder geh an Galgen! Du hüpfest, und ich armer Teufel kann vor Furcht kaum stehen.

Hegio. So kann ich es gewiß glauben, daß dieser in Elis gedienet hat und daß er Philokrates nicht ist?

Aristophontes. Ja, und du wirst es niemals anders befinden. Aber wo ist denn der rechte Philokrates?

Hegio. Da, wo er sich am liebsten und ich ihn am wenigsten zu sein wünsche. Und so bin ich doch durch dieses Ruchlosen Betriegerei so jämmerlich angeführt worden; so hat man mich doch nach eignem Belieben bei der Nase herumgezogen? Aber hüte dich —

Aristophontes. Ich sage dir nichts, als was ich ganz gewiß weiß.

Hegio. Ganz gewiß also?

Aristophontes. Du wirst niemals was Gewissers finden. Philokrates und ich sind von den ersten Jahren der Kindheit an gute Freunde gewesen —

Hegio. Aber sage mir doch, wie sieht denn dein guter Freund Philokrates aus?

Aristophontes. Ich will es dir sagen. Er hat ein hagres Gesicht, eine spitzige Nase, bleiche Farbe, schwarze Augen, etwas rötlich-krauses Haar, das er in Locken legt —

Hegio. Alles trifft überein.

Tyndarus. O, zu was für einer übeln Stunde bin ich heute aufgestanden! Wehe den armen Ruten, die heute auf meinem Rücken sterben werden!

Hegio. Ich sehe wohl, ich bin betrogen.

Tyndarus. Was zaudert ihr noch, ihr Fesseln? Kommt, leget euch um meine Schenkel, ich will euch redlich bewachen!

Hegio. So bin ich denn rechtschaffen von diesen unglücklichen Gefangnen hintergangen worden! Der Freigeborne gab sich für den Knecht und der Knecht für den Freigebornen aus. Den Kern habe ich verloren, und die Schale hat man mir zum Pfande gelassen. Und durch dieses Blendwerk hab' ich mich aus Unvorsichtigkeit schimpflich hintergehen lassen. Doch — wenigstens soll mich dieser nicht auslachen. He! Kolaphus! Kordalio! Korax! kommt heraus und bringt die Stricke mit!

---

5. Auftritt.

Die Schergen. Hegio. Tyndarus. Aristophontes.

Die Schergen. Wir werden gewiß wieder Holz tragen sollen.

Hegio. Gleich fesselt dem Galgenschwengel die Hände!

Tyndarus. Was soll das heißen? Was hab' ich gethan?

Hegio. Du fragst noch, du unglücklicher Säemann und Schnitter der größten Uebelthaten!

Tyndarus. Warum nennst du mich denn nicht zuerst den Egger? Denn die Bauern eggen allezeit eher, als sie säen.

Hegio. Noch so unverschämt kannst du mir vor den Augen stehn?

Tyndarus. Ein unschuldiger Knecht muß unerschrocken sein, besonders gegen seinen Herrn.

Hegio. Bindet ihm die Hände recht scharf!

Tyndarus. Ich und also auch meine Hände gehören dir; du kannst sie mir gar abzuhauen befehlen. Aber was ist denn das? Warum bist du denn auf mich zornig?

Hegio. Weil du mein ganzes Vornehmen, das sich auf euch allein gründete, durch deine verdammten betriegrischen Lügen zunichte gemacht hast. Durch alle meine Rechnungen hast du mir einen Strich gemacht. Durch deine List hast du mir den Philokrates aus den Händen gespielt. Ich habe ihn für den Knecht und dich für den Freigebornen gehalten. So nanntet ihr euch selbst, und so hattet ihr eure Namen verwechselt.

Tyndarus. So will ich es denn nur gestehen. Ja, es ist alles wahr, was du sagst. Durch meine Mühe und Arglistigkeit ist Philokrates dir entgangen. Aber, ich bitte dich, wie kannst du darüber ungehalten auf mich sein?

Hegio. Nu, nu, es soll dir nicht unbelohnt bleiben!

Tyndarus. Wenn ich nur wegen keiner Uebelthaten umkomme, so werde ich es wenig achten. Muß ich hier sterben, und Philokrates kömmt, wie du befürchtest, nicht wieder, so wird mir meine That noch nach meinem Tode Ruhm bringen, daß ich meinen gefangnen Herrn aus der Knechtschaft und aus den Händen der Feinde frei in sein Vaterland zu seinem Vater wieder geschafft und lieber mein als sein Leben der Gefahr ausgesetzt habe.

Hegio. Fort! Macht also, daß dieser wackre Mann diesen Ruhm am Galgen haben kann!

Tyndarus. Wer um der Tugend willen umkömmt, kömmt nicht um.

Hegio. Wenn ich dich werde rechtschaffen haben martern lassen, wenn du deiner Betriegereien wegen wirst zu Tode sein gepeiniget worden, so mögen sie meinetwegen sagen, du seist umgekommen oder nicht; wann du nur umkömmst, so gilt mir es gleichviel, wenn sie auch sagten, du lebtest.

Tyndarus. Wenn du das thust, so wirst du es gewiß nicht umsonst gethan haben, wenn Philokrates wiederkömmt, wie ich gewiß hoffe.

Aristophontes. O ihr unsterblichen Götter, nun bekomm' ich in der Sache Licht! So ist mein Freund Philokrates frei? So ist er in seinem Vaterlande bei seinem Vater? Wohl. Wem sollte ich dieses Glück lieber gönnen als ihm? Aber wie schmerzt es mich, daß ich diesem einen so schlechten Dienst gethan habe! Meinetwegen, meiner Entdeckung willen ist er gebunden.

Hegio. Habe ich dich nicht nachdrücklich gewarnt, mich nicht zu belügen?

Tyndarus. Ja.

Hegio. Warum hast du es also gewagt?

Tyndarus. Weil dem, für dessen Wohl ich besorgt war, die Wahrheit geschadet hätte. Itzo nutzt ihm die Lügen.

Hegio. Und dir wird sie schaden.

Tyndarus. Wohl gut! Habe ich doch meinen Herrn erhalten, über dessen Erhaltung ich mich freue; denn der alte Herr hatte mich ihm zum Beschützer gegeben. Aber sprich, ist es eine Lasterthat, was ich begangen habe?

Hegio. Eine erschreckliche.

Tyndarus. Ich aber bin andrer Meinung und behaupte, es sei eine gute That. Denn bedenke, wenn dein Knecht gegen deinen Sohn sich so verhalten hätte, wie würdest du ihm danken? Würdest du ihn freilassen oder nicht? Würde er dir nicht der angenehmste Knecht sein? Antworte!

Hegio. Ja wohl.

Tyndarus. Warum zürnst du denn also auf mich?

Hegio. Weil du ihm getreuer gewesen bist als mir.

Tyndarus. So? Du hast also gemeint, einen neuen Gefangnen in Nacht- und Tagesfrist zu überreden, daß er dir mehr wohlwolle als dem, mit dem ich von Kindheit an aufgewachsen bin?

Hegio. Du magst also auch nur von ihm den Dank er-

marten. Führt ihn nur fort, damit ihr ihm schwere und starke Fußeisen anlegen könnt! Von dar bringt ihn nur gleich in die Steingruben! Anstatt daß andre daselbst des Tages nur acht Stück brechen dürfen, so soll er alle Tage anderthalb Tagewerk verrichten müssen oder alle Tage 600 Stockschläge gewärtig sein.

Aristophontes. Hegio, ich bitte dich um der Götter und Menschen willen, laß diesen Menschen nicht umkommen!

Hegio. O, dafür soll schon gesorgt werden! Des Nachts über will ich ihn gebunden bewachen lassen, und des Tags über soll er Steine aus den Gruben bringen müssen. Ich will ihn lange genug martern. Sorge nicht, daß er es mit einem Tage soll überstanden haben!

Aristophontes. Und das willst du gewiß thun?

Hegio. So gewiß, als ich einmal sterben werde. Fort! Führt ihn alsobald zu dem Schmied Hippolyt! Laßt ihm fein starke Beineisen anlegen und alsdann führt ihn sogleich vor das Thor zu meinem Freigelaßnen Kordalus, damit er in die Steinbrüche gebracht wird! Sagt, daß es mein ausdrücklicher Wille wäre, er solle es nicht schlimmer haben als die, die es am allerschlimmsten haben!

Tyndarus. Je nu, ich will mich nicht wider deinen Willen erhalten wissen. Setze mich immer in Lebensgefahr, es geschieht auf deine Gefahr. Ich habe nach dem Tode im Tode nichts Uebles zu befürchten. Und wenn ich auch das größte Alter erreichte, so muß ich doch nach Kurzem das, womit du mir droheſt, einmal ausstehen. Lebewohl, ob du es gleich nicht um mich verdieneſt! Dir, Aristophontes, möge es so gehen, wie du es an mir erholt hast! Nur du bist die Ursache meines Unglücks.

Hegio. Führt ihn fort!

Tyndarus. Das einzige bitte ich euch; wenn Philokrates wieder zurückkömmt, macht, daß ich mit ihm sprechen kann!

Hegio. Ihr seid unglücklich, wo ihr ihn mir nicht gleich aus dem Gesichte führet!

Tyndarus. Nu, das heißt doch noch Gewalt brauchen, ein Ziehen und Stoßen zugleich!*)

---

*) Ich weiß nicht, wie einige Erklärer des Plautus diese Ironie nicht haben einsehen können, daß sie ihre Erläuterungen so weit hergesucht haben. Wenn die Alten bei erlittener Gewalt schrieen: Haec vis est, so wollten sie zugleich um Hilfe rufen, welches aber dem Tyndarus hier ganz unnötig gewesen wäre. Man wird es durchgängig finden, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz lassen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.

Hegio. Er wird an seinen verdienten Ort gebracht. Ich muß wegen der andern Gefangnen notwendig ein Exempel statuieren, damit andre nicht auch so ein Bubenstück wagen. Wenn ich es nicht thäte, da man mir doch diesen Streich so öffentlich gespielt hat, so würde jeder sagen, er wolle mir meinen Sohn frei schaffen, und mich also betriegen. Ich habe mir's nun feste vorgenommen, keinem mehr zu glauben. Es ist genug, daß ich einmal bin betrogen worden. Ich armer Mann hoffte meinen Sohn dadurch aus der Gefangenschaft zu befreien! Meine Hoffnung ist zu schanden worden. Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? — Du folge mir, ich will dich wieder hinführen, wo du hergekommen bist. Ich will mich auch gewiß keines mehr erbarmen, weil sich niemand meiner erbarmet.

Aristophontes. Ich bin kaum einen Augenblick aus den Ketten gewesen, und nun, seh' ich, muß ich schon wieder herein.

Vierter Aufzug.

1. Auftritt.

Ergasilus.

Höchster Jupiter! so willst du mich doch erhalten und meine Umstände verbessern! O, mit was für Ueberfluß, mit was für köstlichen Leckerbißchen, mit was für Lob, Gewinst, Spiel und Scherz, mit was für Feier- und Freudentagen, mit was für Pracht, mit was für Vorrat, mit was für Zechen, mit was für Sättigkeit, mit was für Wollust beglückest du mich! Nun darf ich gewiß keinem Menschen mehr gute Worte geben. Nun kann ich allen meinen Freunden helfen und allen meinen Feinden schaden. O angenehmer Tag, mit was für angenehmen Annehmlichkeiten überschüttest du mich! Was für eine austrägliche Erbschaft ist auf mich gefallen! Ich muß gleich meinen Lauf zu dem alten Hegio richten, dem ich so viel gute Nachricht bringe, als er sich nur selber wünscht, und

noch weit mehr. Ich will eilend, wie die komischen Knechte zu thun pflegen, meinen Mantel auf die Schulter werfen, damit er die Botschaft von mir zuerst höre. Ich weiß gewiß, ich werde dafür eine ewige Mahlzeit bei ihm haben.

---

2. Auftritt.

Hegio. Ergasilus.

Hegio. Je mehr ich diesen Zufall bei mir überlege, je größer wird mein Verdruß. Auf so eine Art bin ich heute hintergangen worden! Und ich konnte den Betrug nicht einsehn. Die ganze Stadt, wenn sie es erfährt, wird mich auslachen. Wenn ich werde auf den Markt kommen, so wird einer zum andern sagen: „Das ist der Alte, den sie so betrogen haben.“ — Aber seh' ich nicht den Ergasilus dort von ferne? Und zwar mit auf die Schulter geworfnem Mantel. Was muß er vorhaben?

Ergasilus. Fort, zaudre nicht, Ergasilus; thue, was zu thun ist! Ich will es niemandem raten, daß er mir in Weg kömmt, wenn er nicht am längsten will gelebt haben. Wer mir entgegenkömmt, den will ich zur Erde schmeißen —

Hegio. Ich glaube gar, er will Balgereien anfangen?

Ergasilus. Ja, ja! Es soll ganz gewiß geschehn! Es mögen nur alle ihre Gänge aufschieben; es mag sich nur niemand auf dieser Straße was zu thun machen! Meine Faust soll mir statt der Ballista, mein Ellebogen statt der Katapulta sein; Schulter und Knie sind meine Mauerböcke, damit will ich meine Feinde zu Boden werfen! Wer mir in Weg kömmt, soll seine Zähne müssen auf der Gasse suchen!

Hegio. Was sind das für Drohungen? Ich kann mich nicht wundern genug.

Ergasilus. Ich will gewiß machen, daß er dieses Tags, dieses Orts und meiner nimmermehr vergißt! Wer meinen Lauf hemmet, soll sein Leben schnell gehemmet haben!

Hegio. Was muß das Wichtige sein, das er mit solchen Drohungen anfängt?

Ergasilus. Ich sage es fein zuerst, damit niemand durch sein Versehn unglücklich werde. Haltet euch in den Häusern und hütet euch vor meiner Gewalt!

Hegio. Das muß was ganz Besonders sein, wenn ihn nicht etwa der volle Bauch so übermütig macht. Wehe

dem armen Mann, durch dessen Kost er so gebietrisch geworden ist!

Ergasilus. Besonders ihr Bäcker, die ihr so viel Säue mit Kleien mästet, daß man wegen des Gestanks bei euren Läden nicht vorbeigehen kann! Wenn ich welche von euren Schweinen auf der Gasse antreffe, so will ich ihnen gewiß mit meinen Fäusten die Kleien aus den Ranzen prügeln, ich meine ihren Besitzern!

Hegio. Nu, die Warnungen sind königlich und herrscherisch genug. Er muß ganz gewiß satt sein. Er trotzt auf seinen vollen Bauch.

Ergasilus. Auch euch, ihr Fischer, die ihr dem Volke stinkende Fische feil bietet, welche ihr mit einer hinkenden Schindmähre in die Stadt bringt und die durch Gestank alle Pflastertreter von der Basilika auf den Markt verjagen, euch will ich die Fischkörbe wacker unter die Nasen reiben, damit ihr doch auch fühlet, was sie andern Nasen für Verdruß machen! Was euch aber anbelangt, ihr Fleischer, die ihr die Schafe der Kinder beraubt, die ihr Lämmer zum Abschlachten einkauft, mit dem Lammfleische das Volk betriegt*) und einen verschnittnen Hammel einen Schafbock nennt: wenn ich so einen Schafbock auf öffentlicher Straße sehe, so will ich den Schafbock und seinen Herrn zu den unglücklichsten Tieren von der Welt machen!

Hegio. Nu, das sind doch noch ädilische Verordnungen! Es sollte mich sehr wundern, wenn ihn nicht die Aetolier zu ihrem Marktmeister machen sollten.

Ergasilus. Itzo bin ich kein Schmarutzer, sondern ein königlicher König der Könige, da so vieler Proviant für meinen Magen im Hafen angelangt ist. Doch zaudre ich noch, den Hegio mit dieser Freude zu überschütten? Kann wohl jemand glücklicher sein, als dieser Alte ist?

Hegio. Nu, was ist denn das für eine Freude, die er mir so voller Freuden schenkt?

Ergasilus. Nu? Holla! Wo steckt ihr? Wird keiner die Thüre aufmachen?

Hegio. Ha, Ha! Er findet sich zur Abendmahlzeit bei mir ein.

---

*) Die Gelehrten machen zu dieser Stelle die Anmerkung, die Alten hätten das Lammfleisch nicht gerne gegessen. Wie können sie aber dieses mit einer kurz darauf folgenden Stelle vergleichen, wo der Schmarutzer unter andern Leckerbissen, die Hegio soll zurechte machen lassen, auch ausdrücklich agninam mit nennet?

Ergasilus. Macht die Thüren alle beide auf, ehe ich sie in Grund und Boden stoße!

Hegio. Ich muß ihn doch anreden. — Ergasilus!

Ergasilus. Wer ruft den Ergasilus?

Hegio. Sieh mich doch an!

Ergasilus. Das thut das Glück an dir nicht und soll es auch nimmermehr thun.

Hegio. Wünschest du mir das?*)

Ergasilus. Aber was gibt es denn?

Hegio. Sieh dich doch um! ich bin Hegio.

Ergasilus. O! bist du's, du allerbester der allerbesten Männer? Du kömmst zu rechter Zeit.

Hegio. Ich weiß nicht, wen du in dem Hafen mußt angetroffen haben, bei dem du auf den Abend schmausen wirst, weil du so hochmütig geworden bist.

Ergasilus. Gib mir die Hand!

Hegio. Die Hand?

Ergasilus. Gib mir deine Hand, sage ich; gleich!

Hegio. Nu, da!

Ergasilus. Freue dich!

Hegio. Weswegen soll ich mich freuen?

Ergasilus. Weil ich dir's heiße. Fort! freue dich nur!

Hegio. Die Betrübnis ist bei mir größer als die Freude.

Ergasilus. Sei nicht böse auf mich. Ich will dir bald alle Betrübnis benehmen. Freue dich nur! Auf mein Wort!

Hegio. Gut. Ich freue mich, ob ich gleich nicht sehe, warum.

Ergasilus. So recht! Nun befiehl auch —

Hegio. Was soll ich befehlen?

Ergasilus. Daß man ein entsetzliches Feuer anmache.

Hegio. Ein entsetzliches Feuer?

Ergasilus. Ja, ja, was ich sage; und es muß recht sehr groß sein.

Hegio. Was willst du denn verbrennen? Glaubst du, daß ich deinetwegen mein Haus anstecken werde?

Ergasilus. Werde nicht böse! Befiehl auch zugleich, daß die Töpfe angesetzt und die Schüsseln aufgewaschen werden! Laß nur den gespickten Braten ans Feuer bringen und unterdessen schicke einen andern nach Fischen!

---

*) Es hat mir natürlicher geschienen, wenn ich das hoc me jubes als eine Frage dem Hegio in Mund legte, ob ich gleich nicht leugne, daß es einen guten Verstand hat, wenn es auch Ergasilus sagt.

Hegio. Ich glaube, er träumt wachende.

Ergasilus. Einen andern schicke nach Schweinefleisch, nach Lammfleisch und nach jungen Hühnern!

Hegio. Nu, du weißt doch, was gut schmeckt, aber woher nehmen?

Ergasilus. Laß Schinken, Kaulbarsche, Makrelen, Stockfische und Walfische und weichen Käse holen!*)

Hegio. Nu, nu, nennen kannst du es wohl; ob du es aber wirst bei mir zu essen bekommen, mein guter Ergasilus —

Ergasilus. Glaubst du denn, daß ich es meinetwegen anzurichten befehle?

Hegio. Betriege dich nicht! Ich will dir zwar nicht nichts, aber doch nicht viel mehr als nichts vorsetzen. Bringe also von deinen Bäuchen nur den für die Alltagskost mit.

Ergasilus. Wie aber, wenn du diesen Aufwand auch ohne mein Geheiß machen wirst?

Hegio. Ich?

Ergasilus. Eben du.

Hegio. Alsdann will ich dich für meinen Herrn erkennen.

Ergasilus. O, ich werde ein ganz gütiger Herr sein. Soll ich dich glücklich machen?

Hegio. Wenigstens lieber als unglücklich.

Ergasilus. Gib mir die Hand!

Hegio. Da ist sie.

Ergasilus. Die Götter erbarmen sich deiner.

Hegio. Ich weiß nichts davon.

Ergasilus. Aber bald wirst du es wissen. Unterdessen gebiete nur, daß man dir die Gefäße zu dem heiligen Werke fertig halte, und laß ein eignes und fettes Lamm holen!

Hegio. Warum das?

Ergasilus. Weil du opfern mußt.

Hegio. Und welchem Gotte denn?

Ergasilus. Mir. Ich bin itzo dein höchster Jupiter, ich bin deine Errettung, dein Glück, dein Licht, deine Freude, dein Vergnügen: wenn du nur diesen deinen Gott wacker satt machest, damit er dir gnädig sei.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint?

Ergasilus. Ich bin m i r hungrig und nicht d i r.

---

*) Ich habe diese Namen so gut übersetzt, als es möglich ist; einige habe ich gar weggelassen, weil sie unsern heutigen Köchen allzu besonders vorkommen möchten. Cetus heißt zwar jede Art von großen Fischen, ich glaube aber doch, daß ihn der Schmarutzer eher zum Scherze als im Ernste dazugesetzt hat.

Hegio. Ei, hol' dich der —

Ergasilus. Du solltest dich lieber bei mir bedanken für die Nachricht, die ich dir aus dem Hafen bringe! O, was für eine vortreffliche Nachricht! Wirst du mir so wieder gut?

Hegio. Geh, Narre, du kömmst zu spät!

Ergasilus. Das hättest du können sagen, wenn ich bei einer andern Gelegenheit gekommen wäre. Doch vernimm nur endlich die Freude, die ich dir bringe! Ich habe itzo gleich deinen Sohn Philopolemus lebend, gesund und frisch in dem Hafen gesehen. Er kam mit dem öffentlichen Jachtschiffe. Es war noch ein andrer Jüngling bei ihm, und deinen Knecht Stalagmus, der dir mit deinem Sohne als einem Kinde von vier Jahren davongegangen ist, bringt er auch mit.

Hegio. Du willst mich zum besten haben. Geh! pack dich!

Ergasilus. Ich schwöre dir es bei der heiligen Sättigkeit! Ihr Name soll nie zu meinem Namen können gefügt werden, wenn ich nicht alles das gesehen habe!

Hegio. Meinen Sohn hast du gesehen?

Ergasilus. Deinen Sohn und meinen Schutzengel.

Hegio. Und den elidensischen Gefangnen?

Ergasilus. Μὰ τὸν Ἀπόλλω! *)

Hegio. Und meinen Knecht Stalagmus, der mir meinen Sohn entwendet hat?

Ergasilus. Νὴ τὰν Σόραν!

Hegio. Schon lange?

Ergasilus. Νὴ τὰν Πραινέστην!

Hegio. Kömmt er?

Ergasilus. Νὴ τὰν Σιγνίαν!

Hegio. Ganz gewiß?

Ergasilus. Νὴ τὰν Φρουσινῶνα!

Hegio. Aber du —

Ergasilus. Νὴ τὰν Ἀλάτριον!

Hegio. Bei was für barbarischen, rauhen Städten schwörest du?

Ergasilus. Sie sind ebenso rauh, als deine Speisen, wie du sagtest, sein sollten.

Hegio. Verdammtes Maul!

---

*) Ich habe diese griechischen Schwüre beibehalten, weil sie unmöglich zu übersetzen waren. Ich kann auch den Leser versichern, daß er nicht viel darunter verliert. Der erste Schwur ist bei dem Apollo, der andere bei der Proserpina und die übrigen bei unterschiednen italienischen Städten, die er auf eine lächerliche Art als Gottheiten ansieht, bei welchen er schwören kann.

Ergasilus. Du willst mir aber ja nichts glauben, was ich dir doch so umständlich berichte.*)

Hegio. Nein, sage mir aufrichtig, kann ich dir Glauben zustellen?

Ergasilus. Sehr vielen.

Hegio. O ihr unsterblichen Götter, ich bin von neuem geboren, wenn es wahr ist, was er sagt!

Ergasilus. Und ich glaube, wenn ich die heiligsten Schwüre thäte, würdest du doch noch zweifeln. Doch kurz, Hegio, wenn du meinen Beteurungen so wenig trauest, so gehe selber zum Hafen!

Hegio. Das soll auch geschehen. Mache unterdessen drinnen die nötigen Anstalten! Verlange, nimm, fordre, was du willst! Ich mache dich zu meinem Ausgeber.

Ergasilus. Wenn ich das Amt nicht reichlich verwalte,**) so sollst du das Recht haben, mich wacker zu prügeln.

Hegio. Du sollst ewig einen aufgedeckten Tisch bei mir finden, wenn du die Wahrheit gesagt hast.

Ergasilus. Wie so?

Hegio. Bei mir und meinem Sohne.

Ergasilus. Versprichst du mir das?

Hegio. Ich versprech' es.

Ergasilus. Und ich verspreche dir nochmals, daß du deinen Sohn gewiß im Hafen finden wirst.

Hegio. Besorge alles aufs beste!

Ergasilus. Glück auf den Hinweg und Herweg!

---

*) Hier habe ich drei Zeilen ausgelassen, weil ich sie nicht so genau zu übersetzen weiß, daß meine Leser den Sinn des Plautus daraus begreifen könnten. Hier sind sie:

Sed Stalagmus, cujus erat tunc nationis, cum hinc abiit?
Heg. Siculus. *Er.* At nunc Siculus non est, Boius est, Boiam terit.
Liberorum quaerundorum causa ei, credo, uxor data est.

Dieses zu verstehen, darf man nur wissen, daß boiae oder boia eine Art von Ketten waren, Boii aber gewisse gallische Völker. Der Scherz in der dritten Zeile aber beruht darauf, daß Boia auch ein Weibsbild aus diesem Volke heißen kann. Man mag es selbst versuchen, ob es sich auf eine Art übersetzen läßt, daß diese Anspielungen nicht ganz verloren gehen.

**) Die Lesart mantissinatus scheint mir die bequemste zu sein, so daß man es von mantissa ableite. Mantissa, spricht Festus, est additamentum lingua Tusca, quod ponderi additur. Er will also sagen: „Ich will zu dem Fleische, das ich zum Schmause werde abwiegen lassen, nicht wenig zugeben, damit die Gerichte desto größer werden." Ich hab' es etwas allgemeiner ausgedrückt.

3. Auftritt.

Ergasilus.

Er geht und hat mir sein gemeines Küchenwesen übergeben. O ihr unsterblichen Götter, wie viel Rümpfe sollen die Hälse verlieren! Was für eine Pest soll unter die Schinken, was für ein Sterben unter den Speck geraten! Was für eine Abnahme soll über den Schmer, was für eine Niederlage über die Schweinslenden kommen! Wie will ich die Schlächter, wie will ich die Schweinshändler abmatten! Doch wenn ich alles erzählen wollte, was zur Sättigung des Bauchs gehört, so würde ich mich zu sehr aufhalten. Ich will lieber mein Amt antreten und dem Specke sein Urteil sprechen und will die armen aufgehangnen Schinken losschneiden lassen.

---

4. Auftritt.

Ein Knecht des Hegio.

Daß du, Ergasilus, mit deinem Bauche, mit allen Schmarutzern und mit allen, die die Schmarutzer füttern, verunglücktest! Was für Unfälle, was für Unmäßigkeiten sind in unser Haus geraten! Er ist wie ein hungriger Wolf; ich mußte fürchten, er würde auch mich anfallen. Ich hatte es in der That Ursache zu fürchten, so knirschte er mit den Zähnen. Was für Unordnung hat er in dem Fleischbehältnisse mit dem Fleische angefangen! Er ergriff das Beil und hackte gleich drei geschlachteten Schweinen die Köpfe ab. Alle Gefäße, alle Töpfe, die nicht zum wenigsten acht Kannen hielten, brach er entzwei. Er hätte lieber gar von dem Koche verlangt, daß er die ganzen Fleischtonnen ans Feuer setze. Alle Keller, alle Vorratsschränke hat er mit Gewalt aufgebrochen. Haltet ihn ja feste, ihr Knechte, ich muß mit dem Alten deswegen reden. Ich muß ihm sagen, daß er sich nur neuen Vorrat anschaffen soll. Denn wie der es anfängt, so muß er itzo schon alle sein oder wird es bald werden.

Fünfter Aufzug.

1. Auftritt.

Hegio. Philopolemus. Philokrates. Stalagmus.

Hegio. Ich danke dem Jupiter und allen Göttern herzlich, daß sie dich deinem Vater wiedergeschenkt haben, daß sie mich aus so vieler Kümmernis gerissen, die mich in deiner Abwesenheit beunruhigte, daß sie diesen Bösewicht wieder in unsre Hände geliefert haben und daß Philokrates sein Wort so redlich gehalten hat! Mein Herz hat sich genug betrübet; Sorgen und Thränen haben mich genug abgemattet. Was du ausgestanden hast, habe ich von dir weitläuftig in dem Hafen gehört. Es ist vorbei —

Philokrates. Wie nun, Hegio, da ich dir mein Wort gehalten und deinen Sohn in die Freiheit versetzt habe?

Hegio. Du hast so an mir und meinem Sohne gehandelt, daß ich dir es nimmermehr verdanken kann.

Philopolemus. Du kannst es einigermaßen, mein Vater, und mir werden vielleicht die Götter Gelegenheit geben, daß ich mich auch unserm Wohlthäter erkenntlich erzeigen kann. Was du aber itzo thun kannst, das hat er um uns verdienet.

Hegio. Ohne soviel Worte! Er verlange nur, ich werde ihm nimmermehr was abschlagen können.*)

Philokrates. Ich verlange also, daß du mir meinen Knecht, den ich hier zum Pfande gelassen habe, wiedergebest. Mein Wohl ist ihm lieber gewesen als das seinige. Ich muß ihn für seine redlichen Dienste belohnen.

Hegio. Ich will dir zeigen, daß ich dankbar bin. Sowohl das, als was du sonst noch verlangen wirst, will ich thun. Nur nimm mir es nicht übel, daß ich mit deinem Knechte im Zorne hart verfahren habe.

Philokrates. Was hast du mit ihm gemacht?

Hegio. Ich habe ihn gefesselt in die Steingruben geschickt, sobald ich erfuhr, daß man mich hintergangen hatte.

Philokrates. O ich Unglückseliger! Der beste Mensch soll meinetwegen soviel leiden?

---

*) Der Ausdruck ist hier im Lateinischen sehr artig, ich habe ihn aber nicht zu erreichen gewußt: Lingua nulla est, spricht er, qua negem, quidquid roges.

Hegio. Dieserwegen sollst du auch keinen Heller für ihn bezahlen. Ich will ihn umsonst freigeben.

Philokrates. Du handelst in der That gütig, Hegio. Allein befiehl nur, daß er herausgebracht werde!

Hegio. Ja. Holla! Geht und bringet gleich den Tyndarus her! Gehet unterdessen herein! Ich will sehen, ob ich aus dieser schlägefaulen Bildsäule erfahren kann, was er mit meinem jüngsten Sohne gemacht hat. Mittlerweile waschet euch!

Philopolemus. Folge mir hier herein, Philokrates!

Philokrates. Ich folge.

---

2. Auftritt.

Hegio. Stalagmus.

Hegio. Nun, du wackrer Mann, komm doch näher her! Du bist ein sehr feiner Knecht!

Stalagmus.*) Was muß ich denn noch thun, damit sich so ein Mann wie du nicht in seinem Urteile von mir irret? Ich bin niemals fein, wacker, noch gut gewesen. Ich habe niemals was getaugt und werde auch zeitlebens nichts taugen. Hoffe nur nicht, daß ich mich bessern werde!

Hegio. Du kannst leicht einsehen, wie deine Sachen stehn. Es wird dir nicht schaden, wenn du die Wahrheit redest. Deine schlimme Sache wird weniger schlimm dadurch werden. Rede aufrichtig — Doch du hast niemals aufrichtig gehandelt —

Stalagmus. Ich glaube gar, du meinst, ich werde mich schämen, dir es zu gestehn?

Hegio. Die Scham soll schon bei dir aufsteigen. Ich will dich über und über rot machen lassen.

Stalagmus. Das glaube ich wohl. Allein drohst du denn deine Schläge einem Unversuchten?**) Weg mit den

---

*) Alle die Verbesserungen, die man mit dieser Stelle hat machen wollen, scheinen mir ganz vergebens zu sein. Ich glaube den rechten Sinn, ohne eine Veränderung zu machen, getroffen zu haben. Stalagmus nämlich nimmt das, was ihm Hegio sagt, für Ernst auf und antwortet ihm: „Ich habe dir deinen Sohn entwandt, und du kannst mich noch für einen wackern Mann halten? Was soll ich denn noch für ein Schelmstück begehen, daß du richtiger von mir urteilen lernest?"

**) Ich glaube, dieses nicht unbillig in eine Frage verwandelt zu haben. „Denkst du," will er sagen, „daß mich deine Drohungen so schrecken, als ob ich nicht wüßte, was Prügel wären?"

Possen! Sage, was dein Anbringen ist, wenn du was von mir wegbringen willst.

Hegio. Ei, wie beredt du bist! Doch erspare die vielen Worte —

Stalagmus. Wohl, es geschehe dann!

Hegio. In deiner Jugend warst du bescheiden, aber freilich schickt es sich itzo nicht mehr für dich. Doch zur Sache! Höre zu und gestehe mir, was ich dich frage! Es wird deine Umstände nicht verschlimmern, wenn du mir die Wahrheit gestehst.

Stalagmus. Ach, das sind Worte! Glaubst du denn nicht, daß ich weiß, was ich verdient habe?

Hegio. Du kannst aber wenigstens deine Strafe lindern, wenn du ihr auch nicht entfliehst.

Stalagmus. O, eine solche Strafe, als ich verdient habe, ist zu groß, als daß sie durch das Lindern kleiner werden könnte! Ich bin dir nicht allein entflohen, sondern ich habe auch deinen Sohn mitgenommen und ihn verkauft.

Hegio. An wen?

Stalagmus. An den polyplusischen Theodoromedes in Elis, für sechs Pfund.

Hegio. Unsterbliche Götter! Das ist Philokrates' Vater.

Stalagmus. O, ich kenne ihn besser als dich und hab' ihn öfter gesehen.

Hegio. Höchster Jupiter! Erhalte mich und erhalte mir meinen Sohn! Um des Himmels willen, Philokrates, komm heraus! Ich muß dich sprechen.

---

3. Auftritt.

Philokrates. Hegio. Stalagmus.

Philokrates. Hier bin ich, Hegio. Was verlangst du? Befiehl!

Hegio. Dieser spricht, er habe meinen Sohn in Elis an deinen Vater für sechs Pfund verkauft.

Philokrates. Wie lange ist das?

Stalagmus. Es geht nunmehro ins zwanzigste Jahr.

Philokrates. Du lügst!

Stalagmus. Entweder ich oder du. Dein Vater hat ihn dir als ein Kind von vier Jahren zu deinem eignen Knechte geschenkt.

Philokrates. Wie hieß er? Sage mir das einmal, wenn du die Wahrheit redest!

Stalagmus. Er hieß Pägnium, ihr aber gabt ihm den Namen Tyndarus.

Philokrates. Warum kenn' ich dich aber nicht?

Stalagmus. Weil es die Mode ist, diejenigen zu vergessen, deren Bekanntschaft uns nichts hilft.

Philokrates. So ist der, den du meinem Vater verkauft hast und den er mir zum eignen Knechte geschenkt hat, dieses sein Sohn?

Hegio. Sage, lebt er noch?

Stalagmus. Ich habe mein Geld bekommen, was bekümmere ich mich um das übrige?

Hegio. Aber was sagst du?

Philokrates. Aus seinen Reden kann ich nicht anders schließen, als daß mein Tyndarus dein Sohn ist. Er ist mit mir aufgewachsen und hat eine gute und einem Freigebornen anständige Erziehung genossen.

Hegio. Ich bin glücklich und unglücklich, wenn ihr die Wahrheit redet. Unglücklich, weil ich meinem eignen Sohne so hart mitgefahren habe. Ach, warum habe ich mehr und weniger thun müssen, als die Billigkeit erforderte! Wie bekümmert mich mein Verfahren! O, könnte, was geschehen ist, nicht geschehen sein! Doch hier kömmt er in seinem Schmucke. Was für ein unerschrocknes Ansehen gibt ihm seine Tugend!

---

4. Auftritt.

Tyndarus. Hegio. Philokrates. Stalagmus.

Tyndarus. Ich habe doch oft viel höllische Strafen abgemalt gesehen, aber was kann die Hölle gegen die Steingruben sein, woraus ich komme? Das ist doch noch ein Ort, der einem nicht einen Tropfen Schweiß im Leibe läßt. Sobald man hereinkömmt, bringen sie Einem Schubkarrn, Hacke und Schaufel, von einer klein wenig dauerhaftern Art, als die sind, welche man den Kindern zum Spielen gibt.*) Ich bekam auch

*) Es lautet in dem Originale ein wenig anders, ich mußte aber notwendig davon abgehen, weil wir im Deutschen kein Wort haben, das zugleich einen „Wiede-

eine ganz zierliche Spitzhacke, mir die Zeit zu vertreiben. — — Doch da steht Hegio vor der Thüre — und, wie ich sehe, so ist auch mein Herr aus Elis wieder zurückgekommen.

Hegio. Umarme mich, mein liebster Sohn!

Tyndarus. Was? Ich dein Sohn? Ha, ha! Ich merke bald, warum du dich meinen Vater und mich deinen Sohn nennest! Vielleicht, weil du mich, wie es die Eltern thun, ans Licht bringest?

Philokrates. Sei gegrüßet, Tyndarus!

Tyndarus. Du auch, für den ich soviel ausstehen muß!

Philokrates. Dafür wirst du nunmehr in Freiheit und Reichtum versetzt. Siehe, das ist dein Vater! Das ist der Knecht, der dich ihm als ein Kind von vier Jahren entwendet und an meinen Vater für sechs Pfund verkauft hat. Er schenkte dich mir, weil wir in einem Alter waren, zum eigentümlichen Knechte. Wir haben diesen Dieb aus Elis wieder zurückgebracht, und er hat alles gestanden.

Tyndarus. Aber wie ist's mit seinem Sohne geworden?

Philokrates. Gehe herein, so wirst du deinen leiblichen Bruder finden.

Tyndarus. Was? So hast du ihn mitgebracht?

Philokrates. Ja, ja, drinnen ist er.

Tyndarus. O, wie wohl hast du gethan!

Philokrates. Dieser ist nunmehr dein Vater, und dieser dein Dieb, der dich ihm als ein Kind gestohlen hat.

Tyndarus. Dafür will ich ihn nun erwachsen züchtigen lassen.

Philokrates. Er hat es verdient.

Tyndarus. Er soll seinen verdienten Lohn schon bekommen. Aber, Hegio, so bist du mein Vater?

Hegio. Ja, ich bin es, mein Sohn.

Tyndarus. Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße.

Hegio. Und ich eben bin es.

Philokrates. Nun, so mache doch, Hegio, daß ihm die Fesseln abgenommen und diesem angelegt werden!

---

hopf" und eine „Spitzhacke" bedeute, wie das lateinische upupa ist. Ich habe dergleichen Abweichungen noch hin und wieder gemacht, ohne sie angemerkt zu haben; denn es ist meine Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus meiner Uebersetzung soll verstehen lernen; ich habe sie bloß gemacht, damit die komischen Schönheiten desselben unter uns ein wenig bekannter würden.

Hegio. Ja, das soll auch das erste sein. Kommt, laßt uns hereingehen! Der Schmied soll den Augenblick da sein, dich von den Banden zu befreien, die dein Räuber bekommen soll.

Stalagmus. Du thust sehr wohl; ich habe so nichts Eigentümliches.

* * *

Der Schlußredner.

Dieses Lustspiel, ihr Zuschauer, ist für züchtige Sitten gemacht. Es kommen keine Liebstreiche, keine Unterschiebung von Kindern, keine Geldschneidereien darinnen vor. Kein verliebter Jüngling befreiet darinnen eine Hure wider Wissen seines Vaters. Dergleichen Spiele, worinne die Guten besser werden können, erfinden wenige Dichter. Hat es euch gefallen, und sind wir euch nicht zur Last gewesen, so gebet das gewöhnliche Zeichen, und ein jeder, der von euch gute Sitten liebet, klatsche!

Kritik

über

„Die Gefangnen“ des Plautus.

Gleich als ich im Begriff war, die meinem Leser versprochene und mir sehr angenehme Arbeit zu unternehmen, nämlich mich über die Schönheiten des Plautus mit ihm etwas umständlich zu besprechen, so erhalte ich von einem Freunde unserer Arbeit einen Brief, dessen Inhalt mit meinem Vorhaben allzuviel Verwandtschaft hat, als daß ich ihn nicht mit Vergnügen bekannt machen sollte. Er ist zwar mehr wider als für mich. Doch daraus mag man schließen, was ich für ein Vertrauen zu meiner gerechten Sache und zu der Billigkeit meines Gegners habe. Der ganze Inhalt bezieht sich auf drei Stücke. Erstlich macht er überhaupt über unser Vorhaben einige Anmerkungen. Zum andern beurteilet er meine Uebersetzung des Plautischen Lustspiels. Endlich tadelt er den Plautus selbst. Was die ersten zwei Stücke angeht, darauf werde ich ihm in beigefügten kurzen Anmerkungen antworten. Das letzte ist das wichtigste und verdienet also eine besondre Antwort. Mein Gegner zeigt überall eine wohlangebrachte Belesenheit, welche ich wie seine Einsicht in die Regel der dramatischen Dichtkunst nicht wenig loben würde, wenn er nicht mein Gegner wäre. Denn seine Gegner zu loben, ist eine sehr kitzliche Sache. Alles Gute, das man ihnen beilegt, entzieht man sich und — Doch ohne längre Vorrede, hier ist der Brief.

„Mein Herr,

„Ich bin einer von denen, die Ihnen sehr verbunden sind, daß Sie zur Aufnahme des Theaters durch eine der artigsten Monatsschriften unserer Zeit den guten Geschmack und die Liebe zu den Werken des Witzes

ausbreiten wollen. Ich habe von Jugend auf ein großes Vergnügen an der dramatischen Dichtkunst gefunden, und wenn mich die Natur einen Dichter hätte lassen geboren werden, so würde ich vielleicht in keiner andern als in dieser Art der Dichtkunst meine Kräfte versucht haben. Was Wunder also, daß Ihre Monatsschrift meinen Beifall erhalten hat?

„Die Vorrede Ihres ersten Stücks hat mich in eine Verwunderung gesetzt, welche dem Erstaunen sehr nahe war. Ich sahe die fast unendliche Reihe von Dingen, welche alle zu erreichen Sie sich vorgesetzt, und welche alle zu erfüllen Sie sich anheischig gemacht hatten. Sogleich aber fiel mir ein: Sollte wohl alles dieses so leicht sein, als man es sich einbildet? und wird nicht dieses schöne Vorhaben vielleicht ein bloßer schöner Vorsatz bleiben? Nicht, daß ich an Ihren Kräften zweifelte; nein, ich versprach mir vielmehr viel davon. Der Geist, den man in Ihrer Vorrede wahrnimmt, zeiget von Ihrer Stärke in Dingen dieser Art. Allein ich hatte an einem andern Orte gelesen, daß eine Gesellschaft, die wie die Ihrige ist und beinahe ein gleiches Absehen gehabt hat, gestehen müssen, daß sie nicht eher begriffen habe, wie schwer es sei, in Dingen dieser Art etwas mehr als trockne Namen anzuführen, als bis sie Hand an das Werk gelegt. Die Gedanken hierüber sind so schön, daß ich mich nicht enthalten kann, solche hier anzuführen. Sie befinden sich in der Vorrede des ersten Teils der „Histoire du Théâtre françois depuis son origine jusqu'à présent“ etc. Amsterdam, 1735. 8: Il est de certains tableaux, qui, considérés dans l'éloignement, présentent aux yeux des plaines charmantes, des coteaux rians, des montagnes superbement élevées, des rivières larges, profondes et remplies d'une eau argentine, enfin tous les agrémens d'une belle campagne. Approche-t-on de cette perspective, tout disparoit, et des traits couchés grossièrement sur une muraille prennent la place des objets enchanteurs, que l'oeil trompé par l'art du peintre regardoit avec admiration. Voilà la juste comparaison de ce qui arrive à ceux qui forment le dessein de donner une histoire du Théâtre. — — Tout semble leur promettre une carrière aisée et brillante, pièces singulières, auteurs célèbres, faits anecdotes interessans, Comédiennes et Comédiens renommés dans leur art. Mais ces flatteuses idées se trouvent totalement confondues

lorsqu'on consulte les histoires. — — A l'égard des acteurs, le talent qu'ils ont exercé ne les a point tirés du néant dont ils sortoient, et ils y sont rentrés si parfaitement qu'on n'en retrouve que peu de vestiges. — — Ces difficultés sont sans doute rebutantes, et nous ne doutons point qu'elles ne soient la cause pour laquelle jusqu'à ce jour les personnes qui possèdent le plus de cette manière, se sont refusés au pénible et dangereux emploi de remplir les souhaits du public en lui donnant un ouvrage qu'il s'imagine pouvoir être exécuté dans toutes ses parties. a)

„Doch vielleicht finden alle diese Schwierigkeiten bei Ihnen eine Ausnahme, und man darf hoffen, daß Sie so schöne Versprechungen nicht werden gethan haben, ohne zu wissen, daß es Ihnen leicht sein werde, solche zu erfüllen. Wieviel Ehre werden Sie sich dadurch erwerben! Wieviel werden wir und unsre witzigen Nachkommen Ihnen schuldig sein! Und wie reizend ist diese Aufmunterung!

„Wenn alle diejenigen, so heutzutage Vorreden schreiben, so viel Lehrreiches darinne anbrächten als Sie in der Ihrigen, so würden die Vorreden öfters mehr Scharfsinniges enthalten und mehr Nachdenken erfordern, ja selbst lesenswürdiger sein als manche Werke selber. Was Sie unter andern darinnen von der Deklamation sagen, scheint mir wahr zu sein, nicht nur vielleicht darum, weil ich derselben Meinung bin, sondern weil es mit der Vernunft, der Erfahrung und der Empfindung verständiger Kenner übereinstimmt. Dieses Teil der Beredsamkeit ist eines von den Dingen, an welchen ich von der Zeit an, da ich denken gelernt, einen großen Gefallen gehabt, und worinne ich mich bei aller Gelegenheit aus einer natürlichen Neigung geübt. Ungeachtet ich niemals das Glück gehabt, öffentlich zu reden, so habe ich es doch gewiß dieser Uebung allein zu danken, daß ich von einer sehr schwachen

---

a) Die Schwierigkeiten, welche die Verfasser der „Historie des französischen Theaters" vor sich gefunden, treffen uns nur zum Teil. Jene wollten eine an einander hangende Geschichte liefern, uns aber ist dieses niemals in Sinn gekommen. Wir haben nur versprochen, die wichtigsten Nachrichten zu sammeln und demjenigen, der es einmal wagen möchte, eine vollständige Historie des Schauplatzes bei allen Völkern zu unternehmen, die Arbeit in etwas zu erleichtern. Bei den angeführten französischen Verfassern wäre durch einen jeden beträchtlichen Umstand, den sie übergangen oder nicht allzu hinlänglich vorgetragen hätten, die ganze Kette ihrer Erzählungen zerrissen worden. Bei uns aber fällt dieses weg, weil wir uns niemals zu der geringsten Ordnung oder Vollständigkeit anheischig gemacht haben. Man sehe unsre Vorrede.

Stimme, die ich von Natur hatte, zu einer männlichen gesetzten Aussprache gelangt bin. Ich weiß die Regeln davon und kann also meinen Reden allen Nachdruck geben, wodurch ich mir öfters mehr Beifall erwerbe als andre durch die ausgesuchtesten Ausdrücke.

„Mein damaliger Aufenthalt an einem Orte, wo ein gekrönter Weltweise das prächtigste der Schauspiele oder, wie andre sagen, das ungereimteste Werk, so der menschliche Verstand jemals erfunden, die Oper, einem Volke zeigte, so bisher dergleichen kaum dem Namen nach kannte, gab mir noch mehr Gelegenheit, hierauf zu denken. Ein jeder sagte seine Meinung von Arien und Recitativen, als von den allergemeinsten Sachen, so daß die Oper der Vorwurf aller Unterredungen ward. Ich befand mich bei einer derselben, wo, nachdem verschiedenes von dem Natürlichen und dem Wahrscheinlichen der Oper war geredt worden, einer von der Gesellschaft in die Worte eines Dichters unserer Zeit ausbrach: Die Vernunft muß man zu Hause lassen, wenn man in die Oper geht; mithin, setzte er hinzu, müsse man nicht viel Vernunft da suchen, wo keine anzutreffen sei, sondern sich an der Wollust begnügen, die man durch das Gehör und das Gesicht empfände. Denn allerdings sei nichts widersinnischer, als zwei Helden vor sich zu sehen, welche von den allerwichtigsten und oft sehr heftig bewegenden Sachen sich singend besprechen. Ich sagte hierauf, daß man diesem Unnatürlichen abhelfen könne, wenn man nur die Arien singen ließe und das Recitativ deklamieret würde. Dieses könne der Oper, anstatt ihr etwas von ihrer Pracht zu benehmen, einen neuen Zierat verschaffen, indem dieses liebenswürdige Schauspiel dadurch dem Natürlichen näher kommen würde. Meine Gedanken fanden damals Beifall, wenigstens wurde ihnen nicht widersprochen. Allein mir selbst fiel hernach ein, daß sich zu der rechten Deklamation keine italienische Kastratenstimme schicke. Indessen suchte ich in meiner und meiner Freunde Büchersammlungen etwas über diesen Vorwurf nachzulesen. Unter allen aber gefiel mir nichts besser als des Grimarest Traité du Récitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la déclamation, et dans le chant, 1740. 8.

„Dieses kleine Werk ist gewiß eines der vortrefflichsten in seiner Art und enthält so vieles, so zu Ihrem Vorhaben dient, daß ich hoffen darf, Sie werden wenigstens einer Ueber-

setzung b) des 7. und 8. Hauptst., darinne von der theatralischen Deklamation und dem Singen eines Schauspielers gehandelt wird, einmal einen Platz in Ihren ‚Beiträgen' vergönnen. Sie verdienen es so wohl als die Abhandlungen des Corneille, und vielleicht ist der Nutzen davon allgemeiner. Es scheint übrigens nicht, als habe der Verfasser der „Deutschen Dichtkunst" dieses Buch gesehen, wenn er da, wo von dem Vortrage und der Aussprache der spielenden Personen gehandelt wird, verschiedene Schriftsteller anführt, die meines Erachtens lange nicht so ausführlich davon gehandelt haben als dieser.

„Doch ich entferne mich allzu weit von meinem Zwecke und komme eilends zu dem Plautus, den Sie sich zu Ihrem Helden erwählt haben; worinne Sie so glücklich gewählt als eine Dacier und ein Limiers, obschon Horaz gesagt:

‚Daß seiner Väter Mund des Plautus Scherz und Kunst
Im Lustspiel sehr gelobt, allein aus blinder Gunst.' G.

Ihre Ausdrücke aber, deren Sie sich bedienen, so oft Sie Ihres Dichters gedenken, sagen deutlich genug, daß Sie sich vorgenommen haben, ihn nur zu loben. Ihrem angenommenen Satze selbst: wider die Gewohnheit der Kunstrichter mehr zu loben, als zu tadeln, ist dieses vollkommen gemäß. Verzeihen Sie es also meiner Gemütsart, welche zum Unglücke keine einzige von den Eigenschaften hat, die einen Lobredner ausmachen. Ich werde den Plautus nur tadeln. Sowenig es aber vernünftig sein würde, wenn man sagte, Sie behaupteten, daß Plautus ganz ohne alle Fehler und alles an ihm lobenswürdig sei, ebenso unbillig wäre es, wenn man mir Schuld geben wollte, als wenn ich alles an Ihrem Dichter für tadelhafte Mängel hielte.

„Sie haben in dem ersten Stücke Ihrer ‚Beiträge' versprochen, in einer eignen Abhandlung von dem Vortrefflichen sowohl als dem Tadelhaften in den Schauspielen des Plautus zu handeln, und ich habe mit Verlangen diese Abhandlung erwartet. Da ich aber sahe, daß Sie in dem zweiten Stücke Ihr Wort halb zurück-

---

b) Wir werden ehestens zeigen, daß wir guten Rat anzunehmen wissen. Gleichwohl scheinet mir auch dieser Schriftsteller von der theatralischen Deklamation nicht zureichend gehandelt zu haben. Das Beste, was ich mich über diese Materie jemals entsinne gelesen zu haben, ist das schöne italienische Gedicht des Herrn Riccoboni „Von der Kunst, zu agiren", vornehmlich aber das ganz neue Werk Le comédien.

genommen und uns nur die Hoffnung gemacht, die Schönheiten Ihres Dichters im dritten Stücke zu entwickeln, so habe ich gemutmaßt, daß es Ihnen vielleicht leid geworden, c) an Ihrem Helden Fehler zu entdecken. Vergönnen Sie mir also, daß ich diesen zweiten Teil Ihres Versprechens ergänze, und nehmen Sie diese Kritik so gütig auf, als ich mit Wahrheit versichern kann, daß sie aus keiner andern Absicht geschrieben ist, als nur zu zeigen, wieviel dazu gehöre, ein vollkommen dramatisches Gedicht zu machen, und wie groß die Verwegenheit derer sein müsse, die heutzutage dergleichen in 24 Stunden zu verfertigen für nichts Unmögliches halten. Wenn Meister in der Kunst, ein Plautus und Terenz, fehlen, dürft ihr Lehrlinge denn schon trotzen? Dem Ruhme des Plautus wird indes mein Tadel keinen Abbruch thun, so gewiß als Sophokles dennoch ein großer Dichter ist, obschon sein ‚Oedipus', den Aristoteles zum Muster der Tragödie vorschreibt, nicht ohne Fehler ist. Plautus ist allerdings ein großer Geist, dessen Scharfsinnigkeit unsre Bewunderung verdient. Die alten Römer, sagen Sie, schätzen ihn zweier Stücke wegen sehr hoch: wegen seiner Schreibart und seiner Scherze; beides sei unverbesserlich. Racine hingegen ist der Meinung, daß alle diese Lobeserhebungen aus einem andern Grunde entsprungen sind. Er sagt in der Vorrede des Trauerspiels ‚Berenice': Les partisans de Térence, qui l'élèvent avec raison au-dessus de tous les poëtes comiques pour l'élégance de sa diction et pour la vraisemblance de ses moeurs, ne laissent pas de confesser que Plaute a un grand avantage sur lui par la simplicité qui est dans la plupart de ses sujets. Et c'est sans doute cette simplicité merveilleuse qui a attiré à Plaute toutes les louanges que les anciens lui ont données. d)

---

c) Wie aber, wenn Sie falsch gemutmaßt hätten? Ich glaube nimmermehr, daß man die Schönheiten eines Schriftstellers in ihr gehöriges Licht setzen könne, ohne zugleich das, was an ihm anstößig zu sein scheinet, anzuführen, dabei aber so viel wie möglich zu entschuldigen. Diesen letzten Punkt muß man besonders bei den alten Dichtern beobachten; denn teils waren die Fehler, die man ihnen hin und wieder vorwerfen kann, zu ihren Zeiten keine Fehler, teils aber waren sie selbst von einem viel zu erhabnen Geiste, als daß sich ihre Sorgfalt zu den Kleinigkeiten hätte können herniederlassen, welche unsre Kunstrichter alsobald in Harnisch bringen. Ich habe allezeit geglaubt, daß Plautus gewisse Fehler habe; allein diese Fehler sind von mir niemals für was anders gehalten worden als für eine Sommersprosse auf einem sonst vollkommen schönen Gesichte. Ich würde sie bemerkt haben, ohne sie zu tadeln und ohne sie zu lieben. Zu dem ersten bin ich nicht verwegen und zu dem andern nicht blind genug.

d) Es ist unwidersprechlich, daß Plautus wegen der Einheit seiner Handlungen ganz besonders zu loben ist; daß aber die Alten vornehmlich auf die zwei von mir

Daß aber in den Scherzen des Plautus viele den guten Sitten schädliche und unanständige Dinge befindlich sind, kann man nicht leugnen; so wenig man zu seiner Entschuldigung behaupten kann, daß es die Charaktere seiner Personen allemal so erfordert hätten. Denn erstlich hätte er dergleichen Charaktere auf den Schauplatz zu bringen vermeiden sollen, und zweitens hat Balzac schon gesagt, que les plus libres courtisanes de Térence sont souvent plus modestes que les plus honnettes femmes de Plaute. In der That war er auch so daran gewöhnt, daß er es nicht unterlassen konnte, an allen Orten ärgerliche Dinge anzubringen. Man kann dieses aus seinen „Gefangnen" beweisen, wo er an unterschiedenen Stellen, die ich anmerken werde, ganz ohne Not dergleichen Unrat ausstreuet, da er doch in diesem Stücke sich meint Gewalt angethan zu haben und bei dem Beschlusse desselben sagt: Ad pudicos mores facta est fabula. Der Kunst des Dichters benimmt dieser Vorwurf nichts, nur schadet es den guten Sitten.

„Von den verschiednen Ausgaben und Uebersetzungen des Plautus haben Sie uns hinlängliche Nachricht erteilet; da Sie aber von allen Uebersetzungen so weitläuftig gehandelt, so wundert mich, warum Sie der vortrefflichen Uebersetzung des Coste nicht mit mehrerm gedacht und sie nur mit dem kurzen und guten Ruhme, die Arbeit sei glücklich geraten, abgefertiget haben. Ich bin daher auf den Argwohn gekommen, e) daß Sie vielleicht diese Uebersetzung nicht selbst gesehen haben. Sie ist unter dem Titel: Les Captifs, Comédie de Plaute, traduite en françois avec des remarques par Msr. Coste, in Amsterdam 1716 8vo herausgekommen. Der lateinische Text ist zur Seite beigedruckt, und die Anmerkungen enthalten lauter artige und lehrreiche Gedanken, die zu dem Verstande des Gedichts nötig waren und die Ihnen vielleicht

angeführten Stücke gesehen haben, beweiset die Stelle aus dem 29. Hauptstück des 1. Buchs „Von den Pflichten" und das Urteil des Lucius Aelius Stilo, welches ich beides in der Abhandlung „Von d. L. und W. des Plautus" angeführt habe.

e) Es ist wahr; besonders gedruckt war mir diese Uebersetzung damals noch nicht vorgekommen, ich kannte sie aber aus des Limiers Uebersetzung, wo sie von Wort zu Wort eingerückt ist. Doch auch diese, die Wahrheit zu gestehen, hatte ich nicht bei der Hand; welches mir insoweit ganz lieb ist, weil ich mich vielleicht durch sein Beispiel zu einigen Fehlern, die ich hernach bemerken will, hätte können verleiten lassen. Uebrigens hat doch der Verfasser dieses Briefes eingesehen, daß meine Absicht gar nicht gewesen, alle Ausgaben des Plautus anzuführen; sonst würde es ihm weit leichter als einem von meinen Bekannten geworden sein, noch ein halb Dutzend von mir übergangner Ausgaben, ich weiß nicht aus was für Katalogen, zusammenzustoppeln und gnädigst mitzuteilen.

würden haben nutzen können, wenn Sie das Buch bei der Hand gehabt hätten. Man sieht aus verschiedenen Stellen, daß Herr Coste eine zweite Ausgabe mit verschiedenen Verbesserungen davon zu liefern Vorhabens gewesen ist, so aber meines Wissens unerfüllt geblieben.

„Dieser Ihr Vorgänger hat sich bemüht, in einer sehr wohlgeschriebnen Vorrede zu erweisen, daß dieses Lustspiel nach allen Regeln des Theaters sei. Seine Gedanken hiervon sind sehr schön. ‚Dieses Stück,‘ sagt er, ‚scheint mir vollkommen regelmäßig — Die Einheit der Handlung fällt in die Augen — Die Entdeckung der Betriegerei des Tyndars fließt sehr natürlich aus dem innersten Stoffe, und dieser Zwischenfall, welches der einzige im ganzen Stücke ist, macht den Knoten durchgängig aus — Die Wiederkunft des Philokrat löset ihn sehr ungezwungen. Aus einem so einfachen Stoffe, worinne ein mäßiger Geist kaum Materie zu zwei oder drei Aufzügen würde gefunden haben, hat Plautus durch seine Kunst ein Stück von fünf ganz vollständigen Aufzügen zu machen gewußt — Die Einheit des Orts ist ebenso genau als die Einheit der Handlung darinne beobachtet. Alles geht ganz natürlich bei dem Hause des Hegio vor — Was die Dauer der Handlung anbelangt, so hat sie Plautus gleichfalls mit vieler Sorgfalt bemerkt. Sie fängt sich des Morgens an und schließt sich noch vor dem Abendessen, so daß acht oder aufs höchste neun Stunden dazu erfordert werden.‘

„Alles dieses werde ich beantworten und das Gegenteil darthun, wenn ich vorher einige kleine Erinnerungen werde gemacht haben, die sich nirgends besser als hier anbringen lassen.

„Wenn Sie an des Limiers Uebersetzung des Plautus seine Geschicklichkeit rühmen, mit welcher er die anstößigen Stellen übersetzt, so verdient Coste eben dieses Lob; denn in seiner Uebersetzung finden Sie eben diese Behutsamkeit angewendet, so daß er selber sagt: A la faveur de ces changements je serois en droit de dire de ma traduction selon toute la rigueur de la lettre ce que Plaute dit de sa pièce: *Ad pudicos mores* facta est.

„Die Uebersetzung von des Plautus Aulularia, der Sie gedenken, ist zu Celle 1743 mit dem lateinischen Texte zur Seite und artigen Anmerkungen herausgekommen. Der Name aber des Uebersetzers ist nur durch ein bloßes M. am Ende der Vorrede angezeigt worden. In derselben wird gleich anfangs gesagt, daß man durch diesen Versuch den

Deutschen von der Stärke oder Schwäche der alten römischen Schaubühne einen Begriff habe geben wollen. Der Uebersetzer scheint nichts von der ältern Uebersetzung dieses Stücks gewußt zu haben, der Sie gedenken.

„Wenn f) Plautus der Vater aller Komödienschreiber wäre, wie Sie ihn nennen, so müßten alle Komödienschreiber seine Schüler sein, welches doch schwerlich wird können erwiesen werden. Ihre Meinung wird vielleicht nicht so allgemein sein, als dieser Ausdruck es zu behaupten scheint. Hat gleich Terenz und Molière ihn zuweilen nachgeahmt, wie viel hat jener nicht auch von andern, absonderlich den Griechen, genommen und gelernt?

„Da ich in dem ersten Stücke Ihrer ‚Beiträge‘ las, daß Sie der Meinung wären, daß ‚Die Gefangnen‘ des Plautus gewiß das vortrefflichste Stück wären, welches jemals auf das Theater gekommen, und ich dieses nochmals in dem zweiten Stücke wiederholt sahe, ich aber bei Durchlesung des Originals und der Uebersetzung des Herrn Coste verschiednes Unwahrscheinliches und Ungereimtes darinne wahrgenommen hatte: so schien es mir, als wäre ich anitzo aufgefordert, meine Meinung, daß dieses Stück kein Meisterstück sei, zu beweisen oder zu ändern. Hieraus nun sind diese Gedanken entstanden. Ich erwähle Sie selbst zu meinem Richter. Mit Vergnügen will ich meinem Irrtume absagen, wenn Sie zeigen werden, daß das, so ich an diesem Stücke tadele, nicht tadelnswürdig sei, und daß das Stück selbst dennoch wirklich schön und regelmäßig bleibe und folglich für ein vollkommnes Muster eines dramatischen Gedichts müsse angesehen werden.

„Hätten Sie nur gesagt, daß ‚Die Gefangnen‘ das schönste Lustspiel unter allen Lustspielen des Plautus wären,

f) Wenn ich den Plautus den Vater aller Komödienschreiber genannt, so habe ich nur alle diejenigen darunter verstanden, welche nach ihm gelebt haben. Ich will auch nicht glauben, daß mir mein Gegner im Ernste zutrauet, als hätte ich selbst die Griechen für Schüler dieses Dichters gehalten. Es wird ihm aber mehr als zu wohl bekannt sein, daß uns von diesen kein einziger in ganzen Stücken übrig geblieben ist als Aristophanes. Und auch dieser ist einen ganz andern Weg in den Schauspielen gegangen, als wir heutzutage zu gehen pflegen; so daß wir ihn uns nur in sehr wenig Sachen zum Muster vorstellen können. Wer ist aber nach ihm der älteste Komödienschreiber? Unter denen, die uns übrig geblieben sind, gewiß kein anderer als Plautus. Alle aber, die nach ihm gekommen, haben sich eine Ehre daraus gemacht, zu bekennen, daß sie in ihren vornehmsten Stücken den Plautus zu ihrem Vorgänger erwählt. Doch muß ich erinnern, daß ich unter diesen allen nur diejenigen verstehe, die es wert sind, Schüler des Plautus genennt zu werden.

und daß dieses die Ursache wäre, warum Sie eben dieses zu übersetzen sich die Mühe gegeben, so hätte man Ihnen nichts anhaben können. Denn warum Sie sonst dieses Stück gewählt, weiß ich nicht. Es scheint Ihrem Vorhaben zuwider zu sein, nach welchem Sie versprochen, zu Ihren Uebersetzungen allezeit ein solches Stück zu wählen, welches von neuern Poeten nachgeahmet worden, oder von dessen Inhalte wenigstens ein ähnliches Stück zu finden sei. Wer hat denn ‚Die Gefangnen' des Plautus nachgeahmt? Ich weiß keinen. Doch es kann sein, daß vielleicht meine Unwissenheit daran schuld ist, und darum würden Sie mir und andern einen großen Gefallen erzeiget haben, wenn Sie uns solches gesagt hätten; denn so hätten wir es hernach auch gewußt. g)

„Des Turnebus Urteil, so Sie anführen, gilt hier nicht viel. Denn obschon dieser Mann seine großen Verdienste wegen seiner erstaunlichen Gelehrsamkeit hat, so weiß man doch, wie heftig die Gelehrten des 16. Jahrhunderts die alten Schriftsteller verteidigten, und dieses mit weit größrer Gelehrsamkeit als Scharfsinnigkeit. Absonderlich aber weiß man, daß sie in Sachen des Witzes nur schlechte Ritter waren.

„Weil Sie also Ihren Lesern die Freiheit gelassen haben, selbst zu urteilen, so bediene ich mich derselben, doch unterwerfe ich mich gänzlich Ihrer Beurteilung. Dieser freundschaftliche Streit wird vielleicht einem dritten nützlich sein. Der Streit ist bekannt, den der Abt Hedelin mit dem Menage wegen eines Lustspiels des Terentius gehabt hat. Wie viel schöne Anmerkungen haben sie nicht dabei gemacht, die ihren Nachfolgern alle genutzt und uns vieles gelehrt haben, wofür wir ihnen Dank sagen müssen. Sie würden aber unserer Verehrung noch mehr würdig sein, wenn sie sich nicht durch etliche niederträchtige Ausdrückungen in ihrer lächerlichen Hitze um einen Teil der Hochachtung, die man ihren Verdiensten schuldig ist, gebracht hätten.

„Anfangs werde ich nur mehrenteils mit dem Herrn Coste allein zu thun haben und das Gegenteil dessen erweisen, was

---

g) Ich habe geglaubt, es stehe mir frei, von den Regeln, die ich mir selbst gemacht, gleich das erste Mal abzugehen, zumal da ich so wichtige Ursache vor mir sahe. Es ist wahr, ich weiß selbst keine Nachahmung dieses Stücks; allein ebendeswegen, weil es von einer so besondern Einrichtung ist, daß ich glaube, es zeige uns eine ganze neue Art von Lustspielen, an die sich die neuern Dichter auf keine Weise gewagt, ebendeswegen, sage ich, habe ich mir geschmeichelt, der Leser würde mir es Dank wissen, daß ich mich nicht so gar genau an mein Wort gehalten hätte.

er in seiner Vorrede behauptet. Dieses geht Ihnen auch an, insofern Sie dieses Stück für vollkommen halten; und wenn es mir gelingt, zu erweisen, daß es nicht so regelmäßig ist, als Herr Coste behauptet, daß es im Gegenteil Unmöglichkeiten enthält und daß es hin und wieder ohne Ueberlegung gemacht, so habe ich zulänglich das Gegenteil Ihres Satzes erwiesen, daß es das schönste Stück sei, so jemals auf das Theater gekommen.

„Dieses setze ich aber nach den Regeln der dramatischen Dichtkunst voraus, daß ein vollkommnes Gedicht dieser Art nicht nur voll sinnreicher Gedanken, artiger Einfälle, angenehmer Scherze, künstlicher Verwickelung und natürlicher Auflösung des Knotens der Haupthandlung sein müsse, sondern daß es absonderlich müsse wahrscheinlich sein und der Zuschauer nicht alle Augenblicke durch die großen Sprünge des Dichters merke, daß man ihm eine ohnmögliche Fabel vorplaudert.

Jamais au spectateur n'offrez rien d'incroyable;
L'esprit n'est point emû de ce qu'il ne croit pas.

sagt Boileau in seiner ‚Dichtkunst'. — Ich habe also itzt zu erweisen, was ich in den ‚Gefangnen' des Plautus für unanständig und unwahrscheinlich halte, was ich wider die Einheit der Handlung und wider die Dauer derselben zu sagen habe.

„Vorher aber muß ich noch erinnern, daß in dieser Komödie, so wie wir sie anitzo lesen, viel unrichtige Abteilungen der Aufzüge und Auftritte befindlich, welche das Ungereimte darinne vermehren. Allein dieses lege ich dem Plautus nicht zur Last, sondern seinen Scholiasten und Abschreibern. Die Ursache davon hat mir Menage in seinem Discours sur Térence, p. 216, gelehrt: Nous voyons dans Térence des scènes et des actes mal divisés. La cause de cette confusion est — que les anciens Poëtes grecs et latins n'ont laissé aucune marque de ces distinctions, non pas même Sénèque le dernier des Poëtes dramatiques anciens. Dergleichen unrichtige Abteilung befindet sich im zweiten Aufzuge, welcher in drei Auftritte abgeteilet ist, da er doch nur zwei haben sollte. Diesen Irrtum haben Sie bereits in Ihrer Uebersetzung angemerkt, darum halte ich mich nicht dabei auf und würde ihn ganz mit Stillschweigen übergangen haben, wenn ich nicht dabei anmerken wollen, daß Plautus selbst viel schuld an diesem Irrtume sei und vielleicht nicht besser würde abgeteilet haben. Es ist gewiß, daß in

dem andern Auftritte Philokrates auf dem Theater ist und daß, wenn man auch sagte, er habe soweit davon gestanden, daß er nicht hören können, was sie gesprochen, er sie doch hat sehen können. Mithin ist das Vin' vocem ad te? des Hegio und des Tyndars Antwort Voca ungereimt. h) Hegio selbst ruft ihn auch nicht einmal, sondern inzwischen daß er acht Worte spricht, nähert er sich ihm und sagt: Vult te novus herus operam dare etc. Hier ist also keine Veränderung vorgegangen, also geht auch kein neuer Auftritt an. Selbst die Aufschriften dieser beiden Auftritte zeigen, daß in der einen eben die Personen sind, die in der andern waren; obschon dieses noch zu merken, daß außer diesen drei Personen noch andre Knechte müssen auf der Bühne gewesen sein, welche Hegio zu Anfange des zweiten Auftritts fragen können: Ubi sunt isti quos ante aedes jussi produci foras? Denn den Philokrat und Tyndar kann dieses nicht angehen; auch nicht einmal das vorhergehende si ex his quae volo exquisivero. Denn wenn Hegio den Philokrat und Tyndar damit gemeinet, wie ungereimt wäre es, daß er gleich darauf fragte, wo sie wären? Daß aber hier keine Knechte antworten, sondern Philokrat sogleich herzutritt und den andern Knechten mit der Antwort zuvorkömmt, ist ein Kunststück des Dichters, davon die Absicht einem jeden in die Augen fällt. i)

---

h) Warum dieses ungereimt sein sollte, kann ich nicht einsehen. Hegio hatte den Philokrat vorher mit Fleiß beiseite geführt, damit er den Tyndar insbesondere vornehmen konnte. Wahrscheinlicherweise mußte er ihn soweit weggeführt haben, daß er auch dem Tyndar keinen Wink oder ein ander Zeichen geben können. Denn dieses zu verhindern, war eben die Ursache, warum er ihn wegführte. Da er sich nun hernach genugsam mit dem Tyndar besprochen hatte und sie über die Art, wie er und sein Sohn frei könne gemacht werden, einig geworden waren: was war natürlicher, als daß Hegio sagte: Soll ich ihn also herrufen, damit du ihm sagen kannst, wie er sich in Elis zu verhalten hat? Rufe ihn, antwortet Tyndarus. Was ist aber dem Plautus daraus für ein Verbrechen zu machen, daß nunmehr Hegio den Philokrat nicht ruft, sondern gar herholt?

i) Auch hier scheinet mir mein Gegner Schwierigkeiten zu finden, wo keine sind. Er hätte nur den vorhergehenden Auftritt mit sollen zu Hilfe nehmen, so würde ihm alles notwendig sehr deutlich vorgekommen sein. In dem ersten Auftritte des zweiten Aufzuges werden die beiden Gefangenen von ihrem Wächter herausgeführt. Sie bitten sich die Erlaubnis aus, daß sie ein paar Worte im Vertrauen mit einander reden dürfen. Sie erhalten sie, gehen also etwas beiseite und werden über ihre ausgedachte List einig. Unterdessen kömmt Hegio, so daß er die ersten Worte: Jam ego revertar intus, si ex his quae volo exquisivero, noch in seinem Hause, oder doch gleich vor der Thüre, das Gesicht gegen sein Haus gekehret, sagt. Als er sich aber völlig umwendet und die beiden Gefangnen, die er hatte herausführen lassen, nicht gleich gewahr ward, weil sie, wie aus dem ersten Auftritte erhellt, etwas beiseite gegangen waren, so mußte er freilich wohl fragen, wo sie wären Das ex his kann also ganz wohl auf den Philokrat und Tyndarus gehen. Freilich wenn es hieße: ex his, *quos hic stare video*, alsdann würde die darauf folgende Frage ungereimt sein. Allein Plautus will sagen: ex his, *quos ante aedes jussi produci foras*. Uebrigens will ich gar nicht leugnen, daß noch außer dem Hegio,

„Ebenso ist auch der dritte Aufzug in fünf Auftritte abgeteilt, da es nur viere sein müssen. Denn die beiden letzten Auftritte machen nicht mehr als einen aus. Hegio ruft am Ende des vierten Auftritts seine Knechte; sie kommen, und er befiehlt ihnen, den Tyndar zu fesseln. So ist zwar alles natürlich, und es geht allerdings ein neuer Auftritt an, da die Knechte auf den Schauplatz kommen; und so haben Sie in Ihrer Uebersetzung durch eine geschickte Ordnung dieser Schwierigkeit abgeholfen. Allein in dem Originale sieht es ganz anders aus. Da ist alles in Unordnung. Hegio steht in dem vierten Auftritte vor der Thüre und ruft seine Knechte. Diese sind entweder im Hause, oder sie sind mit ihrem Herrn vor der Thüre. Man mag wählen, welches man will, so findet man Schwierigkeiten. Heg., v. 124:

> Hic quidem me nunquam irridebit. Colaphe, Cordalio, Corax,
> Ite istinc atque efferte lora!

Die Knechte antworten: Num lignatum mittimur? Und damit soll sich der vierte Auftritt endigen. Hegio aber fährt fort in der fünften Szene zu seinen Knechten zu reden:

> Injicite huic manicas etc.

Das ite istinc zeiget an, daß die Knechte schon vor der Thüre sind und Hegio zu ihnen sagt: „Geht hin und holet die Stricke!" Es müßte aber alsdenn wohl afferte lora heißen, wenn ich das *efferte lora* nicht durch bringet heraus übersetzen kann. Hegio hat das Wort kaum ausgeredt, so sind die Stricke schon da, und er befiehlt, den Tyndar zu fesseln. Ich gestehe gern, daß mir dieses unbegreiflich bleibt. Denn daß ite istinc kommet heraus heißen könne, kann ich mir nicht überreden. k)

Philokrat und Tyndar noch Knechte auf dem Theater müssen gewesen sein. In dem vorhergehenden Auftritte führt ja Plautus die lorarios redend ein; daß sie aber im Anfange des andern Auftritts sollten abgegangen sein, davon findet sich keine Spur, wohl aber von dem Gegenteile. Denn zu wem hätte Hegio zu Ende dieses Auftritts sonst sagen können: Solvite istum nunc jam etc.

k) Ich glaube diesen Ort nicht sowohl verbessert als nur richtig übersetzt zu haben. Freilich heißt ite istinc nicht eigentlich: kommet heraus, sondern es heißt: kommet von dort hieher, und nicht: gehet von hier dorthin, wie es heißen müßte, wenn es Herr Coste durch allez richtig sollte übersetzt haben. Eine einzige Stelle, die ich aus dem 57. Briefe des ersten Buchs der Briefe Ciceronis anführen will, wird zeigen, daß istinc allerdings die Bedeutung hat, die ich ihm beilege: quanquam, spricht er, qui *istinc veniunt,* partim te superbum esse dicunt, quod nihil respondeas etc. Man darf sich also nur vorstellen, Hegio habe seine Knechte unter der Hausthüre stehen sehen, und alsdann ist das ite istinc atque

„Der vierte Aufzug besteht aus vier Szenen und sollte nur dreie haben; denn die vierte muß die erste des letzten Aufzuges sein. Ich wundre mich, daß Ihnen dieser große Irrtum nicht bei dem Uebersetzen in die Augen gefallen ist. Nachdem Hegio den Ergasilus in dem zweiten Auftritte zu seinem Haushofmeister gemacht und dieser in dem dritten Auftritte den schönen Vorsatz faßt, die größte Niederlage unter dem Vorrate anzurichten, so geht er ab, alle diese großen Dinge zu bewerkstelligen. Hier nun sollte sich der Aufzug enden, damit Ergasilus in der Zeit, die der Raum zwischen dem vierten und fünften Aufzuge dem Dichter gibt, wirklich alles ausrichten und alsdann der Knecht, in dem ersten Auftritte des fünften Aufzuges, die Erzählung davon machen könne. So aber ist Ergasilus noch nicht einmal von dem Theater herunter, so kömmt der Knecht schon gelaufen und erzählt, was jener für Unheil im Hause angerichtet und wie er alle Vorratskammern durchwühlet habe. Wann, fragt hier jeder Zuschauer, hat er denn alles das gethan? Man läßt ihm ja keine Zeit darzu. Ich sehe ihn ja erst vor meinen Augen weggehen. Und siehe, der Zuschauer spüret handgreiflich, daß ihn der Dichter betriegt!1)

„Dieses sei von der unrichtigen Abteilung der Aufzüge und Auftritte genug. Ich komme auf das, was ich wider die Einheit der Handlung in den „Gefangnen“ zu sagen habe. Die Handlung ist allerdings einfach, so wie sie Herr Coste in seiner Vorrede zergliedert. Allein in seinem Entwurfe sagt er nichts von der Person des Tyndars, daß er ein Sohn des Hegio sei, noch daß er seinem Vater vor vielen Jahren entführet worden und nunmehr, ohne es zu wissen, in seines Vaters Hause sich befinde. Man wird mir sagen, dieses sei nur eine Episode, die nicht zur Haupthandlung gehöre. Allein die Episoden sollen ja nach den Regeln der Dichtkunst so genau

efferte lora sehr deutlich. Daß aber die Knechte schon sollten auf dem Theater gewesen sein, ist gar nicht wahrscheinlich. Wenn sie da gewesen wären, so hätten sie ja notwendig hören müssen, was vorgegangen, und hätten gewußt, wozu sie die Stricke herausbringen sollten, so daß alsdann ihre Frage: Num lignatum mittimur? sehr abgeschmackt gewesen wäre.

1) In diesem Stücke hat mein Gegner vollkommen recht; ich bitte ihn nur, daß er die Schuld nicht auf den Plautus, sondern auf seine Abschreiber und itzo auf mich als seinen Uebersetzer legen wolle. Was mich aber abgehalten hat, diese falsche Abteilung anzumerken, ist, daß, wenn man die letzte Szene des vierten Aufzugs zu der ersten des fünften macht, sie gar keine Verbindung mit den übrigen bekömmt. Der Knecht läuft auf der einen Seite fort, seinen Herrn zu suchen, und auf der andern Seite kömmt er, ohne daß er ihn gewahr wird. Diese kleine Unwahrscheinlichkeit war also schuld, daß mir eine weit größre entwischte.

mit der Haupthandlung verbunden sein, daß diese ohne jene unvollkommen sein würde; ohne welche Bedingung die Episoden als besondere Handlungen können angesehen werden, so wie in der That auch in diesem Lustspiele die Handlung durch die Episode verdoppelt wird. Denn würde die Handlung dieses Gedichts nicht ebenso vollkommen gewesen sein, wenn auch diese Episode nicht darzugekommen, wenn auch in der Person des Tyndars Hegions Sohn nicht verborgen wäre? Was trägt denn dieser Umstand zu dem Knoten oder zur Auflösung desselben bei? Er würde ganz fremde in dieser Handlung sein, wenn nicht der Dichter die Zuschauer durch den Vorredner hätte warnen lassen, daß einer von diesen Gefangnen des alten Hegio Sohn sei, ohne daß es einer von ihnen beiden wisse. Hierdurch hat freilich der Dichter mit großer Kunst die Auflösung des Knotens zubereiten wollen und die Zuschauer desto aufmerksamer auf alles gemacht, was dem Tyndar widerfährt. Allein es ist die Frage, ob der Prolog der alten Komödien kann als ein notwendiges Teil derselben angesehen werden, und ob es nicht der Vernunft gemäßer ist, solchen für etwas ganz Fremdes und nicht damit Verbundenes anzusehen.

„Ich kann mich hierüber diesmal nicht weitläuftig erklären. Hierinne bin ich aber Ihrer Meinung, daß dieser Prolog sehr angenehm sei. Die alten Dichter hatten einen großen Vorteil bei dieser Erfindung, die Zuschauer von dem Inhalte ihres Stücks zu unterrichten; allein daß man hernach diese Weise abgeschafft hat, ist gewiß aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie etwas sehr Unnatürliches an sich haben.

„Mehr werde ich wider die Einheit der Handlung in diesem Stücke nicht sagen. Wenn ich nicht erwiesen, daß sie doppelt ist, so glaube ich doch wenigstens erwiesen zu haben, daß man an der Einheit derselben zu zweifeln Ursache hat.

„Was ich nun in diesem Stücke für unanständig halte, ist erstlich die Person des Schmarutzers. Der Charakter dieses Kerls ist vollkommen ausgedrückt, und man erkennt an diesem Bilde einen großen Maler. Allein daß uns diese Person heutzutage etwas fremde, unwahrscheinlich und übertrieben vorkömmt, davon haben Sie uns die Ursache gar artig in einer Anmerkung entdeckt. Nur dieses gefällt mir nicht, daß dieser Parasit in drei Aufzügen allemal der erste auf dem Theater ist, und das noch darzu allemal alleine. Mir scheint,

dies sei sehr gezwungen. Man sieht wohl, Plautus hat den Parasiten zu dem Endzwecke gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben.

„Ferner ist es lächerlich, daß Ergasilus in dem ersten Auftritte sagt: Aetolia haec est. Ich stelle mir dabei sein ganzes Betragen vor. Vielleicht hat er eine Bewegung des Körpers dazu gemacht, welche sich zu diesem: denn ich bin hier in Aetolien, geschickt; und sogleich fallen mir die Meisterstücke der ersten Maler bei, welche, wenn sie ein Gemälde fertig hatten, allen Irrungen vorzukommen, noch hinzuschrieben: „denn dies ist ein Pferd, und dies ist ein Ochse." Doch Plautus ist nicht der einzige dramatische Dichter der Alten, der diesen Fehler begangen hat. Es ist noch weit lächerlicher, wenn in dem ‚Oedip' des Sophokles der Oedipus zu seinem Volke sagt: Ich bin Oedipus, der in aller Welt so berühmt ist, und der Priester des Jupiters ihm antwortet: Ich, der ich dich anrede, bin der Oberpriester des Jupiters. Kann was ungereimter sein oder erdacht werden?

„Drittens sind in dieser Komödie gar sehr viele und lange sogenannte Aparte, welche so ungereimt sind, daß nichts darüber ist. Ich ließ es noch gelten, wenn dann und wann eine Person ein Wort sagt, das ihr, so zu sagen, aus dem Munde wider Willen entwischt und die Verfassung seiner Seelen bei unvermuteten Zufällen gleichsam zu verraten scheint. Allein solche lange Reden, als hier im zweiten Auftritte des ersten Aufzuges, im zweiten Auftritte des zweiten Aufzuges, im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges anzutreffen, haben auch nicht die geringste Spur des Natürlichen an sich. Die letzte von den angezeigten Stellen ist am allerunnatürlichsten, wo Ergasilus die größten Possen macht und gar erstaunlich droht, wie unbarmherzig er mit dem ganzen menschlichen Geschlechte umgehen wolle, wenn ihn jemand aufhalten würde, eilends zu des Hegio Haus zu gelangen. Und siehe, der Narr steht vor des Hauses Thüre!

„Absonderlich aber halte ich die anstößigen Stellen, die zweideutigen Redensarten und die schlechten, platten Scherze, die in diesem Stücke in Menge zu finden sind, für sehr unanständig. Gleich anfangs in dem Prolog haben wir dergleichen:

Hos quos videtis stare hic captivos duos,
Illi qui astant, hi stant ambo, non sedent etc.

C'est un jeu de Théâtre (sagt Coste) dont tout le succès dépend de l'habilité de l'acteur. Allein dieses thut mir noch keine Genüge. Ihre Anmerkung, in welcher Sie gestehen, daß dieser Einfall nicht der vortrefflichste sei, verdient mehr Beifall. Ob er aber geschickt sei, zum Lachen zu bewegen, weiß ich nicht. Dies merke ich noch an, daß also diese beiden Gefangnen, Philokrat und Tyndar, auf dem Theater gewesen sind und Tyndar notwendig muß gehöret haben, daß er Hegions Sohn sei. Gehört nun noch der Prolog zur Handlung? Und kann man einen Beweis daher nehmen, daß der Poet diese Episode von Anfange der Handlung schon mit Kunst vorbereitet habe?

„Einen ebenso schlechten Scherz findet man in dem ersten Auftritte des ersten Aufzugs, wo Ergasilus sagt:

Juventus nomen indidit scorto mihi,
Eo quia invocatus soleo esse in convivio etc.

Anstatt dieses elende Wortspiel zu übersetzen, sagt Coste in einer Anmerkung: Il m'a été impossible de traduire ces huit vers, parce qu'ils ne contiennent qu'un jeu de mots si dépendant de la langue latine qu'il seroit tout-à-fait absurde, traduit en françois. Cela même prouve sensiblement que la plaisanterie que Plaute a prétendu mettre dans ces huit vers, semble dire quelque chose, mais ne signifie rien dans le fond. Car ce qui est véritablement plaisant dans une langue, peut toujours être transporté dans une autre. — — Tout ce qu'on peut dire pour excuser Plaute, qui est assez sujet à donner dans ces sortes des plaisanteries qui ne roulent que sur des mots, c'est qu'il les met dans la bouche de gens qui trouvent ces plaisanteries merveilleuses et sont incapables d'en imaginer de plus fines et de plus raisonnables. — C'est pour ce qu' Ergasilus n'a pas plutôt lâché cette fade plaisanterie que Plaute lui fait dire:

Scio absurde dictum hoc derisores dicere etc.

Der Sinn Ihrer Anmerkung über diese Stelle trifft mehrenteils hiermit überein. Alle beide Anmerkungen geben nichtsdestoweniger zu, daß dieses ein schlechter Scherz sei. Ebenso ist es mit dem Scherze beschaffen, der in den Worten des Tyndars im zweiten Aufz. 2. Auft. stecken soll, wo er den verstellten Philokrates mit einem Barbier vergleicht. Und noch viel ekler ist der Einfall der Knechte im 3. Aufz.

4. Auft. m): Num lignatum mittimur? Es ist wahr, durch die Art, wie Sie es übersetzt, haben Sie der Ungereimtheit dieses gezwungnen Mißverständnisses in etwas abgeholfen. Allein im Lateinischen ist es als eine Frage an ihren Herrn eingerichtet und ganz unerträglich.

„Die zweite Szene im vierten Aufzuge ist voll dergleichen zweideutiger Scherze. Im 86. Vers sagt Ergasilus:

Mihi quidem esurio non tibi —

Cette réplique (sagt Coste) est très-insipide et fondée sur une supposition tout-à-fait extravagante. Darauf sagt Hegio im 87. Vers:

Tuo arbitratu facile patior.

In diesen Worten, spricht der französische Uebersetzer, liegt eine schändliche Anspielung. Daß dieses wahr sei und Hegio es wohl verstanden habe, was jener sagen wolle, kann man aus dem folgenden schließen, da er böse wird und sagt:

Jupiter te Dîque perdant —

Sie haben dieses, die Ehre Ihres Helden zu retten, in Ihrer Uebersetzung billig ausgelassen. n)

„In dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges sagt Ergasilus von dem Stalagmus:

Boius est, Boiam terit.

Cet équivoque (sagt Coste) porte sur une idée obscure et la plaisanterie est en elle même obscure et insipide. Und Sie haben es in Ihrer Uebersetzung eben darum auslassen müssen, weil es zu übersetzen unmöglich war. Ein Beweis eines falschen Scherzes.

„In dem zweiten Auftritte des fünften Aufzuges sagt Hegio vom Stalagmus:

Bene morigerus fuit puer, nunc non decet.

Wenn man nun das ut vis fiat, so vorhergehet, dazunimmt, so scheint es, als wenn Coste Recht hätte, zu sagen: Voilà une de ces passages dont j'ai dit que la pudeur n'y étoit

---

m) Aus meiner Anmerkung k werden Sie genugsam sehen, daß dieser Tadel ganz ungegründet ist.

n) Glauben Sie nicht, daß ich diese Stelle deswegen weggelassen, weil ich geglaubt, daß sie keusche Ohren beleidigen können! Nichts weniger als dieses; sondern ich habe sie in der Ausgabe, die ich meistenteils bei meiner Arbeit gebraucht, nämlich in der Plautinischen von 1609 in 16., gar nicht gefunden. Auch in der Taubmannischen Ausgabe hatte ich sie nicht gelesen. Ich will aber an dem gehörigen Orte zeigen, daß sie ganz unschuldig ist.

pas assez ménagée. Sie haben dieses aber in Ihrer Uebersetzung so bescheiden ausgedrückt, daß aller Argwohn einer Unfläterei wegfällt und ich fast dadurch bewogen werde, zu glauben, daß Coste sich geirret und Plautus hier keinen niederträchtigen Gedanken im Sinne gehabt habe.

„Was ich nun endlich für unwahrscheinlich in diesem Gedichte halte und was ich absonderlich wider die Dauer desselben einzuwenden habe, gründet sich auf folgendes. Der Schauplatz ist in Aetolien, einer Provinz in Griechenland, und zwar in einer Stadt dieser Provinz, Namens Kalydon. Gleichwohl nennt Plautus in diesem Stücke mehr als an drei Orten verschiedne bekannte Plätze der Stadt Rom, als wenn die Szene in Rom selbst wäre. Der Dichter, als er sein Gedicht schrieb, war freilich in Rom; allein die Unbedachtsamkeit, seinen Aufenthalt mit dem Orte des Spiels zu verwechseln, ist nicht im geringsten zu entschuldigen. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges sagt Ergasilus, wenn es noch lange so ginge, würde er vor die Porta trigemina gehen und sein Brot daselbst betteln müssen. In der ersten Szene des dritten Aufzugs sagt eben derselbe, daß sich alle schienen beredt zu haben, als wie die olearii in Velabro, einem öffentlichen Marktplatze zu Rom. Beide Stellen haben Sie in Ihrer Uebersetzung und vor Ihnen schon Herr Coste angemerkt, und beide gestehen Sie, daß es wunderlich sei, in einem Spiele, wo der Schauplatz in Griechenland ist, römische Plätze zu nennen, und beide haben nichts zu des Dichters Rechtfertigung beibringen können. Daß die römischen Zuschauer zu seiner Zeit dergleichen Verwirrungen vertragen können, heißt nichts zu seinem Ruhme sagen. Wenn Plautus nur solche Richter gehabt, so ist es ihm sehr leicht gewesen, sich ihren Beifall zu erwerben. Muß aber unser Geschmack nicht besser sein?

„Wenn man auch zu des Plautus Verteidigung sagen wollte, er habe mit Willen diese Benennungen erwählt, um seinen Zuschauern durch ihnen bekannte Dinge seine Meinung leicht und begreiflich zu machen, so würde auch dieses können widerlegt werden. Denn daß Plautus in diesen Fehler bloß aus Unbedachtsamkeit oder Nachlässigkeit verfallen ist, beweise ich aus dem zweiten Auftritte des vierten Aufzuges, wie Hegio sagt:

Edictiones *aedilitias* hic habet quidem,
Mirumque adeo est, ni hunc fecere sibi Aetoli *agoranomum*.

Was die Aediles bei den Römern waren, das waren die Agoranomi bei den Griechen, und wenn Plautus sich hätte wollen nach den Römern richten, so hätte er die Aediles nur alleine nennen dürfen.

„Was aber am allerunglaublichsten und am allerunwahrscheinlichsten in diesem Gedichte ist, ist des Philokrates schleunige Hin- und Herreise aus Aetolien nach Elis und von da wieder zurück, in einer Zeit von weniger als drei Stunden. Hier sage ich mit Ihnen, die Zuschauer des Plautus müssen nicht sehr ekel gewesen sein, wenn er ihnen dergleichen Dinge hat dürfen vormachen, ohne daß sie ihn darüber getadelt. Wie kann Coste nunmehr behaupten, daß dieses Stück vollkommen regelmäßig sei und daß seine Dauer nicht länger als 7—8 Stunden währe? Ich werde meine Meinung beweisen. Die Handlung fängt des Morgens an. Plautus hat es selbst deutlich angezeigt, wenn er den Hegio sagen läßt:

> Ego ibo ad fratrem ad alios captivos meos,
> Visum ne nocte hac quippiam turbaverint.

Gesetzt also, die Handlung gehe des Morgens an um	7	Uhr.
Zu dem ersten Aufzuge ist eine Stunde genug .	8	„
Zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge wollen wir dem Dichter eine Stunde zu gute kommen lassen	9	„
Zu dem zweiten Aufzuge ist gleichfalls nicht mehr als eine Stunde nötig, und also	10	„
Zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge müssen wir dem Plautus zwei Stunden verstatten, weil Hegio viel zu verrichten hat. Er geht nämlich mit dem verstellten Philokrates zum Quästor und fordert einen Paß. Man hält ihn allerorten, ehe er dahin kömmt, mit Glückwünschen auf; endlich bekömmt er den Paß, und Philokrates reiset ab	11	„
Nachdem dieser fort ist, geht Hegio zu seinem Bruder, erkundiget sich daselbst bei den Gefangnen, ob keiner von ihnen den Philokrates kenne. Es gibt sich Aristophontes an, und Hegio nimmt ihn mit sich in sein Haus	12	„
Der dritte Aufzug dauert eine Stunde	1	„
Zwischen dem dritten und vierten Aufzuge wollen wir zwei Stunden rechnen, davon wir eine dem Dichter noch wollen lassen zu statten kommen,		

als sei sie verflossen, ehe Philokrates wieder angekommen ist . . . . 2 Uhr.
Die andre Stunde, wollen wir annehmen, habe Ergasilus gebraucht, von dem Hafen nach Hegions Hause zu kommen . . . . 3 „
Und hier sind die 8 Stunden des Herrn Coste schon verflossen, ohngeachtet wenigstens noch zwei Stunden bis zu Endigung des Stücks nötig sind.

„Wenn nun ein dramatisches Gedicht nach den Regeln der Dichtkunst, und zwar derer, welche der Währung desselben die längste Zeit verstatten, nicht über 24 Stunden dauern soll; wenn es vielmehr nur 6, 8, höchstens 12 Stunden zu seinem ganzen Verlauf haben soll, und wenn der Poet, der es höher treibt, wider die Wahrscheinlichkeit handelt: wie wird hier Plautus zurechte kommen? Alles, was man also wohl in diesen Umständen von uns fordern kann, ist, daß wir ihm die 24 Stunden lassen zu statten kommen und sehen, ob wir ihn können durchbringen.

„Dieses genau zu bestimmen, müßte man wissen, was Aetolien und Elis für böhmische Dörfer gewesen. Eine kleine o) Anmerkung hierüber in Ihrer Uebersetzung würde vielleicht nicht unangenehm gewesen sein. Sind es griechische Provinzen oder Städte, und wieweit waren sie von einander entfernt? Alles, was ich hiervon weiß, bestehet in folgendem. Menage in seiner Abhandlung S. 14 sagt, Polybius erzähle, die Aetolier und Elienser hätten Krieg miteinander geführt und wären mächtige Völker gewesen. Vielleicht hat Plautus von diesem Kriege die Gelegenheit zu seiner Komödie genommen. Völker, die zusammen Krieg führen, wenn es auch nur kleine Staaten sind, deren Macht nicht weiter als durch die Gegend ihres Hauptsitzes geht, müssen doch wohl so gar nahe nicht beisammen liegen. Sollte es wohl nicht das mindeste sein, wenn man sagte, sie hätten auch nur zehn Meilen von einander gelegen? So hat also Philokrates zu seiner Hin- und Herreise 20 Meilen gehabt. Sobald er in Elis angekommen, hat er seinen Vater besucht, er hat ihm seine Geschichte erzählt, er ist zu dem Arzt Menarchus gegangen, er hat um die Freilassung des Philopolemus angehalten, er hat ihn los bekommen, er hat sich auf die Rückreise gemacht, ist in Aetolien wieder angelangt, und das alles in drei Stunden.

o) Aus der Art, wie ich den Plautus hierinne verteidigen werde, wird man bald sehen, daß so eine Anmerkung ganz wider meinen Zweck gewesen wäre.

„Pausanias soll uns hierinne mehr Licht geben. Ich bediene mich der französischen Uebersetzung des Abts Gedoyn, der Amsterdamer Ausgabe von 1730. Daselbst sehe ich in der Karte von Griechenland, die vor dem ersten Teile befindlich ist, daß Aetolien eine große Provinz gewesen und Elis gleichfalls keine kleine Provinz, die einen Teil des Peloponnesus ausmacht; daß man, aus Aetolien nach Elis zu kommen, durch den korinthischen Meerbusen schiffen müssen und daß alles das ziemlich weit von einander lieget. Auf einer andern Karte, die in dem dritten Teile befindlich, sehe ich, daß Elis die Hauptstadt der Provinz dieses Namens gewesen ist. Ich finde auch in der Provinz Aetolien den Ort, wo Plautus den Schauplatz hinverlegt, Namens Kalydon, und der Maßstab zeigt mir, daß Elis und Kalydon 400 griechische Stadia voneinander entfernt gewesen. Vierhundert griechische Stadia machen 50 römische Meilen oder 12 deutsche Meilen, die Meile zu 4000 Schritt gerechnet.

„Ich glaube also meine Meinung bewiesen zu haben, daß diese Oerter nicht nahe beieinander gelegen und man also den Plautus hierdurch nicht retten kann. Doch dieses sind nur kleine Fehler, welche man dem Dichter ebensowohl vergeben kann, als man es dem Euripides vergibt, daß er gedichtet, Theseus sei von Athen nach Theben mit einer großen Armee gegangen, habe daselbst eine Schlacht geliefert und hundert andre Dinge verrichtet, sei siegend wieder nach Athen auf das Theater gekommen, und das alles in 6 Stunden. (S. Menage, S. 13—22, 53—55.) Dieserwegen hat auch wohl Aristoteles von dem Euripides gesagt, daß er die Einrichtung und die Regeln des Theaters nicht verstanden. Kann man also von dem Plautus nicht ein Gleiches sagen?

„Wenn also bis zu Philokrates' Abreise nach meiner Rechnung die Handlung vier Stunden dauert und von der Zeit seiner Wiederkunft bis zu Ende noch drei Stunden gehören, so bleiben von 24 Stunden noch 17 Stunden zu des Philokrates Hin- und Herreise. Aber auch in diesen 17 Stunden kann die Reise unmöglich verrichtet werden, wenn man auch zugeben wollte, Philokrates habe bei seiner Ankunft in Elis seinen Vater und den Menarchum und alle andre gleichsam wartend auf ihn angetroffen, daß er, ohne sich aufzuhalten, gleich mit brennendem Kopfe wieder fortrennen können. Doch vielleicht widerspricht wohl gar Plautus selbst dieser Meinung. Sein Gedicht soll sich gegen das Abendessen enden,

und der vierte Aufzug endet sich auch wirklich mit den Anstalten darzu. Nun fragt sich's, um welche Zeit aßen die Griechen zu Abend? Hedelin behauptet, daß sie sehr späte in der Nacht gegessen. Menage hingegen erweiset genugsam, daß es mit Untergang der Sonne geschehen, und also fast zu eben der Zeit, wie wir es zu thun gewohnt sind; wir wollen annehmen, um 8 Uhr. Da nun Herr Coste selbst sagt, daß sich das Stück einige Zeit vor dem Abendessen, etwa um 6 oder 7 Uhr, schließe, so rechne man mir nach, ob ich ihm nicht ebensoviel Dauer zugestanden; nur muß man an des Philokrates Reise nicht gedenken. Diese bleibt eine Hexerei, es müßte denn sein, daß er wie die Medea in der Tragödie durch die Luft geflogen. Freilich ein viel kürzrer Weg!

„Daß aber Plautus selbst gar wohl gewußt, daß Philokrates zu seiner Reise mehr als drei Stunden Zeit haben müsse, beweise ich mit einer zweiten Unwahrscheinlichkeit, die in dem Tyndar sich antrifft. Nachdem Philokrates weg ist, wird des Tyndars List im 4. Auftritte des dritten Aufzuges, und also ungefähr um 12 Uhr vormittags entdeckt. Hegio verdammt ihn, in den Steinbrüchen zu arbeiten; er befiehlt seinen Knechten, mit ihm zum Schmiede zu gehen, der ihm die Schellen anlegen solle, ihn hernach zur Stadt herauszuführen und ihn seinem Freigelaßnen zu übergeben. Sie können also mit ihm ohngefähr um 1 Uhr fortgehen. In dem vierten Auftritte des fünften Aufzugs kömmt Tyndar schon wieder hervor und macht eine umständliche schreckliche Erzählung von allen den Plagen, die er in den Steingruben habe ausstehen müssen. Die Zeit, da er dieses erzählt, ist die fünfte Stunde nachmittags; mithin, wenn man annimmt, daß doch wohl wenigstens eine Stunde vergangen, bis er zu den Steinbrüchen gekommen, und abermals eine Stunde verflossen, ehe er von da zurück in des Hegio Haus hat gelangen können, so bleiben nicht mehr als zwei Stunden übrig, die Tyndar in den Bergwerken zugebracht. Was kann er wohl in so kurzer Zeit für groß Ungemach ausgestanden haben, daß er davon eine so schöne Beschreibung machen könnte? Hat nicht Plautus wenigstens einige Tage zur Währung seines Gedichts haben wollen?

„Was mir sonst noch unwahrscheinlich in dem Stücke vorkömmt, ist die Person des Stalagmus. Dieser Kerl kömmt am Ende der Handlung ganz unvermutet auf das Theater, als wenn er vom Himmel gefallen wäre; denn nichts scheint

seine Gegenwart daselbst zu erfordern. Der Knoten der Haupthandlung ist aufgelöset. Er kömmt indes mit den drei Personen der ersten Szene des fünften Aufzugs zugleich auf die Bühne, welches die sinnreichen Worte des Hegio am Ende des Auftritts anzeigen:

Vos ite intro — Interibi ego ex hac statua erogitare volo etc.,

wodurch der Dichter zugleich die Unbeweglichkeit dieses Knechts hat rechtfertigen wollen. Nun fragt der Zuschauer, wie kömmt der hierher, und was will er? Wer es sei, sagt Hegio gleich selbst, nämlich der, welcher seinen jüngsten Sohn entführt habe. Man wird sagen, Plautus brauche diese Person zur Entdeckung, daß in der Person des Tyndars dieser entführte Sohn verborgen sei; allein von dieser Episode habe ich schon oben meine Meinung gesagt, und der Einwurf, den ich hier mache, gereicht nur um soviel mehr zum Beweise, daß sie der Dichter, so schön und künstlich sie auch ausgedacht ist, entweder hätte weglassen oder besser einrichten sollen. Wo Stalagmus herkömmt, hat zwar der Zuschauer im dritten Auftritte des vierten Aufzugs von dem Ergasilus gehört, daß ihn nämlich Philokrat mitgebracht; allein mit alledem kann ich in diesem Stücke keine Spur des Wahrscheinlichen, ja nicht einmal einen Zusammenhang finden. Denn warum kömmt Stalagmus wieder in ein Haus, wo er ja wohl wußte, daß er nichts als die Strafe seiner Bosheit zu holen habe? Sagt man, Philokrat habe ihn wider seinen Willen mit zurückgebracht, wie es seine Worte in dem letzten Auftritt anzuzeigen scheinen:

Nam hunc ex Alide huc reduximus,

so frage ich aufs neue, was bewog den Philokrat darzu? Er wußte ja nicht, daß Tyndar Hegions Sohn sei, noch daß Stalagmus dem Hegio entlaufen, noch daß er ihm einen Sohn entführt, noch daß er denselben seinem Vater verkauft. Er kannte ja den Stalagmus nicht einmal, wie er selbst im 3ten Auftritte des 5ten Aufzuges sagt:

Cur ego te non novi?

Hegio wußte ja selbst nicht einmal, daß sein Sohn noch am Leben, noch viel weniger, daß er schon in seinem Hause sei; denn so, meine ich, muß man die Worte des Hegio übersetzen:

Vivitne is homo?

nämlich is quem vendidisti patri Philocratis; so wie Sie es auch gar wohl übersetzt, da des Herrn Coste Uebersetzung ganz falsch ist. Und wo hat denn Philokrat den Stalagmus aufgetrieben? Denn daß er in des Theodoromedes Hause geblieben, kann nicht erwiesen werden. Das Gegenteil aber sieht man aus der Antwort des Knechts:

Accepi argentum, nil curavi caeterum.

Alles das sind für mich unauflösliche Schwierigkeiten und unbegreifliche Dinge.

„Endlich muß ich noch des einfältigen Gedanken des Plautus gedenken, da er, nachdem Tyndar gehört, daß er Hegions Sohn sei, jenen sagen läßt:

Nunc demum in memoriam redeo, cum mecum cogito,
. . . . audisse me
Quasi per nebulam, Hegionem patrem meum vocarier.

Welche Lügen! Tyndar hat hier was Scharfsinniges sagen sollen und sagt eine große Thorheit. Er war vier Jahre alt, als er aus seines Vaters Hause kam; seit der Zeit hatte er 20 Jahr in einem fremden Lande zugebracht, wo keine Seele den Hegio kannte. Wenn hat er es denn also gehört, daß sein Vater so heiße? Als er noch zu Hause war? Wird man wohl ein Exempel beibringen können, daß ein Mensch von 24 Jahren sich einer Sache erinnert habe, so er im vierten Jahre seines Alters gehört? Widerspricht nicht die Erfahrung aller Menschen dieser Ungereimtheit?

„Menage in seiner Abhandlung über den ‚Selbstpeiniger‘ des Terentius hat ein ganzes Hauptstück der Verteidigung des Plautus wider die Beschuldigungen des Scaligers und des Muretus gewidmet, welche lange vor mir angemerkt, daß Plautus eine große Unwahrscheinlichkeit durch die schnelle Hin- und Herreise des Philokrates vorgebracht. Hier sind seine Worte: Jul. Scaliger . et Muret . . accusent Plaute d'une précipitation peu vraisemblable dans sa Comédie des captifs. Ils prétendent qu'il fait passer Philocrate d'Etolie en *Aulide* et revenir en Etolie en moins de 2 ou 3 heures. Mais Turnèbe a fort bien justifié Plaute de cette accusation, faisant voir par la géographie, par l'histoire et l'autorité de bons MScts, que les exemplaires de Plaute dont J. Scaliger et Muret se sont servis, étoient corrompus, *et qu'au lieu d'Aulide il faut lire Elide ou Alide.*

„Quoiqu'il ne soit pas toujours nécessaire que le sujet des Comédies soit véritable, il faut qu'il soit toujours vraisemblable. Or il n'y a point d'apparence qu'*Aulide,* qui est une ville de Béotie fort éloignée de l'Etolie, et qui n'a jamais été fort considérable, ait fait la guerre aux Etoliens qui étoient des peuples trèspuissans. Mais pour la ville d'*Alide* ou *Elide* on voit dans Polybe, qu'elle a été en guerre avec les Etoliens, et quand l'histoire n'en diroit rien, *cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie*, il y a bien de l'apparence, qu'elle a eu quelque différent avec les peuples d'Etolie: que *si on veut donner a cette comédie le tems de 24 heures, on ne trouvera pas grande précipitation en ce voyage de* Philocrate, particulièrement si on considère que Philocrate l'a fait *dans un de ces vaisseaux que les anciens appelloient* CELOCES, à cause de leur vitesse, et il ne faut pas douter que le poète n'ait employé ce mot à dessein pour faire connoître aux spectateurs que Philocrate étoit allé et revenu avec diligence." Diese Stelle ist lang, allein ich habe sie ganz einrücken müssen, weil ich zu Behauptung meiner Meinung das Unrichtige aller dieser Gegeneinwendungen zeigen muß, und wie sie so gar nichts erweisen, was sie erweisen sollen. Erstlich ist es zwar wahr, daß, wenn Scaliger und Muret Aulis statt Elis gelesen, die Schuld an den verdorbnen Handschriften gelegen. Indessen ob wir nun schon heutzutage alle Alis oder Elis lesen, so hebt dieses die Schwierigkeit doch lange noch nicht auf. Dieses ist genugsam erwiesen. Zum andern, wenn die Aetolier ein mächtiges Volk und die Elienser imstande gewesen sind, mit ihnen Krieg zu führen, so müssen sie wohl so gar nahe nicht beisammen gelegen haben. Uebrigens ist das sehr unbestimmt geredt: cette ville n'étant pas éloignée d'Etolie! Wenn die Rede von großen Städten ist, welche Krieg mit einander führen können, so ist eine Entlegenheit von 10 bis 20 Meilen noch nicht sehr weit von einander. Drittens, wenn man auch der Währung dieses Stücks 24 Stunden geben wollte, so würde die Reise dennoch unwahrscheinlich bleiben. Wir haben aber schon genugsam erwiesen, daß Plautus selbst die Dauer zwischen dem Morgen und der Zeit gegen das Abendessen einschließt. Wie hat Menage diesen Umstand wohl nicht wahrnehmen können? Endlich ist die Geschwindigkeit des Schiffes, wodurch man dem Dichter zu Hilfe kommen will, noch sehr zweideutig. Im Lateinischen steht: in publica

celoce. Sie haben es übersetzt: in einem öffentlichen Jachtschiffe, und Herr Coste: le bâteau de poste. Ist es also ein öffentliches Schiff gewesen, das zur Bequemlichkeit mehrer Reisenden bestimmt war, mithin zu gewissen Stunden des Tages abging, wie unsre Posten heutzutage, so finde ich hier noch weit mehr Schwierigkeiten, als sich würden angetroffen haben, wenn Philokrat mit einer Gelegenheit gereiset wäre, so in seiner Gewalt alleine gestanden. Ich wenigstens würde zur Verteidigung des Plautus mich dieses Grundes nicht bedient haben; denn er ist mehr wider den Dichter als für ihn.

„So unrichtig als auch indessen Menage in diesem Stücke geurteilet, so schlecht er auch den Plautus verteidiget — (was kann man zwar mehr von ihm fordern? Es war unmöglich, ihn zu verteidigen, und er hat zu seiner Entschuldigung alles beigebracht, was er gekonnt) — so muß ich doch gestehen, daß diese seine kleine Abhandlung so voll der gelehrtesten Anmerkungen über die theatralische Dichtkunst ist, daß ich glaube, Sie würden auch noch aus diesem kleinen Buche manchen Gedanken nehmen können, den man mit Vergnügen in Ihren ‚Beiträgen‘ lesen und der manchem noch neu sein würde. Das Buch ist alt, und sein Titel ist auch nicht sehr reizend; er verspricht nicht viel, und gewiß niemand sucht darinne, was man darinne findet. Die Aufschrift heißt: Discours de Mr. Menage sur l'Heautontimorumenos de Térence. A Utrecht 1690. 12. Dieses achtfüßige Wort schreckt schon manchen ab, das Buch in die Hände zu nehmen. Aber wenn man über den Ekel des ersten Blattes weg ist, und man sieht darinne die artigsten Gedanken über die Wahrscheinlichkeit in den dramatischen Gedichten, wie wenig sie die alten Dichter in acht genommen, und wie sehr sogar die größten Meister, ein Euripides, ein Aeschylus und ein Aristophanes, darwider gesündiget; über die Ausdehnung der Einheit des Orts, wie weit sich die Szene erstrecken könne, ohne wider die Regeln zu verstoßen; wie das Theater der Alten und die Auszierungen desselben beschaffen gewesen, und andere dergleichen Dinge, so sage ich noch einmal, daß viele von Ihren Lesern sie, wenn sie in Ihren ‚Beiträgen‘ stünden, mit Lust lesen würden. Wenn ein großer Kunstrichter unserer Zeit sich die Mühe gegeben hätte, ein so verlegnes Büchelchen selbst anzusehen, so würde er nicht geschrieben haben, ‚daß Menage den Terenz wegen des ‚Selbstpeinigers‘ beschuldigen wollen, als habe er mehr denn 24 Stunden zu diesem Stücke

genommen und also wider die Vorschrift des Aristoteles gehandelt — der Abt von Aubignac aber habe den Terenz gelehrt verteidiget.' (Crit. Dichtk., S. 733.) Was kann wohl deutlicher sein als die Worte des Menage gleich im Anfange: Mr. d'Aubignac soutenoit que l'action de cette comédie ne comprenoit que 10 heures, et je soutenois qu'elle en comprenoit plus de 12, mais je soutenois en même tems qu'elle ne laissoit pas d'être néanmoins régulière — und bald darauf: — je crois avoir démontré que l'action de cette comédie comprend du moins 15 heures et qu'un poëme dramatique peut bien être de plus de 12 heures sans être contre les règles — und am Ende: Je suis d'accord avec vous que cette comédie est dans toute la justesse des règles anciennes —? Wo steht nun hier, daß dieses Lustspiel wider die Regeln des Aristoteles sei? Freilich im Hedelin steht es. Allein es heißt: Man höre auch den andern Teil! Uebrigens ist hier wohl nicht zu fragen, wer Recht hat, ob Menage oder Hedelin?

„Wenn alle diese Gründe nicht hinreichend sind, meinen Satz zu beweisen, daß das Stück des Plautus ganz und gar nicht regelmäßig sei, daß es wider die Einheit der Handlung, wider die Wahrscheinlichkeit, wider die Dauer eines guten dramatischen Gedichts verstoße und also unmöglich das schönste Stück könne genennet werden, welches jemals auf das Theater gekommen: so weiß ich nicht, wozu wir den Verstand und unsre Empfindung bei dem Natürlichen und Wahren brauchen sollen, und wie man sagen könne, eine Fabel, die nicht wahrscheinlich ist, tauge nichts, weil ihr die vornehmste Eigenschaft mangle.

„Ich könnte hier meine Kritik endigen; indessen, da ich während dieser Arbeit noch einige Anmerkungen gemacht habe, die Ihnen vielleicht zu fernerer Untersuchung Gelegenheit geben und bei der Entwicklung des Schönen in dem Lustspiele des Plautus nutzen können, so teile ich sie Ihnen hier mit, so gut, als sie sind.

„Im Prolog stehet eine merkwürdige Stelle, welche wohl mit größtem Recht eine Erklärung gebraucht hätte. Ich meine die Worte:

Accedito! si non ubi sedeas locus est, est ubi ambules.

Wenn ein in den Altertümern, und besonders in den theatralischen, Unerfahrner, dergleichen Leser Sie mehr als der

Gelehrten haben, dieses in Ihrer Uebersetzung lieset, p) so weiß er nicht, was er daraus machen soll. Coste hat ein Stück von dieser Anrede erläutert, doch nicht alles, und ich möchte gerne wissen, ob denn der Vorredner den Prolog aus dem Kopfe auf dem Theater gemacht, oder der Poet vorher zu Hause; und ob er vorher gewußt, daß sich bei Vorstellung seiner Komödie dergleichen Begebenheit zutragen würde; und denn, ob die alten Komödien nur einmal vorgestellt worden, oder ob, wenn sie öfters wiederholt worden, sich diese Begebenheit allemal zugetragen, damit die Anrede passen können.

„Ihre Anmerkung über das

Nam hoc paene iniquum est comico choragio etc.

ist sehr vernünftig, und was Sie an den Deutschen tadeln, hat Coste ebenso in seiner Anmerkung über diese Stelle bestraft.

„In dem zweiten Auftritte des ersten Aufzuges ist die Einladung des Hegio an den Ergasilus bei Ihnen lange nicht so natürlich als in der Uebersetzung des Herrn Coste. Es ist wahr, er lieset auch nicht im Texte so wie Sie, sondern nach der Verbesserung des Salmasius, und er sagt von der Leseart, wonach Sie übersetzt haben: tout cela me paroit un galimatias impénétrable. q) Er lieset also:

Er. Facete dictum! *Heg*. Sed si pauxillum potes
Contentus esse. *Er*. Ne perpauxillum modo,
Nam isthoc me assiduo victu delecto domi.
Heg. Agesis, rogo. *Er*. Nisi qui meliorem afferet,
Quae mihi atque amicis placeat conditio magis.

Welches ich also übersetzen würde:

Erg. Das war noch einmal recht geredt!
Heg. Aber du mußt dich mit wenigem behelfen können.
Erg. Wenn es nur nicht allzu wenig wird; denn so behelfe ich mich leider alle Tage zu Hause.
Heg. Ich bitte dich also.

---

p) Es ist wahr, wenn ich allzusehr bei dem Buchstaben des Textes geblieben wäre, so wäre eine Anmerkung hier sehr nötig gewesen. Aus meiner Uebersetzung aber wird jeder, der nur jemals in einem vollen Schauplatze gewesen ist, sogleich erkennen, daß der Poet mit denjenigen zu thun hat, welche sich mit vielem Lärmen Platz zum Sitzen verschaffen wollen, da sie doch noch genug Platz zum Stehen finden könnten.

q) Ich gestehe es, daß Sie hierinne einigermaßen Recht haben. Doch müssen Sie mir auch zugestehen, daß aus meiner Uebersetzung dennoch ein ganz guter Verstand komme. Uebrigens scheint mir die Leseart des Herrn Coste etwas verwegen, da das emtum oder emin'tu, oder wie man sonst lesen will, ganz hinweggekommen ist.

Erg. Es mag drum sein; der Handel ist richtig, wo ich nicht eine beßre Gelegenheit antreffe und annehmlichre Bedingungen als die deinen.

Eben daselbst haben Sie das cirim in den Worten:

I modo, venare leporem: nunc cirim tenes,

durch „Lerche" übersetzt. Coste lieset ictim und übersetzet es durch „Stachelschwein", un hérisson. Er hält diese Leseart für die natürlichste und wahrscheinlichste. In der That ist der Sprung von einem Hasen auf ein Stachelschwein nicht so groß als bis auf eine Lerche, und alles, was folget, scheint auf dieses Tier zu spielen. r)

Heg. Asper meus victus est.
Er. Sus terrestris bestia est.

„In dem zweiten Auftritte des ersten Aufzuges haben Sie die letzten Worte des Hegio: ad fratrem mox ivero, so übersetzt: Den Gang zu meinem Bruder kann ich versparen bis hernach. Ich weiß nicht, ob ich mich irre; mir und allen, die ich darum gefragt, scheint aus diesem Ausdrucke zu folgen, als wenn Hegio den Gang zu seinem Bruder noch lange hinaus verschöbe; da er doch wirklich sogleich hingehet, in der Zeit nämlich, die zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge verfließt. s) Da hingegen, wenn Sie also übersetzt hätten: Ich will herein gehen und erst überschlagen .... hernach sogleich zu meinem Bruder hingehen, so würde man hören, daß Hegio diesen Gang nur auf einen Augenblick verschöbe.

„Ebenso ist es beschaffen mit den ersten Worten des zweiten Auftritts im zweiten Aufzuge. Hegio sagt:

Jam ego revertar intus —,

welches Sie so übersetzt: Ich werde gleich wieder hereinkommen. Dieser Ausdruck setzet zum voraus, daß Hegio mit jemanden geredt, der voran ins Haus gehet und dem

---

r) Ich kann es zugeben, daß es jeder übersetzt, wie er will. Der Sinn wird doch allezeit mit dem meinigen übereinkommen. Daß aber die Stellen, welche Sie anführten, auf das Stachelschwein zielten, glaube ich nicht. Ißt man denn die Stachelschweine mit den Stacheln, daß sie deswegen asper victus könnten genennt werden?

s) Wer hat Ihnen denn gesagt, daß Hegio zwischen dem ersten und zweiten Aufzuge zu seinem Bruder gegangen? Finden Sie die geringste Spur davon in dem Stücke? Ich glaube nicht. Hegio geht nicht eher zu seinem Bruder als zwischen dem zweiten und dritten Aufzuge, nachdem er den Philokrat hat fortreisen lassen; siehe den zweiten Auftr. des dritten Aufzuges. Ich habe also das mox ganz recht durch hernach gegeben.

er dadurch zu verstehen gibt, daß er ihm gleich folgen wolle; oder aber, daß Hegio aus seinem Hause herauskömmt. Beides ist falsch. Hegio kömmt von seinem Bruder und ist im Begriff, in sein Haus hereinzugehen. Er ist allein und sagt gleichsam vor sich, da er seine Knechte in der Thüre sieht: Ehe ich hereingehe, muß ich doch diese Knechte noch etwas fragen, was ich von ihnen wissen will. t) So, däucht mich, ist es natürlicher; obschon das jam ego revertar intus nicht von Wort zu Wort übersetzt ist, worauf aber nicht nötig zu antworten ist. Sie wissen, was Uebersetzen ist.

„Auch gefällt mir in einer schönen Uebersetzung der Ausdruck des Tyndars im dritten Auftritte des dritten Aufzuges gar nicht: Ich weiß auf keine Art — meine sykophantischen Täuschereien zu beschönigen. Dieser Ausdruck ist nicht deutsch, und ich getraue mir unter funfzig Ihrer Leser kaum einen zu finden, der sich einbilden könnte, was Sykophante für ein Gewächse sei. Wenn man sagt: Ich weiß meine Schelmereien nicht zu beschönigen, so weiß ein jeder Deutscher, was das ist.

„Ich bin Ihrer Meinung, daß die Leseart, wie Sie im vierten Auftritte des dritten Aufzuges lesen: *A.* Quid mihi abnutas? *T.* Tibi ego abnuto? *A.* Quid agat si absis longius, die wahre sei, weil der Verstand am natürlichsten ist; obschon, wenn man auch die alte Leseart behält und, so wie Coste es übersetzt, die letzten Worte den Tyndar sagen ließe, es auch nicht schaden würde. Man muß nur bedenken, daß dieser Auftritt für alle drei Personen ganz ungemein wichtig und beschäftigend ist. Jeder kann viel Bewegungen anbringen, mithin hat auch Tyndar Gelegenheit, dem Aristophontes einen Wink zu geben, damit er das Maul halten möge; Aristophontes aber, der das Geheimnis nicht versteht oder nicht verstehen will, sagt, daß es Hegio hört: Nu? was winkst du mir? Sogleich gibt Hegio besser acht, und weil Tyndar sieht, daß ihm die List fehlschlägt, so leugnet er es und spricht: Ich winkte dir? und zum Hegio: Siehe, Herr, was er mir schuld gibt, mich nur verhaßt bei dir zu machen! Was würde er nicht vorbringen, wenn du nicht so nahe bei uns stündest! Darauf wird

---

t) Aus der vorhergehenden Anmerkung folgt, daß Sie mich auch hierinne ohne Grund tadeln. Hegio war nicht zu seinem Bruder gegangen, sondern kömmt in dem zweiten Auftritte zu seinem Hause heraus, wie ich diese Stelle schon in einer vorhergehenden Anmerkung i) erklärt habe.

Hegio böse und sagt: Was schwatzest du mir da für Zeug vor? Wie, wenn ich gleichwohl mit diesem Unsinnigen ernsthaft spräche? Darum sagt Tyndar endlich laut zum Aristophontes, weil er sieht, daß alles stumme Winken nicht helfen will:

Hem rursum tibi, meam rem non cures etc.,

Höre, ich sage dir noch einmal, wenn du klug bist, so laß dich um meine Sachen unbekümmert! bekümmre ich mich doch nicht um deine. Ich stelle mir dabei vor, daß Tyndar, indem er das sagt, dem Aristophontes abermals, ohne daß es Hegio gewahr wird, einen Wink gibt und gleichsam drohend zu ihm spricht: Hem rursum tibi! Er würde hinzugesetzt haben: ‚Es wird dir leid werden, das Maul nicht gehalten zu haben, wenn du das Geheimnis erfahren wirst;' allein Hegio stehet zu nahe bei ihm.

„Die Worte des Tyndars in eben demselben Auftritte: Vae illis virgis miseris, quae hodie in tergo morientur meo, haben Sie meiner Meinung nach allzu buchstäblich übersetzt. Kann man denn sagen, daß Ruten sterben? u) Man sagt zwar von einem Zweige eines Baumes, der vertrocknen will: er stirbt ab; allein dieser Ausdruck findet nur alsdenn statt, wenn der Zweig noch an dem Stamme sitzt, welcher letzterer gesund ist und bleibt, da jener nur alleine vergehet. Indes ist es gewiß, daß dieses eine der artigsten Stellen in unsrer Komödie ist. Ich stelle mir vor, wie der Schauspieler mit einem halb zärtlichen, doch gar nicht kläglichen Tone wird gesagt haben: Wehe den armen Ruten, die man heute ohne Erbarmen auf meinem Rücken zu Schanden schlagen wird! Coste hat dieses gar artig übersetzt. Nach seiner Uebersetzung sieht man ganz deutlich, daß Tyndar sich nicht beklagt; er bedauert nur die Ruten. Und das, was er gleich drauf sagt: Was verweilet ihr noch, ihr Ketten; eilet doch, kommt, umfasset meine Schenkel, ich will euch treulich bewachen! klingt im Französischen noch viel artiger, weil das Wort *embrassez* (mes jambes) eine sehr zärtliche Nebenbedeutung hat, weil es zugleich umarmen bedeutet. w) Der Dichter hat hier viel Geschicklichkeit

u) Warum sagt es denn Plautus? Er hat diesen Ausdruck komischer befunden als einen andern, und ich desgleichen.

w) Man darf nur das Wort umfassen nehmen, so findet eben die so artige Nebenbedeutung, welche meinem Gegner so wohl gefällt, bei dem deutschen Ausdrucke statt.

gezeigt, wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat, gleichwohl aber einer Sache wegen, die mehr rühmlich als strafbar ist, in Gefahr kömmt, ohne eine niederträchtige Schwachheit blicken zu lassen, gelassen erwartet, was man mit ihm vornehmen werde.

„Die prahlerhafte Ausschweifung des Ergasilus im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges ist lächerlich genug. Allein daß Sie die Worte balista und catapulta in Ihrer Uebersetzung nur mit deutschen Buchstaben geschrieben haben, kann ich Ihnen nicht vergeben. x) Ein Leser, der nicht die alte römische Kriegsgerätschaft kennet, sucht hier den Verstand oder den ausschweifenden Scherz vergeblich. Es ist ja Ihre Absicht nicht, daß man alle Worte des Plautus aus Ihrer Uebersetzung soll verstehen lernen. Wenn Sie nur wenigstens durch eine kleine Anmerkung der Armut dieser Leser zu Hilfe gekommen wären. Allein Sie sind gar zu geizig. Coste hat, ohne diese seltnen Namen anzubringen, diese Stelle gar artig übersetzt und in einer Anmerkung die Ursache gesagt, warum er sie nicht von Wort zu Wort habe übersetzen wollen.

„Was ferner Ergasilus in eben dem Auftritte etwas weiter unten sagt:

Tum pistores scrophipasci ....
Eorum si quojusquam scropham in publico conspexero,
Ex ipsis dominis, meis pugnis exculcabo furfures,

haben Sie gleichfalls sehr undeutlich übersetzt, wiewohl hieran die alte Leseart, die Sie vor sich gehabt haben, schuld ist. Sie mögen selbst urteilen, ob es nicht sehr gezwungen ist, wenn Sie am Ende der ganzen Rede hinzusetzen müssen: ich meine, ihren Besitzern. Coste hat dies gemerkt; seine Anmerkung verdient, daß ich sie hersetze: y) Un savant critique a cru qu'il falloit lire au lieu de *ex ipsis dominis:*

---

x) Ich habe geglaubt, daß das, was mir so gar sehr deutlich gewesen, auch allen meinen Lesern begreiflich sein werde. Habe ich dadurch, daß ich ihnen allzu viel zugetraut habe, einen Fehler begangen, so wird mich ihre Höflichkeit schon entschuldigen. Denn eine Höflichkeit erfordert die andre.

y) Ich sollte meinen, daß in dieser Stelle eine ziemlich komische Wendung zu finden sei, wenn man die alte Leseart beibehielt. Gruterus ist auch der Meinung, weswegen er hinzusetzt: Lepide minatur, se id facturum dominis, quod juxta nexum orationis facturum quis putaret suibus. Der gelehrte Kunstrichter aber, auf den sich Coste gründet, ist Jacobus Palmerius. Wissen Sie aber, was Taubmann von dieser Verbesserung sagt: Palmerius legit *ex ipso abdomine* etc. invita Venere, et cujus sententia opinor non plus sapit quam occisa sus, quod noster ait.

ex ipso abdomine. Je voudrois pour l'honneur de Plaute qu'on pût trouver cette leçon en quelque MScrit, car la leçon ordinaire fait à mon avis un sens fort bizarre et où il est bien difficile de trouver le mot pour rire. Streichen Sie in Ihrer Uebersetzung die Worte: ich meine, ihren Besitzern, weg, so haben Sie eben diesen Verstand. Warum aber Coste die Worte pistores und pistrinum durch mûniers und moulin übersetzt hat, weiß ich nicht.

„Erlauben Sie mir, daß ich einmal einen kleinen Auftritt übersetzen darf, der mir nach Ihrer Uebersetzung nicht gefällt, so wie Ihnen die meine vielleicht nicht gefallen wird. Ich wollte anfänglich nur Anmerkungen zu der Ihrigen machen und zeigen, daß man vom Specke nicht sagen könne sterben und dergleichen mehr; es würde aber viel zu weitläuftig geworden sein.z) Der Auftritt, welchen ich vornehmen will, ist der dritte des vierten Aufzuges. Ergasilus ist voller Freuden, daß Hegio ihn zu seinem Haushofmeister gemacht. Er ist ganz außer sich für Vergnügen, einmal eine rechte Mahlzeit anrichten zu können. Sobald also Hegio weggehet, bricht er in die Worte aus:

‚Er geht fort? und mir überläßt er die Verwaltung des ganzen Küchenwesens? Ihr unsterblichen Götter, welch Glück! O welche Schlacht will ich unter dem Viehe anrichten! wie viel Köpfe werde ich lassen herunterschmeißen! Welche Verheerung will ich unter dem Specke und den Schinken anrichten! Wie werde ich das Fett so dünne machen! und wie will ich die Schlächter durch viel Arbeiten abmatten! Doch was halte ich mich auf, hier lange zu erzählen, womit ich meinen Bauch zu füllen gedenke? Ich gehe hin, mein großes Amt selbst anzutreten. Ueber den Vorrat werde ich das Urteil sprechen und den unschuldig aufgehangnen Schinken eiligst zu Hilfe kommen!‘

„Ich bin gewiß, daß Ihnen selbst der Ausdruck im ersten Auftritte des fünften Aufzuges, wodurch Sie die Worte statua verberea eine schlägesaule Bildsäule übersetzt, nicht

z) Was ich in der Anmerkung u) gesagt habe, das kann ich auch hier sagen. Hat Plautus solche uneigentliche Ausdrücke gebraucht, so muß sie auch der Uebersetzer brauchen können. Wer sie tadeln will, der scheint mir von dem komischen Ausdrucke nicht viel zu verstehen. Uebrigens wird es auf den Leser ankommen, unsre beiden Uebersetzungen dieses Auftritts miteinander zu vergleichen. Mein Gegner wird sich ohne Zweifel nicht besonnen haben, daß diese wunderlichen Reden und possenhaften Anspielungen mit zu dem Charakter des Ergasilus gehören.

gefällt. Was ist das? aa) Coste hat dies besser übersetzt, wenn er sagt: cet idole ici, qui mérite d'être roué de coups.

„Die Art, wie Sie die Stelle des Stalagmus gleich im Anfange des zweiten Auftritts im fünften Aufzuge übersetzt haben, ist sehr natürlich, und ich glaube, daß dieses wirklich der Sinn des Dichters ist. Coste hat ebenso übersetzt, wenn er sagt: bb) Que peut-on attendre de moi, si un homme de votre mérite ne fait pas scrupule de donner des entorses à la vérité? je n'ai jamais été beau ni joli etc.

„Daß eine Sprache vor der andern manchmal gewisse Worte, Ausdrückungen und Redensarten hat, die viel bequemer sind, eine Sache in einer Uebersetzung ebenso wohl als im Originale auszudrücken, daran wird wohl niemand zweifeln. Ein Beweis davon ist die schöne Stelle im zweiten Auftritte des fünften Aufzuges:

Sta. Quod ego fatear, credine pudeat? —
Heg. At ego faciam ut pudeat, nam in ruborem te totum dabo.

Coste übersetzt es: *Sta.* Je ne rougis pas de l'avouer. *Heg.* Và je sçaurai bien trouver le moyen de te faire rougir. Das Artige in diesem Ausdrucke bestehet in dem Worte rougir, wie man leichte sieht, und welches nicht einmal im Lateinischen so artig klingt. Im Deutschen hätte man es ebenso geben können. Stal. Meinest du, daß ich darüber erröten werde? Heg. Allerdings, ich will es schon machen, daß du über und über erröten sollst. cc)

„Den Beschluß der Komödie macht eine Anrede an die Zuschauer, über welche in Ihrer Uebersetzung stehet: Der Schlußredner. Ich vermute also, dd) daß in der Ausgabe, der Sie

---

aa) Ich sollte kaum glauben, daß ein Deutscher diesen Ausdruck nicht verstehen sollte. Eine schlägefaule Bildsäule ist hier ein Kerl, bei dem die Schläge ebensowenig fruchten würden als bei einer Bildsäule. Gefällt jemanden die französische Uebersetzung dieses Ausdrucks besser, so kann ich es leicht zufrieden sein. Nur habe ich es nicht für gut befunden, aus dem, was Plautus mit zwei Worten sagt, acht bis neun Worte zu machen.

bb) Nein, Coste hat es nicht so übersetzt! Bei ihm will der Knecht sagen: „Wenn du die Unwahrheit redest, wie vielmehr soll ich sie nicht reden, der ich niemals was getaugt habe?" Bei mir aber sagt er: „Ich habe dir deinen Sohn entführt, und du sprichst gleichwohl, ich sei ein feiner Knecht? Was muß ich denn noch thun, daß du richtiger von mir urteilen lernst?"

cc) Vielleicht würde ich auch darauf gefallen sein, wenn ich das Recht zu haben geglaubt hätte, den Plautus schöner zu machen, als er ist.

dd) Sie vermuten falsch. Es heißt in meiner Ausgabe auch Grex, und in der einzigen Straßburger Edition, welche Mulingus besorgt hat, steht Recitator. Wenn sich Herr Coste übrigens nur ein wenig genauer umgesehen hätte, so würde er eine Stelle bei dem Plautus gefunden haben, woraus er ausdrücklich hätte schließen können,

sich bedienet, Recitator gestanden. Coste lieset statt Recitator: Grex oder Caterva und hat bei dieser Gelegenheit eine gar artige Anmerkung gemacht, ob dieser Recitator einer von den Schauspielern gewesen, so in eben demselben Stücke mit gespielt, oder eine besondere Person. Er beweiset das erste, ob es schon sehr wider den Wohlstand sei, daß einer von den Spielenden auf einmal seinen Charakter ablegt und unter der Person eines bloßen Komödianten hintritt, den Zuschauern ein Kompliment zu machen.

„Es ist wohl einmal Zeit, daß ich meine Kritik beschließe. Ich werde es nicht wie diejenigen machen, die, wenn sie nichts mehr wissen, dennoch zum Beschlusse sagen, sie würden noch vieles erinnern, wenn sie nicht befürchteten, allzu weitläuftig zu werden. Nein, ich gestehe aufrichtig, daß dieses alles ist, was ich wider diese Komödie zu sagen habe, und daß ich überzeugt bin, daß diese Kritik dem Dichter und seinem Uebersetzer so wenig schaden werde, als ich versichern kann, daß ich dieser Kleinigkeiten ungeachtet gegen beide die vollkommenste Hochachtung habe und daß das, was ich dagegen angeführt, viel zu wenig sei, dem Dichter seinen Ruhm und meine Bewunderung zu versagen. Je genauer ich gegenteils dieses Stück untersucht habe, Fehler darinne zu entdecken, je mehr habe ich auch Schönheiten darinne angetroffen. Alle Charaktere, bis auf die schlechtesten, sind auf das vollkommenste ausgebildet und doch nicht übertrieben. Ist nicht in der Person des Ergasilus der Charakter eines Schmarutzers auf das lebhafteste ausgedrückt, und behauptet er nicht diesen Charakter durch das ganze Stück mit einer ungemeinen Stärke? Steigt und fällt nicht sein Mut? Ist er nicht trotzig oder verzagt, nachdem seine Hoffnung, zu schmausen, groß oder geringe ist? Ist er nicht, wie es für einen solchen Kerl gehört, unverschämt, niederträchtig, von schlechten Sitten und lasterhaft? Hat nicht der Dichter in der Person des Hegio auf das vortrefflichste einen alten reichen Bürger geschildert, einen ehrlichen Mann, einen Vater, der seine Kinder über alles liebt, der alles, was ihm zum

---

daß es nicht allezeit einer von den spielenden Personen gewesen, welcher diese Schlußreden hielte. Diese Stelle steht zum Beschlusse der „Cistellaria“:

> — — — omnes intus conficient negotium.
> Ubi id erit factum, ornamenta *ponent*. Post id ea loci
> Qui deliquit, vapulabit; qui non deliquit, bibet.

Sie, die Schauspieler, spricht er, werden ihren Putz ablegen, nicht wir, wie er doch notwendig hätte sagen müssen, wenn er selbst ein Schauspieler gewesen wäre.

Besitz derselben verhelfen kann, anwendet und alles, was man ihm sagt, wodurch er dazu gelangen könne, leicht glaubt; sobald er aber einmal hintergangen worden, wie alle Alte mißtrauisch wird und sich völlig verloren schätzet? Ist nicht Tyndarus ein Mensch, der mit seinem Herrn von Jugend auf zusammen gelebt und mit ihm die Vorteile einerlei Erziehung genossen hat? Ist es also nicht natürlich, daß er diesen Herrn mehr liebt, als ein gemeiner Knecht sonst einen Herrn lieben würde? Ist es nicht natürlich, daß der Herr ihn wiederum gleichfalls mehr liebt als einen gemeinen Knecht? Hier bewundre ich die Kunst und den Geist des Dichters; denn aus diesem Grunde sind die schönen Auftritte entsprungen, wo bei dem Abschiednehmen Tyndarus unter der Person des Philokrates seinem Herrn alles das Gute vorhält, so er ihm als Knecht erwiesen; wie treulich und willig er ihm gedient, und wie viel er um seinetwillen bei dieser Gelegenheit absonderlich wage; wie viel Vertrauen er in ihn setze, daß er ihn nicht werde in der Gefangenschaft zurücklassen, da er bloß durch ihn itzo frei sei und in sein Vaterland reisen könne. Tout cela me paroit intéressant et touche avec beaucoup de délicatesse, sagt Coste in einer artigen Anmerkung hierüber. Dem Hegio selbst bricht das Herz, wenn er voller Verwundrung ausruft:

Dii vostram fidem,
Hominum ingenium liberale ut lacrumas excutiunt mihi.

Ebenso schön ist der zweite Auftritt im dritten Aufzuge, wo Hegio den Tyndarus, nachdem er die List entdeckt, so hart angehet und drohet und dieser mit der größten Standhaftigkeit und einer Kaltsinnigkeit, welche nur ein gutes Gewissen wirken kann, antwortet und sich so schön verteidigt, daß man ihm allezeit Beifall geben und ihn in seinem Unglücke bedauern muß. Er läßt zwar mehr Verstand und Tugend blicken, als man von einem Knechte verlangen kann, allein dieser Einwurf ist dadurch gehoben worden, daß er mit dem Philokrat einerlei Erziehung genossen hat. Stalagmus hingegen ist ein trotziger Knecht, ein alter boshafter Schalk, der mit seinen Lastern prahlet und sich eine Ehre daraus macht, ein Taugenichts zu sein. Und konnte er wohl anders sein? Mußte der Dichter nicht den, der das Herz gehabt, seinem Herrn ein Kind von vier Jahren zu entführen, also bilden? Ein mittelmäßig böser Knecht, der sich hier auf das Bitten gelegt hätte, würde nicht gefallen haben.

„Doch hat Terenz vielleicht auch hier den Plautus übertroffen, weil Varro schon gesagt, daß er unter allen komischen Dichtern die Charaktere so vollkommen auszudrücken gewußt, daß, wenn die Natur selbst hätte sprechen wollen, so würde sie sich seiner Worte haben bedienen müssen.

„Ich gestehe also gern, daß Plautus große Verdienste habe, daß dieses Stück, ‚Die Gefangnen‘, voll schöner Stellen sei, daß der Dichter darinne viel Kunst und viel Erfahrung blicken lasse: doch nimmermehr werde ich zugestehen, daß es ohne Fehler, oder daß es gar das schönste Stück sei, so jemals auf das Theater gekommen. Zu des Plautus Zeiten, haben Sie vielleicht sagen wollen. Denn wie weit ist er noch von der Vollkommenheit entfernt, wozu ein Molière gelangt ist? Es verdient das Schöne darinne nachgeahmet zu werden, doch muß man uns das Stück überhaupt nicht als das vollkommenste Muster vorlegen. Sollte ich demnach in meinem Urteile irren, so bitte ich Sie, um Ihrer Stärke willen in theatralischen Dingen, mir aus meinem Irrtume zu helfen und mich davon mit Gründen zu überführen; welches Ihnen nicht wenig Ehre bringen und den Ruhm Ihres Helden nicht um ein geringes vermehren wird. Ich werde zwar also meine Sache verlieren, im Gegenteil aber mich freuen, durch meine Zweifel Ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, trotz aller Einwürfe uns das Geständnis abzuzwingen, daß ‚Die Gefangnen‘ des Plautus das schönste Stück sind, so jemals auf das Theater gekommen ist.

„Ich schließe mit dem Urteile des Hrn. von Effen, welches er in seinem ‚Menschenfeinde‘ von unserm Dichter fällt:

Ce comique boufon, n'en déplaise aux savans,
A son grossier parterre immole le bonsens.
Chez lui d'un trait d'esprit la grâce déployée
Dans mille jeux de mots d'ordinaire est noyée;
Sans rime et sans raison il fait le goguenard,
La justesse en ses vers n'est qu'un don du hazard.
Si le valet souvent y parle d'un ton grave,
L'honnet-homme y produit les pointes d'un esclave.
Enfin par un seul trait, pour le dépeindre en tout,
Il eut beaucoup d'esprit, peu d'art et point de gout.

„Ich bin ꝛc.

Geschrieben im Brachmonat 1750.“

Ich glaube, in diesem Briefe ist alles gesagt, was man nur immer zum Nachteil des Plautus vorbringen kann. Und vielleicht meinen auch viele meiner Leser, daß Beschuldigungen darinne vorkommen, die man nimmermehr beantworten könne, und wobei auch der eifrigste Verteidiger dieses Dichters seinen Witz nur umsonst anwenden würde. Doch wir wollen sehen. Alles, was man wider ihn vorgebracht hat, beziehet sich auf drei Stücke. Kunst, Witz und Moral sind es, worinne sich Plautus sehr tadelhaft soll bezeigt haben. Zu dem ersten gehören alle Einwürfe, die man ihm, besonders in diesem Lustspiele, wider die Einheit der Handlung, wider die Dauer, kurz, wider die ganze mechanische Einrichtung seiner Stücke macht. Zu dem andern gehören seine seichten und nichtsbedeutenden Scherze, und zu dem dritten einige unbehutsame und allzu saftige Stellen, welche man bei ihm will gefunden haben. Ich will bei dem letzten zuerst anfangen und hoffe leicht damit zustande zu kommen, weil ich gar nicht gesinnt bin, unsern Dichter in allen seinen Lustspielen deswegen zu entschuldigen, sondern bloß seine G e f a n g n e n von diesem schimpflichen Vorwurfe zu befreien suche. Ueberhaupt aber von den unkeuschen Stellen des Plautus zu urteilen, sollte man wohl überlegen, daß vieles, was itzo unsre Ohren auf die ärgerlichste Art beleidiget, zu seiner Zeit von ernsthaften Römern ganz gleichgültig konnte angehöret werden. Es ist die größte Ungerechtigkeit, die man gegen einen alten Schriftsteller ausüben kann, wenn man ihn nach den itzigen feinern Sitten beurteilen will. Man muß sich durchgängig an die Stelle seiner Zeitgenossen setzen, wenn man ihm nicht Fehler andichten will, welche bei ihm keine sind. Es war bei den alten Römern nichts gewöhnlicher und nichts weniger anstößig, als Laster, welche offenbar im Schwange gingen, bei ihrem rechten Namen zu nennen. Die Bühne war dazu, sie zu bestrafen. Was sich der Zuschauer nicht schämte zu thun, sollte sich das der Dichter schämen zu nennen? Dichter und Zuschauer waren also, wird man mir vorwerfen, im höchsten Grade unverschämt und folglich im höchsten Grade lasterhaft. Allein, die Wahrheit zu gestehen, mit diesem f o l g l i c h bin ich nicht sehr zufrieden. Ich weiß nicht, mit was für einem Rechte man die oft erzwungne Fertigkeit, bei Anhörung gewisser Worte, bei Erblickung gewisser Gegenstände rot und unwillig zu scheinen, unter die Tugenden setzen kann. Die Schamhaftigkeit in diesem Verstande ist oft nichts als die Schminke des Lasters.

Uebrigens berufe ich mich auf alle die anstößigen Stellen, woraus man dem Plautus ein so groß Verbrechen macht, und behaupte, daß keine einzige auf eine Art abgefasset sei, welche unschuldige Gemüter verführen könne. Sie sind insgesamt allzu rauh und können nichts als Abscheu erwecken. Ja, ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht von dem, was unsre feinern Köpfe das Schalkhafte zu nennen belieben, einen weit größern Schaden zu besorgen hätte. Das Gift, welches man uns unvermerkt einflößet, verfehlt seltner seine Wirkung als das, welches man uns offenbar aufzudringen sucht. Doch ich will mich itzo hierüber nicht weiter einlassen; genug, wenn ich nur zeigen kann, daß in den Gefangnen nicht das Geringste zu finden ist, dessen sich Plautus, auch wenn er in unsern Zeiten gelebt, zu schämen hätte. Ich habe in dem zweiten Stücke bei Gelegenheit gesagt, daß, je gelehrter die Commentatores sind, je weniger Witz ließen sie dem Schriftsteller, den sie erklären wollen.*) Itzo will ich

---

*) Es scheint, als ob man meine Beschuldigung nur für einen bloßen Einfall angenommen habe; allein wenn es darauf ankommen sollte, so wollte ich mit mehr als hundert Beispielen die Wahrheit derselben bestärken. Eines davon habe ich allzu große Lust hier anzuführen, weil es mir gar zu besonders zu sein scheinet. Im ersten Auftritte des ersten Aufzuges des „Curculio" stehet ein Jüngling nebst seinem Knechte und einigen andern, die er bei sich hat, neben einem Altare der Venus — es ist noch ganz früh — und spricht also, er möchte gern der Venus ein Frühstück zum Opfer bringen. „Was denn?" fragt der Knecht. „Mich, dich und diese alle," antwortet der Herr. „Wie?" spricht der Knecht, „willst du, daß sich die Venus übergeben soll?" Die Stelle selbst heißt so:

Ph. Me inferre Veneri vovi jam jentaculum.
Pa. Quid antepones Veneri a jentaculo?
Ph. Me, te atque hosce omnes. *Pa.* Num tu Venerem vomere vis?

Wer sieht nicht sogleich, daß der Knecht sagen will: „Wenn du uns ihr willst zum Frühstücke vorsetzen, so wird es ihr gewiß schlecht bekommen. Wir sind so ein niedlicher Bissen, daß sie sich notwendig wird übergeben müssen!" Der Einfall ist knechtisch, aber so deutlich, als er nur immer sein kann. Gleichwohl will Tan. Faber uns in einem Briefe an Sarravium versichern, daß niemand diese Stelle verstanden habe, noch verstehen könne. Er habe lange gesonnen, was wohl dahinter stecken möge; und endlich wäre er auf den Einfall gekommen, sie in das Griechische zu übersetzen, woraus sie ohne Zweifel genommen wäre. Er habe es gethan und endlich diesen sehr richtigen griechischen Vers herausbekommen:

Φ. Ἐμὲ, σὲ καὶ τούτους. Πα. Τὴν γοῦν Ἀφροδίτην θέλῃς ἐμέσαι;

Ὦ πόποι, habe er ausgeruft, istuc ipsum est quod quaeris. Er meint nämlich, es sei hier ein bloßes Wortspiel zwischen ἐμέ, σέ und ἐμέσαι (vomere), welches von dem Plautus nicht sei bemerkt und daher so unverständlich übersetzt worden. Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit dieses Mannes, der aus einem noch ganz erträglichen Scherze des Plautus mit so vieler Gelehrsamkeit ein verdorbnes Wortspiel zu machen weiß! Ὦ πόποι rufte ich aus, als ich es das erste Mal las, wie kurzsichtig sind die Herren Kunstrichter, wenn sie am weitesten zu sehen glauben!

hinzusetzen: Je gelehrter die Commentatores über unsern komischen Dichter sein wollen, je mehr anstößige Stellen finden sie bei ihm. Zwei Oerter aus gegenwärtigem Stücke, worinne sie mir allesamt mehr zu sehen scheinen, als sie sehen sollten, mögen es beweisen. Allein man wird fragen, was mich so verwegen macht, der Einsicht so vieler gelehrten Kunstrichter meine Wenigkeit entgegenzusetzen, die man noch aus keinem einzigen lege meo periculo kennet; ich muß es also nur gestehen, Plautus selbst. Er versichert uns in der Vorrede, daß in dem ganzen Stücke keine versus spurcidici immemorabiles wären; muß also nicht entweder Plautus selbst oder seine Ausleger lügen? Notwendig; und wer kann es mir verdenken, daß ich lieber das letzte glaube, da ohnedem in den streitigen Stellen ein so guter Verstand liegt, daß man gar nicht nötig hat, zu solchen unzüchtigen Anspielungen seine Zuflucht zu nehmen? Wir wollen sie selbst ansehen. Die erste befindet sich im zweiten Auftritte des vierten Aufzuges.

Heg. Esurire mihi videre. *Erg.* Mihi quidem esurio,
non tibi.
Heg. Tuo arbitratu facile patior. *Erg.* Credo, consuetus puer.
Heg. Jupiter te Dîque perdant!

Die mittelste Zeile hatte ich in meiner Uebersetzung aus den in der Anmerkung n) angeführten Ursachen weggelassen; itzo aber will ich zeigen, daß sie gar nichts Böses in sich hält. Man sieht wohl, daß das Wort *patior* den Verdacht einzig und allein erweckt hat. Doch ich will nur die ganze Stelle übersetzen, und ich glaube, man wird dem Plautus Recht widerfahren lassen.

Hegio. Du bist mir also hungrig, wie es scheint.

Ergasilus. Ich bin mir hungrig und nicht dir.

Hegio. Meinetwegen, ich kann es zufrieden sein.

Ergasilus. O, das weiß ich wohl, du bist von Jugend auf ein Mensch gewesen, dem es ebenso nahe nicht gegangen ist, wenn einen ehrlichen Kerl hungerte.

Hegio. Ei, hol' dich der —

Ich habe mit Fleiß etwas weitläuftig übersetzt, damit man es desto deutlicher einsehen möge, was ich für einen Sinn darinne finde. Aus dem Fluche des Hegio ist gar nichts zu schließen. Denn dieser ist nur verdrießlich, daß ihn Ergasilus einer solchen Unempfindlichkeit und Kargheit beschuldigen will. Die andre

Stelle, die ich nun zu entschuldigen habe, ist in dem zweiten Auftritte des letzten Aufzuges. Hegio sagt zu seinem verlaufnen Knechte:

Bene morigerus fuit puer; nunc non decet.

Hier ist es offenbar das arme Wort morigerus, welches unsre keuschen Kunstrichter aufmerksam gemacht hat. Ich leugne gar nicht, daß es dann und wann nicht eine schlimme Bedeutung habe; allein hier nur findet sie nicht statt, weil Hegio nichts weniger als mit seinem Knechte Possen treiben will. Ich habe es in meiner Uebersetzung so gegeben, daß mein Gegner selbst gestehet, er zweifle, ob Plautus so was Schändliches dabei gedacht habe, als es ihm seine Ausleger und der französische Uebersetzer, Herr Coste, schuld geben. Sind aber diese beiden angeführten Stellen unschuldig, so wird man auch in dem ganzen Stücke kein einziges Wort finden, welches nur im geringsten der schärfsten Moral entgegen sei.

Ich komme zu der andern Art von Fehlern, die man häufig bei dem Plautus finden will und deren mein Gegner auch einige in seinen Gefangnen aufgetrieben hat. Diese sind seine nichts bedeutenden Scherze, deren Grund meistenteils ein Wortspiel ist. Ich gebe es zu, die Lustspiele des Plautus sind davon voll, nur das kann ich nicht zugeben, daß man daraus auf den übeln Geschmack dieses Dichters schließen will. Ich muß mich geschwind deutlicher erklären; denn ich bin sonst in Gefahr, daß meine Leser mir selbst einen sehr nichtswürdigen Geschmack zuschreiben werden. Ich rede gar nicht dem eingeschränkten Witze das Wort, welcher seine Scherze und Einfälle bloß aus dem Gleichlaute oder der Zweideutigkeit der Worte nimmt. Dieser kindische Weg, sinnreich zu scheinen, ist allen Schriftstellern eine Schande, besonders aber dem Dichter, als bei dem die wahre Scharfsinnigkeit am meisten gesucht und am leichtesten vermißt wird. Ich muß gleich meine Einschränkung hinzusetzen, damit ich mir nicht zu widersprechen scheine: Wortspiele, behaupte ich also, beschimpfen den Dichter als Dichter, nicht aber als Nachahmer geringer Personen. Alle Gedichte, wie bekannt ist, teilen sich in zwei Arten: in Gedichte, wo der Dichter redet, und in Gedichte, wo er andre reden läßt. Man kann, wenn man will, die dritte Art hinzusetzen, welche die beiden vorigen Fälle verbindet.

In der ersten Art, wohin besonders Oden und Lehrgedichte zu rechnen sind, ist der geringste Schein eines Wortspiels unerträglich. In der Ode ist es, wo er die Sprache der Götter reden und das Erhabne in Gedanken, Ausdruck und Ordnung herrschen lassen soll. Das Menschliche will ihm schon darinne nicht anstehen, geschweige das Pöbelhafte. Und was ist pöbelhafter als Wortspiele? In den Lehrgedichten muß er die Vernunft mehr mit Gedanken zu überschütten als das Ohr zu kitzeln suchen. Man tadelt ihn schon, und das mit Recht, wenn er uns wenig denken läßt; wie vielmehr wird er zu tadeln sein, wenn er uns gar nichts denken läßt! Und was kann man bei einem Wortspiele gedenken? Ganz anders aber ist es in der Art von Gedichten, wo der Dichter Personen von verschiedner Gattung redend aufführet; ich meine in den dramatischen. Hier ist es seine vornehmste Pflicht, die Personen zu schildern, wie sie sind, und sie dasjenige sagen zu lassen, was sie nach ihrem Stande und nach ihrer Gemütsart sagen können. Diejenigen von den dramatischen Gedichten aber, die zu meinem Zwecke gehören, etwas näher zu betrachten: was für Personen hat denn ein komischer Dichter in seinen Stücken zu schildern? Von was für Stande und von welcher Gemütsart sind sie meistenteils? Hierauf muß man mit Unterschied antworten. Die Alten führten in ihren Lustspielen durchgängig Leute vom niedrigen Stande auf, die in dem ersten Alter der griechischen Komödie alle entweder strafbar oder lächerlich sein mußten; gute und ernsthafte Personen waren gänzlich davon ausgeschlossen, ihre Stelle aber vertrat dann und wann der Chor, wenn es der Dichter nämlich für nötig hielt, den Zuschauern eine Moral beizubringen, die in dem Munde einer strafbaren oder lächerlichen Person ihren Wert verloren hätte. Da aber in den letztern Zeiten die Komödie den Chor abschaffen mußte, weil er sich allzuviel Freiheit angemaßt hatte, so wurden die Dichter genötiget, in ihre Stücke auch gute und ernsthafte Charaktere zu mischen, weil sie sonst unmöglich ihren letzten Zweck, die Besserung der Zuschauer, würden erhalten haben. Wir finden dergleichen Charaktere häufig bei dem Plautus und Terentius, die einzigen Muster, die uns das Altertum von dem verbesserten Schauspiele hinterlassen hat; und bei dem letztern noch häufiger als bei dem ersten. Wenn man aber alle, die uns sowohl bei dem einen als bei dem andern vorkommen, genau betrachtet, so wird man finden, daß sie sich niemals, so gut und ernsthaft

sie auch sind, über den Stand komischer Personen, welches aufs höchste bei den Alten der mittlere Stand war,*) erheben; das ist, sie sind so beschaffen, daß weder ein erhabner Geist, noch ein edles Herz dazu erfordert wird, als wahre Muster von dem, was wir im gemeinen Leben gute Leute zu nennen pflegen. Diese nun und alle geringre Sorten von Menschen muß man sich vorstellen, wenn man die Muster des komischen Ausdrucks und des komischen Scherzes haben will. Der letztere gehört vor itzo zu meinem Zwecke. Wie scherzen Leute, welche Glück und Auferziehung an die niedrigste Stelle gesetzt hat? Nicht selten strafbar, oft grob und fast allezeit mit Wortspielen. Und ebenso scherzen des Plautus Knechte. Ist er aber zu tadeln, daß er seine Urbilder allzu wohl getroffen hat? Oder würde er nicht vielmehr zu tadeln sein, wenn er ihnen seinen Witz geliehen hätte und sie Artigkeiten sagen ließe, die kein Römer von seinen Knechten zu hören gewohnt war? Ich will es durch ein Beispiel erläutern. Ut pictura poesis erit. Wer kennt nicht die saubern Gemälde auf den französischen Spielkarten? Gesetzt, es kömmt einem Künstler ein, einen König daraus in aller seiner Herrlichkeit in einem Quodlibet anzubringen; — und es gibt allerdings große Künstler, die ein Vergnügen finden, in Nachahmung gewisser Kleinigkeiten ihre Stärke zu zeigen. Nicht wahr, wir loben ihn, wenn er eben die groben Züge, eben die unförmliche Zeichnung und eben die Aufeinanderkleckung widriger Farben desto ähnlicher herausbringt, je mehr Zwang er seiner Hand und seinem Geschmacke bei der Arbeit hat anthun müssen?

---

*) Daß die Alten in der That diejenigen Stücke, worinne Leute von Stande vorkamen, obgleich ihr Inhalt vollkommen komisch war, gleichwohl nicht Komödien genennt, ist aus dem Vorredner des „Amphitruo" deutlich zu beweisen:

> Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia;*
> Nam me perpetuo facere ut sit *Comoedia,*
> *Reges* quo veniant et Di, non par arbitror.
> Quid igitur? Quoniam hic *servos* quoque partes habet,
> Faciam ut commista sit *Tragico-comoedia.*

„Es würde sich nicht schicken," spricht Plautus, „wenn ich dieses Stück, worinne Götter und vornehme Leute (denn so ist das Wort reges hier zu übersetzen) vorkommen, eine Komödie nennen wollte; es würde sich aber auch nicht schicken, wenn ich ihm den Namen einer Tragödie beilegte, weil auch Personen vom geringen Stande darinne auftreten; ich will es also, um weder auf der einen noch auf der andern Seite zu verstoßen, eine Tragikomödie nennen." Wie sehr weicht folglich die Bedeutung, die wir itzo diesem Worte geben, von der ab, welche die Alten damit zu verbinden pflegten! Ich will aber damit nicht sagen, als ob die Neuern nicht Grund gehabt hätten, in Benennung ihrer Stücke mehr auf den Inhalt als die Personen zu sehen; sondern ich will nur zeigen, daß die Alten Leute von Stande und wichtigen Bedienungen durchaus aus ihren Lustspielen ausgeschlossen und sich die niedrigsten Sorten von Menschen darinne aufzuführen begnügt haben.

Lächerlich aber würde er seine Geschicklichkeit machen, wenn er uns einen majestätischen Körper, eine erhabne Gesichtsbildung und einen gewählten Schmuck auf einem Blatte vorstellte, das seine ganze Schönheit von der Aehnlichkeit erlangt und notwendig schlecht sein muß, wenn es ähnlich sein soll. Warum urteilt man also nicht auf gleiche Art von dem komischen Dichter? Warum lobt man nicht den Plautus, dessen Knechte denken und reden, wie Knechte denken und reden können? Und warum tadelt man nicht einen Marivaux, dessen Bediente zwar Bediente sind, aber Bediente aus einer Marivauxischen Welt, nimmermehr aber aus der unsrigen? Ja, wendet man ein, gesetzt auch, Plautus habe in dieser genauen Nachahmung viel Kunst erwiesen, so ist er doch deswegen zu tadeln, daß er sich so schlechte Vorbilder gewählt hat. Doch hierinne entschuldiget ihn genugsam die damalige Einrichtung des Lustspiels, nach welcher er der Knechte unmöglich entbehren konnte, die teils als geborne Sklaven, teils als gefangne oder erkaufte Barbaren noch weit unter unsre Bediente zu setzen sind und also auch das Recht haben, noch gröber zu denken und noch ungeschickter zu scherzen. Nach den Knechten hat Plautus besonders noch eine andre Art von Personen, die oft nicht weniger abgeschmackt spaßen und größtenteils durch Wortspiele witzig sein wollen; dieses sind die Schmarutzer, Leute, denen ihre Einfälle statt der Renten waren und die von ihren Possen leben mußten. Allein in diesen Charaktern sind die schlechten Scherze des Plautus nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar zu loben. Es war seine Absicht, diese Lustigmacher verhaßt zu machen. Würde er sie aber erreicht haben, wenn er ihnen einen wahren Witz und einen feinen Geist beigelegt hätte? Nimmermehr! Ihre Verdienste waren, daß sie Ohrfeigen leiden konnten, daß sie sich zu den schimpflichsten Verrichtungen brauchen ließen, daß sie von wunderbarer Gefräßigkeit waren und Leute dann und wann zu lachen machen konnten, die bei feinen Scherzen gegähnt hätten. Wäre es also nicht strafbar gewesen, wenn er ihnen durch eine feine Art zu denken bei seinen Zuschauern eine Art von Hochachtung zuwege gebracht hätte, die sie gar nicht verdienten? Zum Exempel, ein Maler wollte einen Affen malen, der über die Farben seines Herrn geraten und mit dem Pinsel eben das zu machen suchte, was er oft hat machen sehen. Würde der Maler wohl unter der Pfote des Affen das Gesichte eines liebenswürdigen Frauenzimmers entstehen lassen?

oder würde er nicht vielmehr durch das, was er den Affen malen läßt, auszudrücken suchen, daß es in der That ein Affe gemalt habe?

Wenn man also aus den Lustspielen des Plautus die Knechte und Parasiten wegnimmt, so werden in der That wenig oder gar keine schlechten Scherze übrig bleiben. Es ist nicht wahr, daß er sie bei aller Gelegenheit anzubringen sucht, er weiß seine Personen vortrefflich zu unterscheiden und legt niemals einem Freigebornen Reden in den Mund, die man nur einem Knechte zu gute halten würde. Seine lächerlichen Alten nehm' ich aus, wenn ihnen eine ausschweifende Liebe das Vorrecht gibt, närrischer als andre ihresgleichen zu denken und zu handeln. Mit was für Ernst hat er nicht zum Exempel in dem Lustspiele „Trinummus“ einen vernünftigen Vater in dem Philto, einen gehorsamen Sohn in dem Lysiteles, einen uneigennützigen Freund in dem Kallikles geschildert? Mit was für Anständigkeit sind die Muster getreuer Weiber Panegyris und Pinacium in dem „Stichus“, mit was für Vorsichtigkeit die Tochter des Parasiten in der „Persianerin“ gebildet? In diesen und dergleichen Charakteren, deren in seinen meisten Stücken einige vorkommen, zeige man mir das geringste Abgeschmackte, den geringsten anstößigen Scherz, und alsdann will ich es einräumen, daß Plautus nichts als ein ungeschickter Lustigmacher ist, der zu seinen Possen weder Zeit noch Personen zu wählen weiß. Wenn aber sein Witz nur da seichte ist, wo er seichte sein muß, wenn er nicht damit zu prahlen sucht und ihn nicht der Natur zum Trutz an unwürdige Gegenstände verschwendet, so muß man ihn notwendig, wenn man billig urteilen will, den meisten neuern Dichtern unendlich vorziehen, die in allen Kleinigkeiten so viel Geistiges anbringen, daß sie das Körperliche ihres Gedichts gar darüber aus der Acht lassen.

Wenn mein Gegner geglaubt hat, daß ich, die seichten Scherze des Plautus zu entschuldigen, einen nach dem andern vornehmen und etwas Schönes daraus zu erzwingen suchen würde, so hat er sich sehr geirrt. Ich entschuldige sie nicht an sich selber, sondern in Betrachtung auf das Ganze und in Ansehung der getroffnen Natur. Beinahe ebenso werde ich es mit den übrigen Fehlern, die er ihm vorwirft, machen, ob sie gleich etwas mehr auf sich zu haben scheinen. Die Fehler nämlich wider die mechanische Einrichtung sind es, welche „Die Gefangnen“ in seinen Augen am meisten un-

würdig machen, den Namen des schönsten Stückes, das jemals auf das Theater gekommen ist, zu verdienen. Ich will sie etwas näher betrachten.

Der erste davon ist, daß Plautus wider die Einheit der Handlung soll verstoßen haben. Ich wundre mich, daß es mein Gegner gewagt hat, diesen Vorwurf zu machen, da er selbst mit dem Racine glaubt, daß Plautus größtenteils durch den einfachen Stoff, den er auf eine recht wunderbare Weise in seinen Stücken auseinanderzusetzen und, ohne ihn zu verdoppeln, zu erweitern weiß, die großen Lobeserhebungen, die ihm die Alten erteilet, verdienet habe. Doch dieses zeigt, daß er lieber selbst zu urteilen, als nach andern Urteilen sich zu richten gewohnt ist. Es scheint mir aber, daß er hier zu scharf urteilet. Wahr ist es, die Handlung würde nicht unvollständig sein, wenn auch Tyndarus nicht ein Sohn des Hegio wäre; allein es würde ihr eine Eigenschaft fehlen, welche de la Motte zu einer besondern Einheit gemacht hat, ob sie gleich eigentlich mit zur Einheit der Handlung gehört. Diese ist die Einheit des Anteils, oder wie er sie in seiner Sprache nennet, l'unité de l'intérêt. Ist es nicht wahr, die Zuschauer würden mißvergnügt aus dem Schauplatze gegangen sein, wenn ein Mensch von so edlen Gesinnungen, als Tyndarus ist, nach allem seinem Unglücke, in das ihn nur sein großes Herz gestürzt hat, nichts als ein Sklave geblieben wäre? Wäre es billig gewesen, daß bei dem Schlusse des Stückes alle spielende Personen Ursache gehabt hätten, sich zu freuen, und nur die liebenswürdigste nicht? Stalagmus hat zwar auch nicht Ursache, sich zu freuen, allein Stalagmus ist ein Verbrecher und mit dem Tyndarus in keine Vergleichung zu stellen. Daß aber diese Episode dem Zuschauer ganz fremd sein würde, wenn ihm der Dichter in dem Vorredner nicht Nachricht davon gegeben hätte, glaube ich nicht. Ich bin vielmehr gewiß, daß jeder, der in den theatralischen Verwickelungen nur ein klein wenig Erfahrung hat, sich dieser Veränderung zum voraus versehen würde, wenn er den Prolog auch vorher nicht gelesen hätte. Denn dadurch ist sie schon genug vorbereitet, daß der Dichter den Hegio in dem Stücke selbst, in dem letzten Auftritte des dritten Aufzuges, sagen läßt: Einen Sohn habe ich schon verloren, den mir ein Knecht als ein Kind von vier Jahren entwendet hat. Ich habe weder des Knechts, noch des Sohnes wieder habhaft werden können. Der andre nun

ist auch in der Gewalt der Feinde. Was für ein Schicksal! Habe ich denn nur Kinder gezeugt, sie zu verlieren? Hätte Hegio diesen entführten Sohn nicht bald wiederfinden sollen, so wäre der Dichter sehr grausam gewesen, wenn er ihn ohne Not unglücklicher gemacht hätte. Denn ein Vater, der dieses Unglück nicht gehabt, hätte hier eben die Dienste gethan. Es ist aber als eine große Schönheit an dem Plautus zu rühmen, daß er unvermutete Fälle, die er anzubringen gedenkt, auf eine so feine Art vorbereitet, daß sie die Annehmlichkeiten der Ueberraschung nicht verlieren. Viele von den neuen theatralischen Dichtern machen ihre Vorbereitungen auf eine so grobe Art, daß sie auch den dümmsten Zuschauer alles vorhersehen lassen. Der Prolog mag also bei den Alten ein notwendiges Teil der Komödie sein oder nicht, Plautus ist in beiden Fällen wegen Verdopplung der Handlung außer Schuld.

Es wäre einigermaßen gut, wenn ich ihn auch wegen der Einheit der Zeit so leicht verteidigen könnte. Allein mein Gegner ist mir hierinne überlegen und hat es allzudeutlich erwiesen, daß der gute Dichter allzu geschwind gegangen ist. Alles, was ich folglich thun kann, ist, daß ich einige Anmerkungen anbringe, die das Verbrechen verkleinern, wenn sie es nicht gänzlich ablehnen können. Erstlich ist es falsch, daß die beiden Oerter, der Ort, wo der Schauplatz ist, und der Ort, wohin Philokrates reiset, den Philopolemus frei zu machen, nach der Rechnung meines Gegners zwölf deutsche Meilen voneinander gelegen haben. Die Rechnung an und für sich selbst ist zwar richtig, allein an den Suppositionen derselben habe ich vieles auszusetzen. Der Schauplatz ist in Aetolien; so viel ist gewiß. Woher weiß man aber, daß der Ort, wo ihn Plautus hin verlegt, Kalydon sei? Kömmt in dem ganzen Stücke die geringste Spur davon vor? Da sich mein Gegner auf nichts zu gründen hat, warum hat er nicht lieber einen Ort ganz auf den Grenzen von Aetolien dazu erwählt? Was nun den Ort anbelangt, wohin Philokrates reiset, so nennt ihn Plautus Elis. Was für Ursache aber hat man, zu glauben, daß Plautus die Hauptstadt der Provinz dieses Namens meine? Kann er nicht vielmehr die ganze Provinz verstehen wollen, so daß er es uns freistellet, den nächsten den besten Ort in Gedanken zu haben? Wenn man also dem Dichter nicht ohne Not allzugroße Ungereimtheiten aufbürden will, so nehme man ein paar Grenzörter, die aufs

höchste etliche deutsche Meilen von einander liegen können. Alsdann könnte Philokrates diese Reise ganz geräumlich in einem Tage gethan haben, da es ohnedem eine Reise zu Wasser, wahrscheinlicherweise über den korinthischen Meerbusen, war. Freilich, wenn man mit aller Gewalt Schwierigkeiten machen will, so kann man sich auch hier einbilden, daß an dem Tage gleich vielleicht konträrer Wind könne gewesen sein, und alsdann kömmt Plautus gewiß zu kurz. Zum andern: gesetzt, wie ich selbst dafür halte, Plautus habe die Rückkunft allzusehr beschleunigt, man mag die beiden Oerter so nahe beisammen annehmen, als man will, so finde ich doch hierinne nichts als ein Vergehen, das er mit hundert alten und neuen Dichtern gemein hat. In wie vielen theatralischen Stücken erfordert die Handlung, wenn sie wirklich geschehen soll, nicht weit mehr Zeit, als die Vorstellung derselben vorbringt, wo die 24 Stunden zu gar keiner Entschuldigung dienen können? Corneille hat in seiner dritten Abhandlung genugsame Exempel davon angeführet, und ich kann mich um so viel besser darauf beziehen, da es gleich die Abhandlung ist, welche unsre Leser in eben diesem Stücke übersetzt finden. Zuschauer, welche keine Kunstrichter sind (denn diese sind immer allzu scharfsichtig, als daß sie nicht einen großen Teil von dem Vergnügen, welches sie aus der Vorstellung eines Schauspiels ziehen, verlieren sollten), lassen sich von der Hitze der Handlung fortreißen, und ich bin gewiß, die meisten Römer werden diese Uebereilung des Plautus nicht bemerkt, wenigstens nicht angemerkt haben. Drittens muß ich nicht anzuführen vergessen, daß es deutlich erhellet, Plautus habe diese Schwierigkeiten selbst eingesehen; daher er sie auch so klein und unmerklich, als immer möglich, zu machen gesucht hat. Er läßt die Reise zu Wasser und dazu auf einem Jachtschiffe geschehen, und was das Vornehmste ist, so bestimmt er beide Oerter nur ganz allgemein. Aetolia haec est, spricht der Parasite im ersten Auftritte. Meinem Gegner scheint diese Nachricht lächerlich, und sie würde mir es selbst scheinen, wenn ich nicht einen feinen Kunstgriff dahinter zu finden glaubte. Er will seinen Zuschauern vielleicht die Gelegenheit benehmen, auf einen gewissen Ort zu fallen, der leicht einer sein könnte, der zu weit von Elis entfernt wäre. Corneille schreibt in der angeführten Abhandlung einem gleichen Kunstgriffe in Ansehung der Einheit des Orts vielen Nutzen zu. In den Stücken nämlich, wo es unmöglich ist, daß der Schau-

platz auf einem Orte bleiben kann, solle man nur den allgemeinen Ort, zum Exempel Paris, Lyon, niemals aber den besondern, dieses oder jenes Haus, dieses oder jenes Zimmer nennen, damit der Zuschauer die Veränderung der Bühne nicht so leicht bemerken könne. Und eben dieses wollte ich nach Veranlassung des Plautus in Ansehung der Einheit der Zeit raten. Wenn es nämlich der Inhalt des Stücks notwendig erfordert, daß eine Person an einen Ort verschickt werden muß, der nicht anders als etwas entfernt von dem Orte der Bühne sein kann, so ist es gut, daß man keinen von den Oertern insbesondre nennt, wenn es nämlich wahre Oerter sind. Will man sich diese Freiheit nicht nehmen, so wird man hundert Materien, die auf dem Theater eine vortreffliche Wirkung thun würden, nicht darauf bringen können. Zum Beweise können „Die Gefangenen" selbst sein. Mehr weiß ich in der That nicht in diesem Punkte zum Vorteile meines Dichters beizubringen; ich glaube aber doch, daß es genug sein wird, zu zeigen, daß er nur alsdann einige kleine Schönheiten der Kunst aus den Augen gesetzt hat, wenn er größern und wesentlichern Schönheiten hat Platz machen wollen.

Ich will mich zu einigen andern, kleinern Vorwürfen meines Gegners wenden. Die sogenannten Aparte sind ihm sehr anstößig, und sie müssen es allen Leuten von Geschmack sein. Doch haben sie auf den Theatern der Alten nicht so viel Unwahrscheinliches gehabt, als sie bei uns haben. Die Bühne der Römer war von einer besondern Größe, daß es ganz wahrscheinlich war, daß eine Person die andre nicht hörte, wenn diese auf der und jene auf dieser Seite stand. Zum Exempel der zweite Auftritt des vierten Aufzuges ist der unnatürlichste eben nicht. Ergasilus ist vorne auf der Bühne, das Haus des Hegio ist in dem Hinterteile des Theaters; er hatte also nach der Größe der Römischen Bühne noch Schritte genug bis dahin zu machen, und er konnte noch von vielen auf seinem Wege aufgehalten werden. Zwar ist es uns etwas Seltsames, daß er, da er so sehr eilen will, gleichwohl soviel unnützes Zeug immer auf einem Platze spricht; ich vermute aber, daß dieses bei den geschäftig-müßigen Knechten der Römer ganz wohl als eine feine Satire wird Platz gefunden haben.

Das, was mein Gegner wider die Person des Stalagmus sagt, gründet sich größtenteils auf das, was er wider

die Einheit der Handlung eingewendet hat, und insoweit habe ich schon darauf geantwortet. Die Gegenwart des Stalagmus wurde notwendig erfordert, wenn Tyndarus für den Sohn des Hegio sollte erkannt werden; daß aber dieses notwendig war, habe ich aus seinem Charakter gezeiget, und Stalagmus fällt also nicht vom Himmel. Daß aber mein Gegner nicht begreifen kann, wer ihn wieder zurückbringt, das wundert mich. Wahr ist's, von sich selbst wiederzukommen, hatte er keine Ursache; Philokrat konnte ihn auch nicht mit Gewalt wieder mitgenommen haben, weil er ihn nicht einmal kannte. Allein war denn nicht Philopolemus in Elis? Konnte ihn der nicht während seiner Gefangenschaft entdeckt haben? Und als einen Knecht seines Vaters, als einen Räuber seines Bruders hatte er Recht, ihn auch wider seinen Willen mit sich fortzuschleppen.

Die Stelle, da Tyndarus zum Schlusse des Stücks sagt: Nun besinne ich mich auch, wenn ich nachdenke. Es ist mir, als ob ich wie im Traume einmal gehört hätte, daß mein Vater Hegio heiße, ist in der That etwas übertrieben, wenn Tyndarus damit sagen will, daß er es in den ersten vier Jahren seiner Kindheit, als er noch in seines Vaters Hause gewesen, gehört habe. Allein kann er es denn nicht in Elis einmal von seinem Herrn gehört haben, dem es Stalagmus vielleicht entdeckte, als er mit ihm den Handel traf? Stalagmus aber hat es ohne Gefahr entdecken können, da die Aetolier und Elienser oft in Krieg mit einander verwickelt waren und also entlaufene Sklaven einander wohl schwerlich auslieferten. Wie vieles läßt sich entschuldigen, wenn man es nur nicht immer auf der schlimmsten Seite ansieht!

Daß der Schmarutzer in drei Aufzügen allemal der erste auf der Bühne ist, wird wohl wenigen anstößig sein. Wenigstens sind die Kunstrichter, Gott sei Dank, soweit noch nicht gegangen, daß sie Regeln festgesetzt hätten, in welcher Ordnung die Personen auf- und abtreten sollten. Wer weiß zwar, was bald geschehen wird, da man itzo ohnedem die geringsten Kleinigkeiten in der Poesie auf einen metaphysischen Fuß zu setzen bemüht ist? Ich will im voraus viel Glück dazu wünschen. Daß übrigens Plautus die Parasiten dazu gebraucht, wozu die Neuern den Arlequin aufgeführet haben, ist ein sehr artiger Einfall, der aber vielleicht mehr Wahrheit haben würde, wenn man ihn umkehrte und sagte, daß der

Arlequin der neuern komischen Dichter ohne Zweifel aus der Person der Parasiten bei den Alten entstanden sei.

Ich will gern glauben, daß die Beschuldigungen meines Gegners, ohngeachtet alles dessen, was ich darauf zu antworten für gut befunden habe, in vielen Stücken noch ihre Kraft behalten werden. Ich bin auch nicht so blind, daß ich an meinem Dichter nicht hier und da einige Unregelmäßigkeiten, einige üble Scherze und dergleichen sehen sollte; ich sehe sie sogar in den „Gefangenen" selbst. Gleichwohl sind sie viel zu geringe, als daß ich mein Urteil widerrufen sollte, daß dieses Stück das schönste sei, welches jemals auf das Theater gekommen ist. Ich will es kurz anzeigen, worauf ich mich gründe.

Ich nenne das schönste Lustspiel nicht dasjenige, welches am wahrscheinlichsten und regelmäßigsten ist, nicht das, welches die sinnreichsten Gedanken, die artigsten Einfälle, die angenehmsten Scherze, die künstlichsten Verwicklungen und die natürlichsten Auflösungen hat: sondern das schönste Lustspiel nenne ich dasjenige, welches seiner Absicht am nächsten kömmt, zumal wenn es die angeführten Schönheiten größtenteils auch besitzt. Was ist aber die Absicht des Lustspiels? Die Sitten der Zuschauer zu bilden und zu bessern. Die Mittel, die es dazu anwendet, sind, daß es das Laster verhaßt und die Tugend liebenswürdig vorstellet. Weil aber viele allzu verderbt sind, als daß dieses Mittel bei ihnen anschlagen sollte, so hat es noch ein kräftigers, wenn es nämlich das Laster allezeit unglücklich und die Tugend am Ende glücklich sein läßt; denn Furcht und Hoffnung thut bei den verderbten Menschen allezeit mehr als Scham und Ehrliebe. Wahr ist es, die meisten komischen Dichter haben gemeiniglich nur das erste Mittel angewendet; allein daher kömmt es auch, daß ihre Stücke mehr ergötzen als fruchten. Plautus sah es ein, er bestrebte sich also, in den „Gefangnen" ein Stück zu liefern, ubi boni meliores fiant, da er seine übrigen Spiele den Zuschauern nur durch ein ridicula res est anpreisen konnte. Es ist ihm als einem Meister geglückt, und so, daß ihn niemand übertroffen hat. Wenn man überzeugt sein will, wie liebenswürdig die Tugend geschildert sei, so darf man auch nur den dritten Auftritt des zweiten Aufzuges lesen. Jeder, wer eine empfindliche Seele besitzt, wird mit dem Hegio sagen: Was für großmütige Seelen! Sie pressen mir Thränen aus. Noch schöner aber ist der fünfte Auftritt

des dritten Aufzuges. Wer die Tugend und das göttliche Vergnügen, welches sie über die Seele ergießt, kennet und empfunden hat, würde gewiß niemand anders als Tyndarus sein wollen, wenn er bei gleichen Umständen die Wahl hätte, eine von den daselbst vorkommenden Personen zu sein, und würde das Unglück, das ihm droht, gegen die Freude, die er aus seiner löblich vollbrachten That schöpfet, wenig achten. Noch weit kräftiger aber wirken die Reizungen seiner Tugend, da er zuletzt glücklich wird. Ich wollte wünschen, daß dem guten Plautus nicht einige Zeilen entwischt wären, die seinen Charakter, da er nunmehr sein Glück weiß, etwas hart machen:

> *Tyndarus.* At ego hunc grandis grandem natu ob furtum ad carnificem dabo.
> *Ph.* Meritus est. *Tyn.* Ego edepol huic meritam mercedem dabo.

Er sagt diese Drohungen zwar dem ärgsten Bösewichte, doch würden sie, sollte ich meinen, in eines andern Munde anständiger gewesen sein. Die Rache ist keine Zierde für eine große Seele. Was für ein Lob endlich verdient nicht Plautus, daß er die gereinigte Moral, welche durch das ganze Stück herrscht, nicht durch den allzu zärtlichen Affekt der Liebe geschwächt hat! Wie viel hat er hierinne Nachfolger? Keinen. Wie groß aber würde der Nutzen sein, wenn man ihm gefolgt wäre? Unendlich! Alsdann würde der Schauplatz in der allereigentlichsten Bedeutung die Schule guter Sitten geworden sein. Ich habe oben gesagt, daß in den Lustspielen der Alten auch die besten Personen nur solche wären, die weder einen erhabnen Geist, noch ein edles Herz verlangten. „Die Gefangnen“ des Plautus muß man hiervon ausnehmen; worinne er den nach ihm folgenden Dichtern das erste Muster gegeben hat, wie das Lustspiel durch erhabne Gesinnungen zu veredeln sei. Wie gut wäre es, wenn sie ihm treuer gefolgt wären!

Ich bleibe also dabei, daß „Die Gefangenen“ das schönste Stück sind, das jemals auf die Bühne gekommen ist, und zwar aus keiner andern Ursache, welches ich nochmals wiederholen will, als weil es der Absicht der Lustspiele am nächsten kömmt und auch mit den übrigen zufälligen Schönheiten reichlich versehen ist. Diese sollte ich nun umständlich entwickeln und ihren innerlichen Wert feste setzen; ich bin aber auf den

Einfall gekommen, sie lieber in einer Nachahmung empfindlich zu machen. Ich will meinen Lesern nicht voraus sagen, von welcher Art diese Nachahmung sein soll; genug, daß ich sie in einem der nächsten Stücke liefere.

Ich habe auf Unterschiednes in dieser Kritik nur mit dem Finger gewiesen, welches ich schon zu seiner Zeit näher ausführen werde, da es ohnedem nicht das letzte Mal ist, daß ich des Plautus in dieser Monatsschrift gedenke.

Samuel Werenfels'

Rede zu Verteidigung der Schauspiele.

Aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

M. Immanuel Friedrich Gregorius

aus Camenz.

Wittenberg 1750. In 4⁰, auf 40 Seiten.

Diese Rede des berühmten Werenfels ist in ihrer Grundsprache ein lesenswürdiges Stück. Sie ist nicht eine Verteidigung der Schauspiele überhaupt, sondern nur insoferne sie in Schulen aufgeführt zu werden verdienen. Nach einem kurzen Eingange, in welchem er die Wichtigkeit seiner Materie darthut und von der Annehmlichkeit der Schauspiele, die von niemanden in Zweifel gezogen wird, redt, kömmt er auf seinen Hauptsatz und zeiget auf eine doppelte Art, was sie für einen unwidersprechlichen Nutzen bei der Jugend haben können. Er betrachtet sie erstlich, inwieferne sie den Zuschauern nutzen; er redet von der Kenntnis der Menschen, von der Verabscheuung des Lasters, von der Liebe zur Tugend, wozu sie uns die vortrefflichsten Anleitungen geben, und weiset zugleich, daß diese Anleitungen in der lebhaften Abschilderung wahrscheinlicher Gemütsarten, in der Vorstellung einnehmender Begebenheiten und in der Anführung wichtiger Sittensprüche liegen können. Doch nicht genug, daß sie uns zu tugendhaften Menschen machen, sie können auch unsre Wissenschaften vermehren und unsre Fähigkeiten stärken. Die merkwürdigsten Exempel der Historie, die ernsthaftesten Wahrheiten der Welt-

weisheit, ja selbst die Streitigkeiten unterschiedner Religionen können auf das nachdrücklichste darinne vorgestellet werden. Und was die Beredsamkeit für Nahrung in denselben finde, haben die größten Meister derselben alter und neuer Zeit bewiesen. Ebenso richtig finden wir den Nutzen der Schauspiele, wenn wir uns anderenteils an die Stelle derer, die sie selbst vorstellen, setzen. Diese nehmen nicht allein an allen den angeführten Vorteilen der Zuhörer teil, sondern sie stärken auch dadurch ihr Gedächtnis, welches notwendig in der Jugend geschehen muß, und üben sich in der körperlichen Beredsamkeit, welche, nach des Demosthenes eignem Ausspruche, die vornehmste Eigenschaft eines Redners ist. Alles dieses führt unser Redner auf eine würdige Art aus und zeigt zum Ueberflusse, daß die größten Schulmänner, ein Johann Sturm und ein Comenius und, welche in dieser Sache kein geringer Ansehen haben, die Glieder der Gesellschaft Jesu selbst die Notwendigkeit der Schauspiele in den Schulen erkannt haben.

Dieses, was wir anführen, ist nichts als der trockne Inhalt. Wenn unsre Leser von der Vortrefflichkeit der Ausführung urteilen wollen, so müssen sie das Original selbst oder eine getreure Uebersetzung, als die gegenwärtige ist, zu Rate ziehen. Es ist ein Glück, daß uns diese nicht fehlt. Schon vor einigen Jahren ist sie uns von einer geschickten Feder in den Kritischen Beiträgen geliefert worden. Wir würden sie allzuwenig loben, wenn wir nur sagen wollten, daß sie die Gregorische bei weitem übertreffe. Eine gute und schlechte Arbeit muß man auch nicht einmal miteinander vergleichen, wenn man beiden will Recht widerfahren lassen. Wir schließen nicht ohne Grund, daß Herr M. Gregorius seinen Vorgänger gar nicht müsse gekannt haben; welches ihn zwar von dem Verdachte des Ausschreibens befreiet, in der That aber zu einer Schande gereicht. Bei einem Schriftsteller muß es das erste sein, sich zu erkundigen, wie weit es andre in der Arbeit, die er unternimmt, schon gebracht haben. Und besonders ist ein Uebersetzer verbunden, keine Schrift vorzunehmen, von der man schon eine Uebersetzung hat, wenn er nicht gewiß überzeugt ist, daß er eine ungleich beßre liefern kann. Hätte der Herr Magister gewußt, daß diese Rede schon übersetzt sei, so würde er es gewiß unterlassen haben, die Welt mit ein paar Bogen voller Schulknabenschnitzer zu beschenken, und sein bißchen Ehre würde auf dieser Seite auch keinen Abbruch gelitten haben. Unser Urteil würde sehr un=

gerecht scheinen, wenn wir es nicht beweisen. Wir wollen ihm also in aller Kürze Stück vor Stück zeigen, daß er erstlich die lateinische Sprache sehr schlecht verstehe, daß er andern s fast ebensowenig der deutschen gewachsen sei, und welcherlei drittens seine Anmerkungen schlecht sind.

Von dem ersten Stücke wollen wir nur ein paar Stellen anführen, welche allzu deutlich in die Augen fallen. Weiß denn der Herr Magister nicht, was apparatus figurarum heißt, daß er es durch Zubereitung von Figuren übersetzt? Es ist zwar wahr, in seinem Wörterbuche wird er Anstalt, Zurüstung und dergleichen gefunden haben; allein genade Gott, wenn ein Uebersetzer noch das um Rat zu fragen gezwungen ist! Kann der Herr Magister seinen Text verstanden haben, wenn er auf der 34. Seite übersetzt: Wie machen es die alten lateinischen und griechischen Tragödienschreiber? Gewiß, dieselben haben ihre Zuschauer mit keinem Vergnügen erfüllt, indem sie in ihren Erdichtungen alle andre Leidenschaften, nur nicht die Liebe ausgedrückt. Wie macht es Plautus? Kömmt er uns nicht in seinen „Gefangnen“ ganz unangenehm vor, darinne er nach seinem Geständnisse 2c. Ein jeder, wenn man auch das Original nicht bei der Hand hat, sieht, daß der Uebersetzer gleich das Gegenteil von dem sagt, was er sagen sollte. Wir wollen die übrigen Fehler dieser Art übergehen; die angeführten sind hinlänglich, den Leser vor seiner Uebersetzung zu warnen.

Sein Deutsch würden wir nicht tadeln, wenn er es nicht ausdrücklich auf dem Titel gemeldet, daß er diese Rede ins Deutsche übersetzt. Es scheinet, als habe er selbst einen kleinen Argwohn gehabt, es möchten einige seiner Leser zweifeln, ob seine Uebersetzung nicht vielmehr wendisch sei. Es ist also ganz klug gethan, daß man, allen Irrungen vorzukommen, dem Leser gleich voraus sagt, in was für einer Sprache man habe schreiben wollen. Welcher ehrliche Deutsche sagt: Ausübungen des Körpers? Körperliche Uebungen sagt er wohl, und das versteht man auch, ohne darüber nachzudenken. Dem Urteile seinen Namen unterschreiben: was heißt denn das? Ein Urteil unterschreiben, das versteh' ich. Wir erlangen in den Schauspielen ein Gelächter über die Thorheit: aus welcher Sprache ist denn diese schöne Redensart genommen? Die Vorstellung einer zierlichen Stellung und dergleichen Ausdrücke wollen wir gern mit

Stillschweigen übergehen; denn es ist uns in der That ein schlecht Vergnügen, dergleichen Schnitzer auszusuchen.

Auf seine Anmerkungen endlich zu kommen; diese zeigen eine solche Belesenheit an, daß man erstaunen muß, wie ein Herr Magister das Herz hat haben können, die Arbeit eines Mannes, wie Werenfels war, damit zu verstellen. Wir wollen nur einiges davon anführen und den, welcher Lust hat, sich damit zu erbauen, auf das übrige verweisen. Z. E. Wenn Werenfels von der Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen redet, so glaubt unser Polyhistor wer weiß was zu sagen, wenn er darunter setzt: Daher schreibt Horaz:

Omne tulit punctum etc.

Er bringt das Wort Pedante, welches Werenfels nicht einmal gebraucht, bei Gelegenheit einmal an, und alsbald glaubt er Ursache genug zu haben, eine ganze Stelle aus dem Bayle davon anzuführen, welche nicht die geringste Beziehung auf den Ort, an welchem er sie anführt, hat. Doch so was wäre einem Menschen, der nichts Bessers zu sagen weiß, noch zu gute zu halten, wenn er nur gezeigt hätte, daß er die Stellen, welche er anführt, verstünde. Werenfels verdammt die Anrufung der Götter und das Schwören bei ihren Namen in den Schauspielen, und unser Herr Magister setzt mit vieler Ueberlegung darunter: Horaz sagt daher recht:

Nec Deus intersit, nisi dignus vindice nodus
Inciderit.

Es ist unmöglich, daß er diese Stelle bei dem Horaz selbst kann gelesen haben; denn sonst würde er gewiß wissen, daß in dieser Stelle eine der wichtigsten theatralischen Regeln verborgen liege und daß sie nichtsweniger als das bedeute, was er sie bedeuten läßt. Wer hat denn dem Herrn Gregorius gesagt, daß in dem Traume des Scipio lauter Gottheiten aufgeführet würden? Wir verlangen gar nicht, daß er dieses Singespiel selbst solle gelesen haben; allein als ein Magister hätte er es wohl aus dem Cicero schließen können, daß dieses nicht möglich sei. Der „Neue Büchersaal“ hat ihm vortreffliche Dienste bei diesen sauern Anmerkungen gethan. Woher wüßte man es auch sonst als aus dem „Büchersaale“, daß Plato die Dichter aus seiner Republik verbannt? Werden die Verfasser nicht selbst herzlich über die Einfalt unsers Notenschreibers haben lachen müssen? Seine Art, gelehrte Männer zu loben, ist auch ganz besonders. Einem Manne

von entschiednem Verdienste das Beiwort unvergleichlich zu geben, ist gewiß unvergleichlich.

Wenn wir über diese Rede hätten Anmerkungen machen sollen, so würden wir vornehmlich darauf gesehen haben, daß wir alle die Gründe, die der Verfasser nur insbesondre für die Schauspiele in Schulen anbringt, auf die Schauspiele überhaupt angewendet hätten. Wir würden mit Exempeln gezeigt haben, daß man wirklich die ernsthaftesten philosophischen Wahrheiten, ja selbst Religionsstreitigkeiten auf das Theater bringen könne und gebracht habe. Wir würden die Laster und Tugenden angeführt haben, die man mit gleichem Glück in den Lustspielen vollkommen verhaßt und vollkommen liebenswürdig vorgestellt hat, und viele andre Sachen, wozu man aber Belesenheit in den Schauspielen selbst nötig hat, die wir freilich einem Herrn Magister nicht zumuten wollen.

Wir wundern uns übrigens gar nicht, daß diese Uebersetzung gleichwohl in so vielen Zeitungen ungemein gelobt worden ist; woher diese gefälligen Urteile entsprungen, wird Herr Gregorius am besten wissen, und wir wissen es auch.

Die Schauspielkunst.

An die Madame *** durch den Herrn Franciscus Riccoboni den jüngern.

Aus dem Französischen übersetzt.

Vorbericht des Uebersetzers.

Wir haben die Uebersetzung dieses Stücks unsern Lesern schon im vorhergehenden Stücke versprochen. Es ist nur in diesem Jahre in Paris auf sieben und einem halben Bogen in Oktav herausgekommen und verdienet wegen der vielen vortrefflichen Anmerkungen, die es ungeachtet seiner Kürze enthält, daß wir es ganz mitteilen. Der ältere Riccoboni, der Vater unsers Verfassers, hat sich schon um die Schauspielkunst durch seinen Traktat von der Deklamation und sein italienisches Gedichte von der Kunst, zu agieren, sehr verdient gemacht, und wir werden nicht ermangeln, ehestens beides in einer deutschen Kleidung auch in unsre „Beiträge“ einzurücken.

Das

Neueste aus dem Reiche des Witzes,

als eine Beilage zu den

Berlinischen Staats- und Gelehrten-Zeitungen.

1751.

Monat April 1751.

Dem Neuesten aus dem Reiche des Witzes soll dieses monatliche Blatt gewidmet sein. Ein Reich, welches viele auf ihrer Karte nicht finden. Wenigstens diejenigen Gelehrten nicht, es verdrüßt uns, daß wir sie so nennen sollen, welche die Wissenschaften längst in ein Handwerk verwandelt hätten, wenn nicht ihr Stolz dafür bäte. Aufs höchste haben sie es in die äußerste Ecke derselben verwiesen und unbekannte Länder darauf geschrieben, weil sie ihnen nicht eher zu Gesichte kommen, als wenn sie von einem unglücklichen Sturme dahin verschlagen werden und an ihren felsigten Ufern schimpflich scheitern. Diesen Herren also würden wir sehr unverständlich sein, wann wir ihnen von seinem Umfange und seinen Grenzen vieles vorsagten; die andern aber, für die wir eigentlich schreiben, würden wir durch diese unnötige Einleitung beleidigen. Zwar könnten wir ihr durch eine Menge ästhetischer an einander hangender Grillen fein dunkel, aber doch nach der Mode ein zureichendes Ansehen der Gründlichkeit geben; allein was würde es helfen? Die genaueste Erklärung des Witzes muß einem, der keinen hat, ebenso unbegreiflich sein, als einem Blinden die hinlänglichste Erklärung der Farben ist. Glaubt dieser, daß die verschiedene Brechung verschiedner Sonnenstrahlen ohngefähr etwas sei, welches dem Schalle verschiedner Instrumente gleichkomme, so wird jener gewiß glauben, daß die Fertigkeit, die Uebereinstimmungen der Dinge gewahr zu werden, ein Teil der Rechenkunst sein müsse. Ist er furchtsam, so stellte er sich wohl gar ein Stücke von der Algebra darunter vor. Genug, wenn man weiß, daß die schönen Wissenschaften und freien Künste das Reich des Witzes ausmachen.

Diese sind es, welche der menschlichen Gesellschaft Annehmlichkeiten mitteilen, ohne die sie nichts als die unerträglichste Sklaverei sein würde. Sie machen den Menschen empfindlich und entkleiden ihn von der Rauhigkeit, welche ihm die weiseste Natur mit Bedacht gab, damit er sich selbst durch

ihre mühsame Ablegung einen Teil seines Vorzuges für unedlere Tiere zu danken haben möge. Zeigen die ernsthaften Wissenschaften, welche man im engern Verstande die Gelehrsamkeit nennet, von nichts als von dem Elende und Verderben der Menschen, von der Mühseligkeit ihres Lebens, diese beweinenswürdigen Stützen der Gesellschaft, so sind es allein die schönen Wissenschaften, welche durch bezaubernde Reize die ursprüngliche Empfindung der Freiheit in uns ersticken und unsre schimpflichen Ketten mit Blumenkränzen umwinden. Die Höflichkeit, das einnehmende Betragen, der zärtliche Geschmack, alle untrügliche Kennzeichen gesitteter Völker sind ihre Früchte. Sie sind die Erfinderinnen von tausend Bequemlichkeiten, Ergötzungen und eingebildeten Notwendigkeiten, durch welche einzig kluge Monarchen ihre Throne unerschüttert zu erhalten wissen. . . . Auch die Tugend wird durch sie menschlicher, und die großen Thaten, welche bei Barbaren fest eingeprägte Vorurteile oder ihre ungezähmte Wildheit zum Grunde haben, fließen bei gesitteten Völkern aus viel reinern Quellen.

Aller dieser prächtigen Lobsprüche ohngeachtet wollen wir dem Leser einen Mann bekannt machen, welcher die Wissenschaften überhaupt und besonders die schönen Wissenschaften nebst den freien Künsten auf einer ganz andern Seite betrachtet. Dieses ist der Verfasser derjenigen Rede, welche im vorigen Jahre bei der Akademie zu Dijon den Preis erhalten hat.*) Sie betrifft die vorgelegte Frage, ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste zur Reinigung der Sitten etwas beigetragen habe. Man wird schwerlich vorausgesehen haben, daß man denjenigen krönen würde, welcher diese Frage mit Nein beantwortet. Unterdessen ist es geschehen; und Herr Rousseau, welches der Name des Verfassers ist, hat so erhabene Gesinnungen mit einer so männlichen Beredsamkeit zu verbinden gewußt, daß seine Rede ein Meisterstück sein würde, wenn sie auch von keiner Akademie dafür wäre erkannt worden. Wir teilen einen umständlichen Auszug derselben um soviel lieber mit, je weniger sie noch bis jetzo in Deutschland bekannt worden ist.

Er hat sie in zwei Teile geteilt. In dem erstern zeiget er durch unverwerfliche Beispiele der Geschichte, daß die Ver-

*) Der Titel ist: Discours qui a remporté le prix à l'Académie de Dijon; en l'année 1750 sur cette question proposée par la même Académie: si le rétablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les moeurs. Par Mr. *Rousseau*, Citoyen de Genève.

derbung der Sitten und der aus ihr fließende Verfall des Staats allezeit mit dem Aufnehmen der Künste und Wissenschaften sei verbunden gewesen. In dem andern beweiset er aus den Gegenständen und den Wirkungen der Künste und Wissenschaften selbst, daß sie notwendig diese Folgen nach sich ziehen müssen.

„Europa," sagt er, „war in die Barbarei der ersten Zeiten zurückgefallen. Die Völker dieses jetzt so erleuchteten Weltteils lebten vor einigen Jahrhunderten in einem Stande, welcher weit elender als die Unwissenheit war. Ich weiß nicht, welche scientifische Wäscherei hatte sich den Namen der Wissenschaft angemaßt und setzte ihrer Zurückkunft ein beinahe unüberwindliches Hindernis entgegen. Es war eine allgemeine Umkehrung nötig, den Menschen wieder zu ihrem gesunden Verstande zu verhelfen: und endlich kam sie von der Seite, von welcher man sie am wenigsten erwartet hatte. Der dumme Muselmann, die ewige Geißel der Gelehrsamkeit, war es, welche sie uns wieder herstellte. Der Umsturz des orientalischen Thrones brachte die Ueberbleibsel des alten Griechenlands nach Italien. Bald drauf bereicherte sich auch Frankreich von dieser kostbaren Beute. Auf die freien Künste folgten endlich die Wissenschaften, und die Kunst, zu denken, verband sich mit der Kunst, zu reden; eine Stufensteigung, welche seltsam scheint, gleichwohl natürlich ist. Man fing an, den vornehmsten Vorteil des Umganges mit den Musen zu empfinden; nämlich diesen, daß er die Menschen gesellschaftlicher macht, indem er ihnen die Begierde, einander durch ihres gemeinschaftlichen Beifalls würdige Werke zu gefallen, einflößt . . Ihr ward man die Anmut der Gemütsarten, die Verbindlichkeit der Sitten, welche den Umgang ungezwungen und wünschenswert macht, und kurz, den Schein aller Tugenden, ohne eine einzige davon zu haben, schuldig . . . Ehe die Kunst unser Betragen gebildet und die Leidenschaften eine erborgte Sprache gelehrt hatten, waren unsre Sitten bäurisch, aber natürlich. Der Unterscheid der Aufführung verriet sogleich den Unterscheid der Gemütsarten. Die menschliche Natur war deswegen nicht besser; die Leichtigkeit aber, einander zu erforschen, ersparte den Menschen unzählige Laster. Jetzo, da ein feinerer Geschmack die Kunst, zu gefallen, in Regeln gebracht hat, herrscht in unsern Sitten eine schimpfliche und betrügliche Gleichheit. Immer befiehlt die Höflichkeit; stets regiert uns die Wohlanständigkeit; ohn Unterlaß folget man

den Gebräuchen und niemals seinen eignen Empfindungen. Kein Mensch weiß mehr, mit wem er zu thun hat. . . Welche Begleitung von Lastern hat diese Ungewißheit bei sich! Verdacht, Argwohn, Furcht, Kaltsinnigkeit, Zurückhaltung, Haß, Verräterei; und alle verstecken sich unter der Larve der Höflichkeit. Man entheiliget nicht mehr den Namen des Höchsten durch Schwüre, aber man spricht ihm Hohn durch lästerliche Meinungen, ohne daß unser Ohr dadurch beleidiget wird. Man rühmt nicht mehr seine eignen Verdienste, man verkleinert aber die fremden. Man beschimpft seinen Feind nicht gröblich, sondern man verleumdet ihn mit Kunst. Der Nationalhaß erlöscht, aber mit der Liebe des Vaterlandes. An die Stelle der verachteten Unwissenheit ist eine gefährliche Zweifelsucht gekommen. Man erkennt gewisse Ausschweifungen für schimpflich, gewisse Laster für entehrend, andre aber zieret man mit dem Namen der Tugenden. Man muß sie haben, oder man muß sich wenigstens stellen, als ob man sie habe . . . . Auf die Art sind wir gesittete Völker geworden, und größtenteils haben wir den Wissenschaften und Künsten diese heilsame Veränderung zu danken . . . . Je stärker sich ihr Licht an unserm Horizonte ausgebreitet, je weiter ist die Tugend von uns geflohen; und eben diese Erscheinung hat man zu allen Zeiten und an allen Orten bemerkt . . . Aegypten war die Mutter der Weltweisheit und der freien Künste geworden, und bald drauf ward sie ein Raub des Kambyses, der Griechen, der Römer, der Araber und endlich der Türken . . . . Als Griechenland auf den Ruhm des Witzes und der Gelehrsamkeit am stolzesten sein konnte, mußte es sich in das macedonische Joch schmiegen.... Rom, das von Hirten erbaute und durch Ackersleute berühmt gemachte Rom, fing schon zu den Zeiten des Ennius und Terentius an auszuarten. Nach den Zeiten eines Ovids, eines Catulls, eines Martials aber ward es, sonst der Tempel der Tugend, ein Schauplatz der Laster, der Abscheu aller Völker und ein Raub der Barbaren . . . . In Asien ist ein Land, wo man durch die gepriesenen Wissenschaften zu den erhabensten Aemtern des Staats steigen kann. Gleichwohl ist kein Laster zu nennen, welches nicht daselbst herrscht, keine Schandthat, die ihnen nicht geläufig ist. Alle ihre Weisheit hat sie von dem Joche des unwissenden Tatars nicht befreien können.... Die Perser, ein besonders Volk, bei welchem man die Tugend lernte, wie man bei uns die Wissenschaften lernt, die Scythen, die alten Deutschen sind die Beweise des Gegenteils. Alle

die lebten ohne Wissenschaften; öfters Ueberwinder, niemals überwunden. . . . Sparta selbst, im Schoße Griechenlands, überzeugt uns, wie tugendhaft man sein könne, ohne gelehrt zu sein; wie fest und blühend ein Staat ohne Künste, ohne Wissenschaften bestehe. . . . O Fabricius, was würde deine große Seele gedacht haben, wenn du, zu deinem Unglücke, wieder aufgestanden wärest und die blendende Pracht des durch deinen Arm erretteten Roms, welches dein Name mehr als alle seine Eroberungen berühmt machte, gesehen hättest! „Götter!“ würdest du gesagt haben, „wo sind die strohern Hütten, worunter ehemals Mäßigkeit und Tugend wohnten? Welche verderbliche Pracht hat mit der römischen Einfalt abgewechselt? Was ist das für eine fremde Sprache? Was sind das für weibische Sitten? Was bedeuten diese Bildsäulen? diese Gemälde? diese Gebäude? Unsinnige! was habt ihr gethan? Ihr, ihr Herren der Welt, ihr habt euch zu Sklaven nichtiger, von euch überwundener Leute gemacht. Rhetors sind es, die euch beherrschen? Habt ihr deswegen Asien und Griechenland mit eurem Blute befeuchtet, um Baumeister, Maler und Bildhauer reich zu machen? Wird der Raub Karthagens einem Flötenspieler preisgegeben? Auf, ihr Römer! reißet eure Schauplätze ungesäumt nieder, zerschmettert diese Marmor, verbrennet diese Bilder, verjaget diese Sklaven, welche euch unter dem Joche halten und deren unselige Künste euch verderben! Laßt fremde Hände durch eitle Geschicklichkeiten berühmt werden; die einzige den Römern anständige Geschicklichkeit ist, die Welt zu überwinden und die Tugend daselbst herrschen zu lassen. Als Cineas unsern Rat für eine Versammlung von Königen hielt, so ward er weder von eiteler Pomp noch von ausgesuchter Zierlichkeit verblendet. Er hörte nichts daselbst von der kindischen Beredsamkeit, nichts von den leeren Künsten dieser nichtigen Leute. Was schien denn nun also dem Cineas so majestätisch? O ihr Bürger! ein Anblick rührte ihn, welchen euch nimmermehr weder eure Reichtümer, noch eure Künste verschaffen werden, der schönste Anblick, welcher jemals unter der Sonne gewesen ist: die Versammlung von zweihundert tugendhaften Männern, welche alle in Rom zu befehlen und die Welt zu beherrschen verdienten...“ Seht,“ fährt der Verfasser fort, „so sind allezeit Verschwendung und ungezähmte Sitten die Strafe der hochmütigen Bemühungen, uns der glücklichen Unwissenheit, in welche uns die ewige Weisheit versetzt hatte, zu entreißen, gewesen. Sie hatte uns

zu nichts weniger als zu eiteln Untersuchungen bestimmt. Lernt einmal, Sterbliche, daß die Natur alle Wissenschaften für uns versteckt hat, so wie eine sorgfältige Mutter aus den Händen ihres Kindes ein gefährliches Gewehr windet. Die Menschen sind verderbt; sie würden noch weit verderbter sein, wann sie das Unglück gehabt hätten, gelehrt geboren zu werden."

Er kömmt hierauf zu dem zweiten Teile und zeigt, daß die Künste und Wissenschaften unsre Laster zur Quelle haben; er zeigt, daß sie uns ohne die Laster und Verschwendung nichts nutzen würden und daß mit der Bemühung, die einige Wahrheit zu erkennen, eine tausendfache Gefahr, in Irrtümer zu verfallen, verbunden sei. Er beweiset ferner, daß ihre Wirkungen noch weit verderblicher sind. Hierunter rechnet er den Verlust der Zeit. „Nichts Gutes thun," sagt er, „heißt Böses thun. Ihr nun, ihr stolzen Weltweisen, die ihr uns die Geheimnisse des Himmels verraten und die Wunder der Natur aufgedeckt habt, antwortet: wann ihr uns alles das nicht gelehrt hättet, würden wir weniger zahlreich, weniger wohlregieret, weniger furchtbar, weniger blühend oder mehr verderbt sein? Doch, was ist der Verlust der Zeit gegen andre Uebel, welche den Künsten und Wissenschaften folgen? Das größte ist die Verschwendung. Man behauptet, in dieser bestehe die Blüte des Staats. Ein Paradoxon, welches sich nur zu unsern Zeiten hat können denken lassen. So sind gute Sitten zur Dauer eines Staats nicht nötig? Ist es besser, daß ein Reich glänzend und augenblicklich oder daß es tugendhaft und beständig ist? Mit Gelde kann man alles haben, nur Sitten und Bürger nicht. Ein neues Uebel, welches die Verschwendung nach sich zieht, ist die Verderbung des Geschmacks .... Sage uns, berühmter Arouet, wieviel männliche und starke Schönheiten hast du unsrer falschen Zärtlichkeit aufopfern müssen; und wieviel Großes hat ihm der buhlende Geist zu gefallen, welcher an Kleinigkeiten so fruchtbar ist, gekostet? ... Doch verderblichern Uebeln weichen kleinere Schaden. Indessen da sich die Bequemlichkeiten des Lebens vermehren, die Künste steigen und die Verschwendung überhand nimmt, wird der wahre Mut entkräftet, und die kriegerischen Tugenden verschwinden. Die Geschichte bestärkt es durchgängig. Die Erhebung des Hauses Medicis und die Wiederherstellung der Künste verlöschte von neuem, und vielleicht auf ewig, den kriegerischen Ruhm, welchen Italien vor einigen Jahrhunderten wieder erhalten zu haben schien ... Nicht

allein den martialischen, sondern auch den sittlichen Vollkommenheiten sind die Wissenschaften nachteilig. Man sieht überall unermeßliche Stiftungen, wo die Jugend alles mit großen Unkosten lernt, nur ihre Pflicht nicht .. Unsre Gärten sind mit Bildsäulen und unsre Galerien mit Bildern ausgeziert. Und was stellen sie vor? Die Verteidiger des Vaterlands? oder die noch erhabenern Männer, die es durch ihre Tugenden bereichert haben? Abbildungen aller Ausschweifungen des Herzens und der Vernunft sind es, sowie man sie sorgfältig aus der alten Fabellehre gezogen hat; ohne Zweifel, damit den Kindern noch eher, als sie lesen können, Muster von sträflichen Handlungen vor Augen gestellet würden ... Die Geschicklichkeiten werden vorgezogen, und die Tugend wird verachtet. Der schöne Kopf erhält Belohnungen, und der ehrliche Mann bleibt im Dunkeln. Es gibt hundert Preise für schöne Reden, keinen einzigen für schöne Handlungen ... Wir haben Naturforscher, Erdmesser, Chymisten, Sternseher, Dichter, Tonkünstler, Maler; nur Bürger haben wir nicht ... Was enthalten denn die Schriften der bekanntesten Philosophen? Welches sind denn die Lehren dieser Freunde der Weisheit? Wenn man sie hört, sollte man sie für einen Haufen Marktschreier halten, wovon jeder auf öffentlichen Platze ruft: „Kommt zu mir! von mir allein werdet ihr nicht betrogen" .... Was für ungeheure Schriften haben unsre Zeiten ausgeheckt! Die Buchdruckerkunst wird sie als unwidersprechliche Beweise unsres Verderbens auf die Nachwelt bringen, und unsre vielleicht gewitzigten Nachkommen werden die Hände gen Himmel strecken und beten: „Allmächtiger Gott! der du alle Geister in deiner Hand trägst, befreie uns von den Einsichten und den verderblichen Künsten unsrer Väter und schenke uns wieder Unwissenheit, Unschuld und Armut, die einzigen Güter, welche unser Glück befördern und vor dir angenehm sind" .. Was soll man von denen sagen, welche die Thüren zu dem Heiligtume der Gelehrsamkeit erbrochen und den Pöbel hereingelassen haben? Wie viele sind durch sie zu den Wissenschaften verführt worden, welche sich auf Künste, die der Gesellschaft heilsamer sind, würden gelegt haben. Nur diejenigen sollte man dazu lassen, welche was Außerordentliches zu leisten imstande sind. Diese aber müßte man auf die mächtigste Art ermuntern. Nichts müßte für ihre Hoffnung zu hoch sein. Große Gelegenheiten machen große Geister ..... O Tugend!" schließt er endlich; „erhabne Wissenschaft einfältiger

Seelen, soviel Mühe, soviel Anstalten sind nötig, dich zu kennen? Sind deine Lehren nicht in unser Herz gegraben? Ist es nicht genug, daß man in sich selbst geht, wenn man deine Gesetze lernen will, und daß man die Stimme seines Gewissens höret, wann die Leidenschaften schweigen? Dieses ist die wahre Weltweisheit; daran wollen wir uns begnügen lernen. Ohne die berühmten Leute, welche sich in der gelehrten Welt unsterblich machen, zu beneiden, wollen wir uns bestreben, zwischen ihnen und uns den rühmlichen Unterscheid zu machen, welchen man ehedem zwischen zwei großen Völkern bemerkte: das eine wußte wohl zu reden, das andre wohl zu handeln."

Mit solchen Waffen bestürmet Rousseau die Wissenschaften und Künste. Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wann er zu weit geht. Wir könnten Verschiednes einwenden. Wir könnten sagen, daß die Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwo Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst, bis er diesen erreicht hat; und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts auf der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen soll, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebauet sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber hat das tugendhafte Sparta viel länger geblühet? ... Ferner könnten wir sagen: wann die kriegerischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen braucht? Ist die Dichtkunst

deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheiten entheiligen? Beide können der Tugend dienen. Die Künste sind das, zu was wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wenn sie uns schädlich sind.

Wie glücklich wäre übrigens Frankreich, wenn es viele dergleichen Prediger hätte! Welcher Damm wird die Laster, die bei ihnen zu Artigkeiten werden, aufhalten? Welches sind die Meisterstücke, die uns ihr berüchtigter Witz liefert? Sie sind zu zählen. Die Schriften aber, welche die Religion untergraben und unter lockenden Bildern die schimpfliche Wollust in das Herz flößen, sind bei ihnen unzählbar. Eine philosophierende Therese wird die Predigerin der Unzucht, und ein unseliger Grabstichel hilft der Einbildungskraft derjenigen nach, welche ohne seine Schilderungen das Aergernis nur halb treffen würde. Man sagt, daß der Marquis d'A*** *) Verfasser dieses ebenso unwitzig als ekel geschriebnen Buchs sei. Wir zweifeln aber. Der Urheber der Jüdischen Briefe hat sich zwar oft genug als einen Feind der Religion erklärt, niemals aber als einen Feind der Tugend. Therese verrät allzu sehr die Schule eines unsinnigen Demetrius. Was ist sie anders als ein Frauenzimmer, welches seine Grundsätze des glücklichen Lebens in Ausübung bringt? Was hat der Verfasser mehr gebraucht, sie zu schreiben, als eine Stirne, welche zur Scham zu eisern ist? Der einzige Vorzug, mit dem er in allen seinen Schriften stolz thut. Bei dieser Gelegenheit können wir den Lesern sagen, daß sich der Marquis d'Argens, nachdem er Berlin verlassen hat, bei dem Fürsten von Monaco aufhält.

Wer kennt alle die übrigen Schriften, wo das Gift unmerklicher, aber desto gefährlicher ist? Wenn man der Wollust ihre größte Würze, das Geheimnisvolle, entzieht, so wird sie weit weniger verführen, als wann ein leichter Witz einen dünnen Nebel über sie bläset, durch welchen man nur das Ganze und nie alle Teile gewahr werden kann. Von dieser Art ist ein kleiner Roman, unter dem Titel: **) Das wahre Vergnügen, oder die Liebe der Venus und des Adonis. Er kömmt aus dem Schoße Frankreichs, ob uns

---

*) Marquis d'Argens.

**) Les vrais plaisirs ou les amours de Vénus et d'Adonis; à Amsterdam chez Mortimier Libraire 1750, in Oktav auf 78 Seiten.

gleich die Aufschrift Staub in die Augen streuet. Es ist eigentlich eine Nachahmung des achten Gesangs des italienischen Gedichts Adonis von dem Marino. Der Franzose aber hat dem Inhalte Folgen und Verbindungen gegeben, welche man vergebens in dem Originale sucht. Er hat auch einige von seinen eignen Ideen eingeschaltet. Die Vergleichung hat uns gelehrt, daß man, diese zu erkennen, nur die Stellen beobachten darf, wo man am meisten rot wird. Wir können nicht leugnen, daß Schönheiten darinne verschwendet sind, welchen wir einen würdigern Gegenstand wünschen wollten. Die Leichtigkeit, die alte Fabellehre glücklich anzuwenden und ihren Erdichtungen einige neue beizufügen, welche mit den bekannten vollkommen übereinstimmen; die Kunst, zu verhüllen und der Neugierde nur dann und wann einen Durchblick zu gönnen, verraten keinen Stümper. Wann wird man anfangen, die Tugend so reizend zu schildern, als man jetzo das Laster malt?

Durch welch Verhängnis geschieht es, daß man fast allen witzigen Köpfen Frankreichs von dieser Seite einen schimpflichen Vorwurf zu machen hat? Welcher von ihnen hat nicht etwas geschrieben, dessen er sich vor Tugendhaften schämen muß? Von dem großen Corneille an bis zu einen Piron haben alle ihren Witz beschimpft. Es ist ihnen gleich, ob sie die göttlichen Harmonien eines Davids wagen, oder ob sie Sinnschriften verfertigen, die auch an der Bildsäule eines Priapus ekel sein würden. Einer der Bekanntesten von dieser Art Rousseau; ein Mann, der vielleicht unter allen witzigen Köpfen die meisten Verfolgungen wegen des Mißbrauchs seiner Muse erlitten hat. Wir wollen nicht entscheiden, ob er eben dessen, was man ihm eigentlich zur Last legte, schuld gewesen ist. Das wenigstens, was man von ihm nach seinem Tode gesehen hat, malt uns ihn als einen Mann, welcher durch seine tugendhafte Aufführung im reifern Alter und durch seine großmütige Ertragung des Unglücks die Ausschweifungen seiner Jugend auf die rühmlichste Art ausgelöscht hat. Wir haben im vorigen Jahre seine Briefe erhalten, welche voller lesenswürdigen Anekdoten sind. In diesem aber hat man uns eine Sammlung von noch ungedruckten kleinen Stücken, die teils ihn zum Verfasser haben, teils von andern verfertigt, von ihm aber für wert erkannt worden sind, nebst seinen Werken aufbehalten zu werden, geliefert. Der Titel dieser Sammlung ist: Schreibetafel J. B. Rousseaus in

zwei Teilen.*) Der Dichter selbst schenkte sie einige Zeit vor seinem Tode an den Hrn. L. D., welcher sie nunmehr, die Ausgabe seiner Werke von 1734 vollständig zu machen, der Welt mitteilet. Sie enthält Oden, Briefe, Kantaten, Allegorien, Erzählungen, zwei theatralische Stücke und eine Menge Sinngedichte. Man weiß, was Rousseau für ein Meister in diesen letztern war. Er wußte das Beißende mit dem Scherze so zu verbinden, daß in keinem der Einfall ohne Satire, oder die Satire ohne Einfall ist. Wir haben eines zu übersetzen gewagt. Hier ist es:

Als Zeus Europen lieb gewann,
Nahm er, die Schöne zu besiegen,
Verschiedene Gestalten an,
Verschieden ihr verschiedlich anzuliegen.
Als Gott zuerst erschien er ihr,
Dann als ein Mann und endlich als ein Tier.
Umsonst legt er als Gott den Himmel ihr zu Füßen:
Stolz fliehet sie vor seinen Küssen.
Umsonst fleht er als Mann im schmeichelhaften Ton:
Verachtung war der Liebe Lohn.
Zuletzt — mein schön Geschlecht, gesagt zu deinen Ehren! —
Ließ sie — von wem? — vom Bullen sich bethören.

Die zwei theatralischen Stücke heißen**) Der Hypochondrist, oder die Frau, welche nicht redet, und Der***) Argwöhnische. Beide sind in Versen. Das erste bestehet aus fünf Aufzügen, und der Stoff ist aus dem Englischen genommen; das letztre nur aus neun Auftritten und ist nichts als ein kleiner Entwurf eines vollständigen Stücks, welcher aber wert ist, daß ihn eine Meisterhand auszuführen wagte. Die übrigen Aufsätze sind fast alle voller Galle wider seine Feinde. Die Nachwelt wird erstaunen, daß Männer sich so tödlich haben hassen können, wovon ihre Hochachtung der eine sowohl als der andre verdient. Ueber ihre kleinen Zänkereien hinwegsehend, wird sie einen Voltaire ebensowohl als einen Rousseau in die Reihe der Dichter setzen, welche die Ehre dieses Jahrhunderts gewesen sind.

Wird sie es mit den witzigen Köpfen Deutschlands auch

---

*) Portefeuille de J. B. Rousseau en II Tomes; à Amsterdam chez Marc Michel Rey, 1751 in 12, der erste Teil von 405 Seiten, der zweite von 252.

**) L'Hypocondre ou la femme qui ne parle point.

***) La Dupe de soi-même, ou le défiant confondu.

so halten? Wird sie einen Gottsched und einen Bodmer, einen Scheib und einen Klopstock in eine Klasse bringen? Gewiß nicht. Wann es einmal heißen wird: des verstorbnen Hrn. von Scheib längst verstorbene Theresiade, so wird man den Messias immer noch ein ewiges Gedichte nennen. Man wartet mit Verlangen auf den Rest, zu welchem man die instehende Messe Hoffnung gemacht hat. Das Präservativ, welches der Hr. Prof. Gottsched in seinen Gedichten gütigst dargegen hat mitteilen wollen, wird hoffentlich nur bei seinen Schülern anschlagen. Wie erfreut würden wir sein, wenn er einmal die undankbare Dichtkunst verlassen wollte und der Welt keine Gelegenheit zu geben suchte, ihn auf seiner schwächsten Seite zu betrachten, da er sich auf so vielen andern zeigen kann, welche ihm alle Hochachtung erwerben. Hätte der Hr. Professor, anstatt den Messias zu tadeln, diejenigen steifen Witzlinge angefallen, welche sich durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart lächerlich machen, so würden wir ihm mit Vergnügen beigetreten sein. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Kann was lächerlicher sein, als wann hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht und dort ein andrer in einem Heldengedichte von artigen Mädchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigern Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herrn ihre Bewunderer; und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Sie bringen übrigens durch die ausschweifenden Lobeserhebungen, welche sie dem Messias auf eine Weise erteilen, die genugsam zu verstehen gibt, daß sie nicht einmal die wahren Schönheiten an demselben empfinden, denjenigen, welche dieses große Gedicht noch nicht hinlänglich kennen, eine Art eines widrigen Vorurteils dagegen bei. Folgende Sinnschrift mag es beweisen, die wir vor einiger Zeit von guter Hand erhalten haben:

Ihn singen so viel mäßge Dichter,
Ihn preisen so viel dunkle Richter,
Ihn ahmt so mancher Stümper nach,
Ihm nicht zum Ruhm und sich zur Schmach.
Freund, dir die Wahrheit zu gestehen,
Ich bin zu dumm, es einzusehen,
Wie sich für wahr Verdienst ein solcher Beifall schicket;
Doch so viel seh' ich ein:
Das Singen, das den Frosch im tiefen Sumpf entzücket,
Das Singen muß ein Quaken sein.

Die wenigsten von ihnen verstehen das Erhabne und halten also alles, was sie nicht verstehen, für erhaben. Was ihnen einmal außer dem Gesicht ist, ist für sie gleich hoch. Solche Richter müssen auch diejenigen suchen, welche ihre erbärmlichen Versuche dem Messias an die Seite gesetzt wissen möchten. Wären sie nicht der Fabel entwachsen, so würden wir ihnen folgende erzählen:

Zur Feldmaus sprach ein Spatz: „Sieh dort den Adler sitzen!
Sieh, weil du ihn noch siehst! er wiegt den Körper schon;
Bereit zum kühnen Flug, bekannt mit Sonn' und Blitzen,
Zielt er nach Jovis Thron.
Doch wette, — seh' ich schon nicht adlermäßig aus —
Ich flieg' so hoch als er." — „So, Prahler?" rief die Maus.
Indes flog jener auf, stolz auf geprüfte Schwingen,
Und dieser wagt's, ihm nachzudringen.
Doch kaum, daß ihr ungleicher Flug
Sie beide bis zur Höh' gemeiner Häuser trug,
Als beide sich dem Blick der blöden Maus entzogen
Und beide, wie sie schloß, gleich unermeßlich flogen.

Der Reim ist es, gegen welchen diese Herren am unerbittlichsten sind. Sie wollen sich vielleicht rächen, daß er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entsteht, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen durch geschickte Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man

glauben muß, ohnmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz, Oesen zeigen genugsam, wie man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr sein Lob als ein Grund, ihn abzuschaffen. Und die von unsern neuern Dichtern, welche ihn verachten, was für Freiheit haben sie einem ungebundenen Geiste verschafft, wenn sie anstatt eines schweren Reimes eine noch weit schwerere Harmonie einführen wollen?

Ein Wahn hat sie berauschet,
Der nicht die Fesseln flieht, die Fesseln nur vertauschet,
Die Ketten von dem Fuß sich an die Hände legt
Und glaubt, er trägt sie nicht, weil sie der Fuß nicht trägt.

Man nennt die Verse seichter Dichter, welche reimen, gereimte Prose; wie aber soll man das Gewäsche gleich seichter Dichter nennen, welche nicht reimen? Wird man nicht sagen müssen:

Ein schlechter Dichter Spahr? Ein schlechter Dichter? Nein.
Denn der muß wenigstens ein guter Reimer sein.

Daß aber ein Heldendichter und ein dramatischer Poet die Reime wegläßt, ist sehr billig; denn da verursacht der Uebelklang eines fast immer gleichen Abschnitts einen größern Verdruß, als das Vergnügen sein kann, welches jene schön überwundenen Hindernisse erwecken.

Monat Mai 1751.

Wann ein kühner Geist, voller Vertrauen auf eigene Stärke, in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringet, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einzustehlen hoffen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumte, in ein spöttisches Gelächter.

Endlich hat die Welt den ersten Band des Messias erhalten, worinne zu den drei bekannten Gesängen der vierte und fünfte gekommen sind. Er ist dem Könige von Dänemark in einer Ode zugeschrieben. Es versteht sich, wenn der Verfasser des Messias eine Ode macht, so wird es in der That eine Ode sein. Sie erhebt den König, welcher ein Menschenfreund ist ... „Ihn ersahe Gott mit einweihendem Blicke, als er geboren ward, zum Vater des Vaterlandes .. Umsonst winkt ihm der schimmernde Ruhm in das eiserne Feld, wo die Unsterblichkeit viel zu teuer durchs Blut blühender Jünglinge, durch die nächtlichen Thränen der Mutter und Braut erkauft wird .. Für ihn war der Eroberer zu klein, sobald er zu fühlen begann. Nie weint er bei dessen Bilde, seinesgleichen zu sein .. Nach dem Ruhme nur weint er, geliebt zu sein vom glückseligen Volke, Gott nachzuahmen, der Schöpfer des Glücks vieler Tausend zu werden .. Er ist ein Christ! .. Er belohnt redliche Thaten, und belohnt sich zuerst .. Lächelnd schaut er alsdann auf die Muse, welche das Herz tugendhafter und edler macht... Er winkt dem stummen Verdienst, das in der Ferne steht“ .... Seht da die zerstreuten Glieder des Dichters! Jeder Satz ist eine Schilderung, und jedes Wort ein Bild. Betrachtet sie stückweise. Eine Schönheit wird die andre hervorbringen, und jede bleibt groß genug, unzählige anfangs unbemerkte in sich zu enthalten, wann ihr mit der Zergliederung fortfahret. So wird unter dem Schnitte des neugierigen Naturforschers jeder Teil des Polypus ein neuer und erwartet nur die wiederholte Trennung, auch aus seinen Teilen vollständige Ganze dem verwundernden Auge darzustellen ... Die Versart, welche der Dichter gewählt hat, ist eine Horazische, voller majestätischen Wohlklangs und allgemein geschickt, die Gedanken so rund zu machen als möglich. Die drei ersten Zeilen sind Asklepiadeisch, und die vierte ist Glykonisch. Ueberall ist der Wert der Silben und der Abschnitt genau beobachtet worden, welches man um soviel mehr bewundern muß, je ungewohnter bisher die deutsche Sprache der römischen Fesseln gewesen ist. Diese Genauigkeit scheint unumgänglich, wenn ein bardisches Ohr die kunstreiche Harmonie eines Flaccus fühlen soll. Wir wollen die erste Strophe bezeichnet hersetzen, in Hoffnung, daß wir einigen Lesern damit einen Gefallen erweisen.

— — | — ◡ ◡ | — | — ◡ ◡ | — | ◡ ◡

Welchen | König der Gott | über die Kö | nige
Mit ein | weihenden Blick | als er gebo | ren ward,
Vom O | lympus her sah, | der wird ein Men | schenfreund

— — | — ◡ ◡ | — ◡ | —

Und des | Vaterlands Va | ter sein.

Sogar in dem Vorberichte zu der Ode herrscht eine gewisse ungezwungne Hoheit, welche an der Spitze eines Gedichts, wie der *Messias* ist, sehr wohl läßt. „*Der König der Dänen*,“ heißt es, „hat dem Verfasser des *Messias*, *der ein Deutscher ist*, diejenige Muße gegeben, die ihm zu Vollendung seines Gedichts nötig war.“ .. Ein vortreffliches Zeugnis für unsre Zeiten, welches gewiß auf die Nachwelt kommen wird. Wir wissen nicht, ob alle Leute so viel Satire darinne sehen als wir. Wir wollen uns also aller Auslegung enthalten. Vielleicht daß wir mehr sehen, als wir sehen sollten. .. Nur eine kleine Anmerkung von der nördlichen Verpflanzung der witzigen Köpfe ... Doch auch diese wollen wir unterdrücken.

Der vierte Gesang enthält die Beratschlagung des jüdischen Synedriums, die Verräterei des Judas, das letzte Abendmahl der Jünger mit Jesu, seinen Gang nach dem Oelberge .. Kaiphas hatte einen Traum vom Satan gehabt; voller Angst lag er auf dem Lager und warf sich ungestüm und voll Gedanken herum.

„Wie tief in der Feldschlacht
Sterbend ein Gottesleugner sich wälzt; der kommende Sieger,
Und das bäumende Roß, der rauschenden Panzer Getöse,
Und das Geschrei, und der Tötenden Wut, und der donnernde Himmel
Stürmt über ihm; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
Dumm und gedankenlos unter die Toten und glaubt zu vergehen.
Drauf erhebt er sich wieder, und ist noch, und denkt noch und fluchet,
Daß er noch ist, und spritzt mit bleichen sterbenden Händen
Blut gen Himmel; Gott flucht er, und wollte ihn gerne noch leugnen.
Also betäubt sprang Kaiphas auf und ließ die Versammlung
Aller Priester und Aeltsten im Volke schnell zu sich berufen.“ 2c.

Wie vortrefflich ist dieses Gleichnis ausgemalt! Es ist eines von denen, welches der Dichter mehr als einmal braucht und immer auf einer neuen Seite schildert; sowie Virgil

den Löwen . . Es würde eine Beleidigung gegen unsern Leser sein, wenn wir mehr Stellen ausziehen wollten. Wir würden zu glauben scheinen, ein Mensch von Geschmack könne sich mit abgerißnen Stücken begnügen.

Der fünfte Gesang enthält die Leiden Jesu auf dem Oelberge. Die Wahrheit zu gestehen, diese war eine von den Stellen, wo wir den Dichter erwarteten. Er hat unsre Hoffnung, er hat sich selbst übertroffen. Einen einzigen Ort wollen wir bemerken, wo er einen Kunstgriff anwendet, den man bei dem Virgil für eine Unvollkommenheit ansieht . . Gott war auf Tabor herabgestiegen, mit dem Messias ins Gerichte zu gehen, und die Sünden alle hatten sich vor ihm versammelt.

„Aber Gott dachte sich selbst, die Geisterwelt, die ihm getreu blieb,
Und den Sünder, das Menschengeschlecht. Da ergrimmt er, und stand jetzt
Hoch auf Tabor und hielt den erzitternden Erdkreis,
Daß er nicht vor ihm verging.“

Hier bricht er den Vers ab; und dieser Ruhepunkt läßt dem Leser Zeit, sich von der Last dieses schwangern Gedankens, den der Dichter selbst nicht bis an das Ende der Zeile fortzuwälzen gewagt hat, zu erholen. Wann alle die halben Verse bei dem Virgil, welche seine Ausleger Stützen (tibicines) nennen, von gleicher Beschaffenheit wären, wie es einige in der That sind, so würden die Kunstrichter sehr auszulachen sein, die sich die Mühe gegeben haben, sie auf Geratewohl zu erfüllen.

Unser Dichter hat sich nunmehr seinem erhabnen Belohner genähert. Er befindet sich in Kopenhagen, und ohne Zweifel in derjenigen glücklichen Ruhe, woran die Aufmerkkeit der Welt teilnimmt und welche allezeit die Mutter der ewigsten Werke gewesen ist. Ein belohnter Dichter ist zu unsern Zeiten keine geringe Seltenheit. Diese Seltenheit aber wird noch weit größer, wenn der Dichter ein Deutscher ist, und wenn seine Gesänge nichts als Religion und Tugend atmen . . . Könnte man dieses letztre von dem französischen Poeten Piron sagen, so würde vielleicht sein Wohlthäter eine Ursache weniger gehabt haben, sich ihm und der Welt nicht zu entdecken. Diese Begebenheit verdient, daß wir sie unsern Lesern mitteilen. Hier ist der Brief, welchen er an den Ver-

fasser des französischen Merkurs geschrieben hat, der sie am besten erzählen wird.

„Mein Herr,

„Ich zweifle nicht, daß Sie nicht an den gehäuften Unglücksfällen, welche mich seit einem Jahre betroffen haben, Anteil werden genommen haben, wann anders die Nachricht davon bis zu Sie gekommen ist. Ich habe Ihrer Empfindlichkeit die Erzählung derselben ersparen wollen; einen Zufall aber, welcher mir jetzo den Augenblick widerfahren ist, kann ich Ihnen unmöglich verschweigen. Er ist weit sonderbarer, als alle meine Unglücksfälle gewesen sind, und ist so beschaffen, daß ich Zeit meines Lebens daran denken werde. Das Außerordentlichste dabei ist, daß ich nicht weiß, an wen ich mich deswegen halten soll, noch wodurch und wie ich mir ihn zugezogen habe. Hören Sie nur! Ich erhielt vor kurzem einen Brief ohne Namen, in welchem man mich bat, mich den und den Tag, zu der und der Stunde, in der und der Straße, bei einem gewissen Herrn*** (welchen ich nicht im geringsten die Ehre hatte zu kennen) einzufinden, welcher mir sagen würde, was man von mir verlange.

„Ich begab mich den bestimmten Tag richtig dahin, doch nicht ohne eine kleine Bewegung, welche bei annahender Entwicklung solcher geheimnisvollen Anweisungen ganz natürlich ist. Hier kömmt endlich ein gewiß recht rührender Theaterzufall, der aber etwas weniger abgedroschen ist als die, welche wir auf der Bühne zu sehen bekommen.

„Dieser Herr*** war ein Notar, ein sehr wackrer und höflicher Mann, welcher mir, sobald er mich sahe, die Feder darreichte, einen Kontrakt auf 600 Livre Leibrenten, welche zu meinem Gebrauch ausgesetzt waren, ohne daß ich einen Heller zu dem Kapitale gegeben hatte, zu unterzeichnen. Er gab mir zugleich eine Rolle, worinne 25 Louisdor auf das erste Jahr waren. Sie können leicht begreifen, in was für eine Flut von Fragen mein Erstaunen und meine Dankbarkeit ausbrechen mußte. Doch umsonst, ich bekam keine Antwort. Der Notar verrichtete, was ihm aufgetragen war, und die Verschwiegenheit war eine von seinen Vorschriften. Seine Rolle war aus, meine fängt nunmehr an, und diese ist, den edeln Urheber des Stücks zu entdecken oder mit Verdruß zu sterben.

„Es ist kein Stoff, den man von der Kanzel ablesen könnte, ob er es gleich, wie mir es scheint, sein sollte. Denn ist denn die Kanzel nur dazu, daß sie strafbare Handlungen

bekannt machen soll? Würde dieser Zufall nicht ebensogut erbauen als jede andre Abdankung? Ich frage Sie darum, mein Herr. Weil es aber doch der Gebrauch nicht ist, so erzeigen Sie mir wenigstens den Gefallen und unterstützen meine Begierde, denjenigen kennen zu lernen, an welchen ich mich mit meinen schuldigen Danksagungen zu wenden habe. Zeigen Sie diesen Brief einer gewissen Person von Ihren Bekannten, welche Ihnen wohlwill, welche überall in der Welt bekannt ist, welche alles wissen will und in der That auch alles weiß, welche alles sagt, was sie weiß, und zuweilen noch mehr. Sie wird plaudern, sie wird plaudern lassen, und dadurch wird vielleicht jemand hinter das Geheimnis kommen. Diese Person ist das Publikum. Ich bin mit aller Hochachtung, mein Herr rc.

Piron."

Auf diesen Brief folgt eine kleine Sinnschrift, wovon dieses der Einfall ist. „Wann derjenige, welcher gerne Gutes thut, ein Bild Gottes auf Erden ist, so ist der es noch viel mehr, welcher es unsichtbar thut." . . . Wir hoffen, daß Leser von Gefühl hierbei alles empfinden werden, was eine das Licht fliehende Großmut und eine Dankbarkeit, welcher man die Hände gebunden hat, empfinden zu lassen fähig ist. Wie schmeichelnd ist diese uneigennützige Wohlthat, welche dadurch, daß ihr Urheber dem Dichter die Freiheit läßt, sie zuzuschreiben, wem er will, eine Art einer öffentlichen Belohnung wird. Noch schmeichelhafter muß es sein, wenn man die Ueberzeugung damit verbinden kann, diese Belohnung verdient zu haben, sie durch den Eifer verdient zu haben, die verscheuchte Tugend der Welt an der Hand der ihr geweihten Muse zuzuführen, nicht aber durch einen zügellosen Witz, welcher Himmel und Sitten lächerlich macht, sie ersündigt zu haben.

Wann der Verfasser des Messias kein Dichter ist, so ist er doch ein Verteidiger unserer Religion. Und dieses ist er mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man durch einen Einfall zwar nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der Scharfsinnig-

keit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, wo sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewunderung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urteil schlägt sich allezeit auf die Seite unsres Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftigt, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arzenei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt . . Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wann es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche immer noch den größten Teil macht, ein gewisses Ansehen haben.

Wir wollen dem Leser einen kleinen Auszug aus der Vorrede, welche der Hr. D. Triller dem jüngst herausgekommenen fünften Teile seiner Gedichte vorgesetzt hat, mitteilen. Man darf gewisse Leute nur an dem gehörigen Orte reden lassen, wenn sie ihre eigne Satire reden sollen. „Die Liebhaber einer ungezwungnen, leichten und erbaulichen Dichtkunst sind meine geringen Gedichte noch nicht überdrüssig . . . Ich überreiche diesen fünften Teil mit der fast zuversichtlichen Hoffnung, daß er nicht gänzlich mißfallen wird . . Sie sind nicht alle von gleichem Werte und Nachdrucke . . Wo sie keine Bewunderung erwecken, so werden sie doch auch keinen Ekel erregen . .“ (Horaz sagt, nicht wir,

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non dii, non concessere columnae . .
— — — — — — — — — — — — — — — —
— Animis natum inventumque poema juvandis,
Si paulum a summo decessit, vergit ad imum.“)

. . „Wir haben diejenige natürliche, leichte, fließende und, mit einem Worte, menschliche Art, zu dichten, auch in unserm Alter

nicht verlassen wollen, welche wir vormals in der blühenden Jugend wohlbedächtig angenommen haben . . Sie hat ganzer 30 Jahr bei vielen gelehrten und ungelehrten Lesern Beifall erhalten . . Man wird auch in diesem Teile keine dunklen, schweren und rätselvollen Ausdrücke von den steilen und unwegsamen Alpen, oder aus der neuen Arche Noah und den duftigen Cedern von Libanon her . . viel minder aber sogenannte nur schöpfrische Erfindungen antreffen . . Es sollte mir leid sein, wenn ich unter die Afterschöpfer gezählt werden könnte . . Die neuen Heldengedichte, davon bisher so ein ungestümes Lärmen, zum Trotz der gesunden Vernunft und Beleidigung des Wohlklangs, allenthalben gehöret worden, sind nur für die rauhen und schwermütigen Einwohner des Saturnus . . Unsre natürlich denkenden Weltbürger werden sie nicht eher verstehen, als bis sie in reines Deutsch und in eine menschliche Dichtart übersetzt werden . . . Schöpferisch schreiben, schöpferisch dichten, sind strafbare und unchristliche Ausdrücke . . . Wir wissen aus der Schrift, Vernunft und Natur, daß nur ein einziger Schöpfer ist . . Die Weltweisen, ja Gottesgelehrte selbst hätten es besser überlegen sollen, ehe sie die Schöpferwürde einem ohnmächtigen Geschöpfe zugeeignet hätten . . Sie schaffen aber lauter Abenteuer, wie aus der Miltonischen Gespenster- und Geisterhecke, aus Dantes Hölle 2c. 2c. mit Entsetzen zu ersehen ist . . Wenn diejenigen Schöpfergeister sind, die ein paar Dutzend neue und zum Teil gar fromme und büßende Teufel ersinnen können, wie sie in den bekannten Faustischen und Wagnerischen Lebensbeschreibungen stehen, die Scharen von Seraphs eigenmächtig erdichten oder eine frostige und finstre Sonne unter der Erde ungeheißen aufgehen lassen, als ob die oberste allgemeine Sonne so eine unnötige Nebengehilfin brauchte: so müssen alle Trunkene, Träumende und Mondsüchtige auch in die seltne Klasse der schöpferischen Geister zu setzen sein . . . Die Menge von Gelehrten und Kennern ist unzählig, welche mit dieser ungewöhnlichen Art, zu dichten, nicht zufrieden sind . . Viele haben nicht einmal einen Gesang oder Ungesang, weil es sich weder reimt, noch sonst poetisch klingt, ganz aushören können . . . Doch diese schöpferische Heldengedichte werden schon mit der Zeit verschwinden, wenn dieses jetzige fast allgemeine Sinnenfieber wird nachgelassen haben . . . Ich wünsche es aus herzlichem Mitleiden . . . Ich würde mir die Mühe nicht gegeben haben, mein Urteil zu sagen, weil an der ganzen Sache wenig ge-

legen, woferne mir es nicht vornehme Standespersonen anbefohlen hätten .. Opitz, Flemming, Gryphius, Günther rc. haben von dieser Art, zu dichten, nichts gewußt .. Wann sie wiederkommen sollten, würden sie sich vermutlich über diese afrikanischen Wundergeburten entsetzen . . Ich danke dem gütigen Himmel, daß ich von der Dichtkunst nicht leben darf, sondern weit rühmlicher etwas Anderes und Nützlichers gelernt habe, als meine Versorgung mit schöpfrischen Gedichten zu gewinnen oder mit elenden zusammengerafften Zeitungsschreiben und unanständigen Durchhecheln gelehrter und verdienter Männer das Brot zu verdienen. . . Das unhöfliche Schreien gegen meine unschuldigen und zum mindesten nicht unnützen Gedichte ist ganz vergebens gewesen .. Doch ich habe mit diesen lächerlichen Leuten zu lange gescherzt. Ich empfehle dem billigen Leser meine mittelmäßige Muse und verspreche ihm den sechsten Teil und einen besondern Band geistlicher Gedichte. Ich bin für seine unverdiente Wohlgewogenheit rc."

Hier fehlt nichts, als daß Herr D. Triller nicht noch, nach Maßgebung des Orts, wo er jetzo lehrt, die orthodoxe Versicherung hinzufügt, daß der Messias (denn dieses Gedichte meint er doch, ob er es gleich nicht nennet) voller ketzrischer Irrtümer sei. Und wer weiß, ob nicht ehstens der elende Geschmack den Aberglauben zu Hilfe ruft. Ein Ungeheuer muß das andere verteidigen helfen. Aber warum ereifert sich der Herr Professor? Die Historie der Schildbürger wird immer noch gelesen, ob man gleich Clarissen hat. Laßt uns unserm Vaterlande Glück wünschen, daß seine Dichter nach langen Verirrungen den wahren Weg des Altertums gefunden haben! Welche mit den Alten am meisten zu prahlen pflegen, kennen sie am wenigsten. Es gibt Männer, welche auf allen Seiten den Horaz anführen, und in dem ganzen Werke ist nicht eine Horazische Schönheit.

Wir haben mit einer Anmerkung angefangen, wovon der Leser vielleicht schon die Anwendung gemacht hat. Er mag sie aber gemacht haben, wie er will, so müssen wir doch gestehen, daß wir nichts damit suchen, als diejenigen abzuschrecken, welche ihre Schultern einem Werke unterziehen, dem sie nicht gewachsen sind. Hierher gehört der Verfasser eines Gedichts in drei Gesängen: Jakob und Joseph. Es ist nichts als eine ausgedehnte Erzählung dessen, was man von der zweiten Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten, bis auf den Zug

des ganzen Geschlechts dahin, in der Bibel findet. Die Erfindungskraft hat wenig dabei gearbeitet, obgleich die Geschichte einer epischen Fabel weit ähnlicher hätte können gemacht werden. Doch vielleicht ist es wider den Sinn des Verfassers selbst, sein Werk auf dieser Seite betrachten zu lassen, und er ist zufrieden, einen beträchtlichen Platz unter den historischen Poeten zu finden. Diesen kann man ihm nicht versagen. Hier ist eine Stelle zur Probe. Es sind die Worte des Jakobs, da er seinen Sohn das erste Mal wieder umarmet.

„Und o, sprach der Erzvater, mit Freuden wollt' ich jetzt sterben,
Da ich noch einmal dein Antlitz gesehn, dich noch lebend gesehen!
Welche gräßliche Lücke mit eingestürzetem Rande,
Wie der gähnende Schlund des Pardels, mit Zähnen umzäunet,
Brach in mein Leben ein von jenem mühseligen Tag an,
Da du von Dothan nicht wiederkamst und die Brüder mir sagten,
Joseph hätt' ein Raubtier zerfleischt, und den streifigten Rock mir
Brachten und fragten: Sieh, Vater, ob's wohl des Josephs Gewand sei;
Bis zu dem fröhlichen Tag, da Juda die bessere Nachricht,
Kaum geglaubte, nicht glaubliche Nachricht, nach Mamre gebracht hat,
Joseph lebt, und Joseph regiert, auch gab ihm Gott Erben.
Alle die Längen von Jahren, die zwischen die Tage getreten,
Hielt die Trauer mich fest und löschte den männlichen Mut aus.
Wehmut streut auf das Grau der Haare mir Wolken von Asche.
Aber dies lange Weh ersetzt die vollkommenste Freude,
Diese gesegnete Blicke, wohl wert, sie so zu erkaufen."

Ein gewisser Kunstrichter hat den Rat gegeben, diejenigen Werke mit lateinischen Buchstaben drucken zu lassen, welche verdienten, von den Ausländern gelesen zu werden. Bei dem Jakob und Joseph hätte man die gotischen Buchstaben also immer noch behalten können.

Mit weit andern Augen muß man die zwei ersten Gesänge des Gedichts der Sündflut betrachten. Der Verfasser hat nichts Geringes gewagt. Dem Dichter des Noah entgegen zu arbeiten, heißt, wie er selbst sagt, nach einem Ulyssesbogen greifen, den zu spannen, Mut und Sehnen von nöten sind. „Doch," fährt er fort, „der Verlust selbst in diesem Kampfe ist geringer als die Ehre des Unternehmens.

Es ist schon ein vornehmer Ruhm, der andere oder der dritte nach dem Sieger zu sein. Hier sind ansehnliche Gewinste auch für die nächsten nach ihm aufgesetzet. Oft ist es sehr schwer, unter zweien, deren jeder seine starke Ansprache an den Sieg hat, zu entscheiden." Dieses ist gewiß, und eine Vergleichung dieser zwei wetteifernden Gedichte wird es am besten lehren. Der Raum nötiget uns, sie auf das künftige Stück zu versparen. . . Wie stolz wird Deutschland sein können, wenn alle diese Werke so glücklich zustande kommen, als sie angefangen sind! Drei Heldendichter zu gleicher Zeit in Deutschland? Zu viel Gutes, zu viel auf einmal!

Wie einsam dagegen sitzt Frankreichs Kalliope! Ein blitzender Witz hat ihr die Larve einer Buhlerin aufgedrückt und ihren majestätischen Purpur mit Flittergolde besetzt. Ihre Trompete ist dem Momus in die Hände gefallen. Will man den Beweis? Hier ist er. Das neue Jahr, ein heroisches Narrengedichte.*) Es bestehet aus zehn Gesängen, wovon der längste ohngefähr 80 Zeilen hat. Unter den kleinen Kalendern, welche die Franzosen einander zum Neuenjahre schenken, ist in diesem Jahre einer in Versen gewesen, welcher der Almanach der Liebe heißt. Man kann sich leicht einen Begriff davon machen. Die Gewalt dieses Almanachs über das schöne Geschlecht ist der Stoff dieses Gedichts. Lykoris hat den Lindor bezaubert; er erklärt ihr seine Liebe; Lykoris verwirft sie auf das grausamste: erster Gesang. Amor erscheint dem Lindor am Ufer der Seine, tröstet ihn und gibt ihm den Almanach der Liebe, mit der Versicherung, daß eine einzige Lektion daraus seine Geliebte überzeugen werde, jedes Herz sei ihm Opfer schuldig: zweiter Gesang. Lindor eröffnet das Buch, erschrickt anfangs, da er sieht, daß es ein Kalender ist, fasset aber neuen Mut, da er den eigentlichen Inhalt sieht: dritter Gesang. Es ist Nacht, Lindor schläft, im Traum erscheinen ihm die Liebesgötter und Grazien, welche sich über seinen Almanach erlustigen. Er sieht seine Lykoris im Schlafe sich ihm ergeben, er küßt sie im Schlafe. „Wird man mir glauben," spricht der Dichter, „wenn ich sage, daß die Grazien, die das alles mit ansahen, finstre Grimassen machten, daß eine Zweideutigkeit ihre Tugenden in Harnisch jagte? Nein, nein; die Zeit der Scham ist vergangen. Die Grazien sind

*) Le nouvel an, Poëme Heroi-Fou. *Aimés-vous la Muscade? On en a mis partout.* Despréaux à Brochuromanie, l'an du deluge des Almanachs 1751, in 12. 60 Seiten

wie andre Schönen. Hinter dem Fächer braucht man über nichts rot zu werden" ꝛc.: vierter Gesang. Der Neujahrstag bricht an; seine Thorheiten belacht ein Philosoph: fünfter Gesang. Lindor begibt sich zu seiner Lykoris; sie will ihn nicht anhören, sie wirft sein Geschenke zu Boden; eine alte häßliche Kammerfrau wagt es, Schiedsrichterin zu sein; sie verteidigt den Lindor; Lindor küßt das Gespenste aus Dankbarkeit mehr als einmal; alle Anwesende lachen darüber, und endlich auch Lykoris: sechster Gesang. Lindor und Lykoris sind allein; er spricht aufs neue von seiner Liebe; die Unbewegliche will ihm nichts als Freundschaft zugestehen. Endlich überreicht er ihr den Almanach; voller Verachtung wirft sie ihn auf den Nachttisch und schwört, ihn nicht zu lesen. Lindor geht fort in der sichern Hoffnung, seine Geliebte morgen verändert zu finden: siebenter Gesang. Die Neugier besiegt die Lykoris; sie liest den Almanach; ihr Herz wird zärtlich; sie geht zur Ruhe: achter Gesang. Lykoris träumt; ihr Traum ist ein wollüstiges Rätsel, welches der Dichter den Traumdeutern zur Erklärung vorlegt: neunter Gesang. Lindor kömmt mit anbrechendem Morgen zu seiner Schönen, und sie überliefert sich ihm. „Ist dieses gleich eine Fabel," schließt der Dichter, „so hütet euch doch, ihr Schönen, für die Almanachs in Versen; sie verbergen Schlangen unter angenehmen Blumen; der Almanach der Liebe ist der Almanach des Teufels." .. Hat es sich der Mühe verlohnt, daß wir dem Leser diese Kleinigkeit so weitläuftig erzählt haben? Die untermengte Satire ist fein, sie hat aber nichts als gewisse Modethorheiten zum Gegenstande. Den Ausländern wird sie dadurch unverständlich, und in Paris selbst ohne Nutzen, sobald man diese Thorheiten mit andern abwechselt. Ein Abwechselung, worinne Frankreich so sinnreich als in Veränderung seiner Kleider ist.

Vielleicht ist die epische Dichtkunst in England glücklicher? Noch bewundert es seinen Leonidas, ein Werk, dessen Schönheit sich einem freien Engländer in einer Vergrößerung zeigen müssen, worinne sie wenigstens kein zum Dienen geborner Franzose zu fühlen fähig ist. In diesem Jahre aber hat es unter dem Titel Scribleriade ein neues komisches Heldengedichte erhalten, welches voller ursprünglichen Witzes ist. Der Held heißt Scriblerus, ein Gelehrter, in dessen Person der Dichter die unnützen Unternehmungen der studierten Don Quixotes unnachahmlich lächerlich macht. Er hat überall des Cervantes ernsthafte Art, zu scherzen, genau beibehalten und

sie niemals mit dem Drolligen abgewechselt, welche Vermischung zwar vielen gefällt, in der That aber ein Fehler ist. Wir wollen anfangen, dem Leser von dem ersten Buche, mit eingestreuten kleinen Stellen, den Inhalt bekannt zu machen und in dem künftigen Blatte damit fortfahren. Der Dichter fängt, wie gewöhnlich, mit Beschreibung seines Unternehmens an. Er entdeckt, daß Saturn oder die Zeit der Feind seines Helden sei. Er berührt kürzlich die Ursachen dieser Feindschaft und zeigt uns den Scriblerus auf einmal in der afrikanischen Wüste. Diese durchzieht er mit seinen Gefährten, die versteinerte Stadt aufzusuchen. (Diese versteinerte Stadt ist in ganz Afrika bekannt, und nicht wenige ansehnliche Personen in Europa haben das Märchen geglaubt. Shaw erzählet uns in seiner Reisebeschreibung, daß Ludwig XIV. so überzeugt davon gewesen sei, daß er seinem Gesandten Befehl gegeben habe, ihm den Körper eines versteinerten Mannes aus dieser Stadt zu verschaffen, es möge kosten, was es wolle. Zween Janitscharen hätten dem Gesandten auch wirklich einen steinern Knaben um fünfhundert Liv. verkauft und vorgegeben, daß sie einen größern Körper ohnmöglich soweit wegbringen könnten, ohne von den Arabern entdeckt zu werden, welche es durchaus nicht zugeben wollten, daß ein Muselmann, tot oder lebendig, an Christen verkauft würde. D. Shaw aber habe ihm bewiesen, daß der versteinerte Knabe nichts als die Bildsäule eines Cupid's sei, wie er ihm denn den Ort bemerken lassen, wo sie den Köcher von den Schultern abgebrochen hatten.) Saturn glaubt nunmehr Gelegenheit zu haben, seine Rache auszuführen und den Held ums Leben, ja, was ihm noch werter als das Leben war, um seine Ehre zu bringen. Er bittet den Aeolus, ihn durch einen Wirbelwind unter den Wogen des Sandes zu vergraben, damit er mitsamt seinen Gefährten in die Vergessenheit gestürzt würde. Nun redet der Held. Eine so unedle Todesart wird von ihm verworfen. Voller Gegenwart des Geistes beschließt er, alle seine gesammelten Raritäten auf einem Haufen zu türmen, sie anzuzünden und sich selbst in die Flamme zu stürzen. „Wie selig," sagt er, „ist der Mann, dessen Name von einem ruhmvollen Tode seinen prächtigsten Glanz erhält! O, hätte

das liebreichere Schicksal beschlossen, daß ich, wie der große Empedokles, in dem Feuer des Aetna verderben könnte! Oder daß ich das Geschick des unsterblichen Plinius teilte und die Asche des berüchtigten Vesuvs wäre mein Grab geworden! Hätte es beschlossen, mein Ende wie das Ende jener ruhmvollen Stadt zu machen und mich, mir selbst ein trauriges Monument, versteinert dastehen zu lassen! Weit über die Welt würde alsdenn mein wachsender Ruhm erschallen und von allen Musen in allen Gegenden besungen werden. Ach! Ein schimpfliches Schicksal soll mein hoffnungsloses Haupt unbeweint, unbemerkt und auf ewig tot vergraben! Doch ... Ich sollte diesen unedlen Tod nicht verschmähen? ... Nein, unter dem elenden Sande will ich meinen Geist nicht aushauchen ... Da ich alle meine Augenblicke würdig zugebracht habe, so sei etwas gethan, wodurch auch der letzte verherrlichet wird! Ja, der wackere Phönix soll mein Beispiel sein! (... ach, daß ich den Phönix, ich Unglücklicher, nicht noch habe sehen sollen! ...) ... Ja, sein prächtiger Scheiterhaufen erweckt in mir den erhabensten Einfall! ... Ich will meine gesammelten Schätze anzünden und mich selbst der teuren Flamme übergeben.“ ... Der Gott nimmt die Aufopfrung dieser raren Sammlung als das Zeichen der tiefsten Unterthänigkeit auf und beschließt also, sein Leben noch zu fristen. Weil er aber doch seine gegenwärtige Hoffnung zu schanden machen will, so führet er den Sturmwind über die versteinerte Stadt und vergräbt sie unter dem Sande. Scribler, welcher unmöglich den Verlust seiner Schätze überleben kann, wird von der Vollziehung seines Vorhabens durch ein Wunder, durch die Dazwischenkunft des Gottes Momus, abgehalten. Nach einem fruchtlosen Forschen von sechs Tagen dringen seine Gefährten auf die Rückreise. Scribler hält eine Rede an sie und besteht darauf, die versteinerte Stadt aufzusuchen; endlich aber redet es ihm Albertus, einer von seinen Gefährten, durch die Erzählung eines erdichteten Traums aus. Scribler hält eine Lobrede auf die prophetischen Träume und beklagt den Mangel der andern Orakel. „Aber,“ spricht er, „wo ich meine der Ewigkeit geweihte Reise nun weiter hinwenden soll, das wollen mir keine Ahndungen entdecken, keine freundliche Schatten mich lehren. Ach, daß in unsern unerleuchteten Tagen kein gelehrter Priester die Opfer mehr erkläret und mit prophetischem Auge die Eingeweide durchspähet, oder die herumirrenden Warnungen des Himmels lesen kann! Keine

geheiligten Orakel kommen mehr zu Hilfe; die Pythia und das Kumäische Mädchen sind sprachlos. O, hätten wir in jenen glücklichen Zeiten gelebt, als der trojanische Held und der griechische Weise herumschweiften! Da hätten wir vielleicht einen freundschaftlichen Helenus oder Anius gefunden, welcher geschickt gewesen wäre, uns jede Ahndung zu entziffern. Vielleicht wären wir zu den dunkeln Wohnungen der Hölle gegangen, und der berüchtigte Tiresias hätte uns unser Schicksal gezeigt!" Hierauf spricht Albertus: „Ach, nur allzu gerecht ist dein Kummer! O, möchte mein weissagendes Herz die gewünschte Linderung verschaffen! Die klugen Mahometaner haben den Narren und Unsinnigen allezeit besondere Ehre erzeigt, und dieses sehr weislich. Denn oft, wann sich die Flügel der Vernunft hoch über irdische Dinge erheben, so streifen die Gedanken unter den Wohnungen der Sterne und werden durch den Umgang mit den Unsterblichen beglückt. Von da aus teilt alsdann der göttliche Mann den minder erhabenen Sterblichen unterrichtende Wahrheiten aus. In Kairo wohnt ein phrenetischer Weise, welcher von aller dieser theomantischen Wut begeistert ist. Ich habe bemerkt, so oft der Morosoph zum Vorschein kam, ward er von einer unzähligen Menge umringt und von allen verehret. Jung und Alt, Jungfern und Weiber küßten die Fußstapfen des seligen Gymnosophisten. Die brünstige Braut berührte jeden günstigen Teil, geschickt, die Kraft der Fortpflanzung zu erteilen. Endlich thut die Stimme den heiligen Ausspruch, und die horchende Menge bleibt staunend stehen ... Laß uns also, dieses ist meine Meinung, wieder nach Kairo zurückkehren und laß den Weisen sich bei dem Narren Rats erholen!" Hiermit endet sich das erste Buch. Die besten Erläuterungen des ganzen Gedichts kann man aus den Denkwürdigkeiten des Scriblerus, welche sich in Popens Werken befinden, ziehen, wovon es eigentlich eine Art der Nachahmung ist.

Monat Junius 1751.

Die Regeln in den schönen Künsten sind aus den Beobachtungen entstanden, welche man über die Werke derselben gemacht hat. Diese Beobachtungen haben sich von Zeit zu Zeit vermehret und vermehren sich noch, so oft ein Genie,

welches niemals seinen Vorgängern ganz folgt, einen neuen Weg einschlägt oder den schon bekannten über die alten Grenzen hinaus bähnet. Wie unzählig muß also nicht die Menge der Regeln sein; denn allen diesen Beobachtungen kann man eine Art der Allgemeinheit geben, das ist, man kann sie zu Regeln machen. Wie unnütz aber müssen sie uns notwendig durch eben diese Menge werden, wenn man sie nicht durch die Zurückführung auf allgemeine Sätze einfacher und weniger machen kann!

Dieses war die Absicht des Herrn Batteux in der Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, welche er vor einigen Jahren in seiner Sprache herausgab. Er sah alle Regeln als Zweige an, die aus einem einzigen Stamme sprossen. Er ging bis zu ihrer Quelle zurück und traf einen Grundsatz an, welcher einfach und unversteckt genug war, daß man ihn augenblicklich entdecken konnte, und weitläuftig genug, daß sich alle die kleinen besondern Regeln darinnen verloren, welche man bloß vermittelst des Gefühls zu kennen braucht und deren Theorie zu nichts hilft, als daß sie den Geist fesselt, ohne ihn zu erleuchten. Dieser Grundsatz ist die Nachahmung der schönen Natur. Ein Grundsatz, woran sich alle, welche ein wirkliches Genie zu den Künsten haben, fest halten können; welcher sie von tausend eiteln Zweifeln befreiet und sie bloß einem einzigen unumschränkten Gesetze unterwirft, welches, sobald es einmal wohl begriffen ist, den Grund, die Bestimmung und die Auslegung aller andern enthält.

Wir haben nicht nötig, von dieser glücklichen Arbeit des Herrn Batteux, welche ohnedem nicht unter das Neueste gehört, weitläuftig zu reden, da sie vor kurzem unter uns durch eine doppelte Ueberſetzung bekannt genug geworden ist. Die eine dieser Ueberſetzungen ist in Leipzig, die andre in Gotha ans Licht gekommen. Man braucht keine weitläuftige Untersuchungen, der ersten den Vorzug zu erteilen. Außer dem Anhange einiger eignen Abhandlungen, mit welchen sie vorzüglich pranget, ist die Ueberſetzung selbst weit getreuer geraten, da oft die andre den Sinn des Verfassers verfehlt. Gleich die erste Periode aus dem Vorberichte des Verfassers mag es beweisen. „Man beklagt sich beständig über die Menge der Regeln; sie setzen den Verfasser, welcher schreiben, und den Liebhaber, welcher urteilen will, in eine gleiche Verwirrung.“ Dieses sagt Herr Batteux;

die Gothaische Uebersetzung aber sagt etwas ganz anders. „Man beklagt sich,“ heißt es, „täglich über die Menge der Regeln; sie sind sowohl dem Verfasser, der sie verfertigen, als dem Liebhaber, der sie beurteilen will, beschwerlich.“ Das „sie“ bringt einen ganz andern Verstand hinein. Batteux will nicht sagen, daß die Menge der Regeln denjenigen verwirre, welcher die Regeln schreiben oder beurteilen wolle, sondern den, welcher nach diesen Regeln schreiben oder urteilen will. Die eignen Abhandlungen, welche zu der ersten Uebersetzung gekommen sind, handeln von der Einteilung der Künste; von den Zeiten, in welchen die schönen Künste entsprungen sind: von dem höchsten und allgemeinsten Grundsatze der Poesie; von der Einrichtung der Poesie; von der künstlichen Harmonie des Verses; von dem Wunderbaren der Poesie, besonders der Epopöe, und von den eigentlichen Gegenständen des Schäfergedichts. Sie verbessern teils den Hrn. Batteux, teils setzen sie seine Gedanken auf eine Art weiter fort, welche sie der Nachbarschaft, in der sie stehen, würdig macht. Anstatt durch einen Auszug Leser von Geschmack anzutreiben, sie ganz zu lesen, dürfen wir nur den Verfasser nennen. Der Name des Herrn Gellerts wird mehr davon versprechen als die schönsten Stellen, die wir daraus abschreiben könnten.

Wir wollen vielmehr ein ganz neues Werk bekannt machen, welches dem vorhergehenden seinen Ursprung zu danken hat. Es ist ein Brief, welcher unter folgender Aufschrift an den Herrn Batteux gerichtet ist:*) Schreiben über die Tauben und Stummen, zum Gebrauch derer, welche hören und reden. Wer sich an das Schreiben über die Blinden erinnert, welches vor einiger Zeit herauskam, der wird ohne Zweifel gleich bei dem Titel vermuten, daß Herr Diderot gleichfalls der Verfasser davon sei. Was er jetzo vermutet, wird er gewiß wissen, sobald er das Werk selbst gelesen hat. Die Aufschrift scheinet nichts weniger zu versprechen als eine Abhandlung von den Versetzungen in den Sprachen. Gleichwohl ist dieses der vornehmste Inhalt. Wir sagen mit Fleiß: der vornehmste; denn wem ist die Gewohnheit des Herrn Diderot unbekannt? Er schweift überall aus,

*) Lettre sur les Sourds et Muets, à l'usage de ceux, qui entendent et qui parlent. Addressés à Mr.***. *Versisque viarum Judiciis raptos; pedibus vestigia rectis Ne qua forent* ... Aeneid. lib. 8. 1751, in 12mo auf 200 und etlichen 40 Seiten.

er springt von einem auf das andre, und das letzte Wort einer Periode ist ihm ein hinlänglicher Uebergang. Der Name eines Sendschreibens ist vielleicht eine kleine Entschuldigung dieser Ungebundenheit. Die beste Entschuldigung aber ist, daß alle seine Ausschweifungen voller neuen und schönen Gedanken sind. Wann uns doch alle unordentliche Schriftsteller auf diese Art schadlos halten wollten! Die Art, wie er die Versetzungen gegen den Herrn Batteux untersucht, ist diese: Er glaubt, die Natur der Versetzungen zu erkennen, müsse man untersuchen, wie die oratorische Sprache entstanden sei. Er schließt aus dieser Untersuchung erstlich, daß die französische Sprache voller Versetzungen sei, wenn man sie mit der tierischen Sprache und mit dem ersten Zustande der oratorischen Sprache vergleichet, in welchem sie ohne alle Regeln der Zusammenfügung gewesen ist; zweitens, daß, wann sie fast keine von den Versetzungen habe, die in den alten Sprachen so gewöhnlich sind, man es der neuen peripatetischen Weltweisheit zu danken habe, welche die Abstracta realisiert und ihnen in der Rede den vornehmsten Platz eingeräumet hat. Hiervon, glaubt er, könne man sich, auch ohne bis auf den Ursprung der oratorischen Sprache hinaufzusteigen, bloß durch die Betrachtung der Sprache der Gestus überzeugen. Diese Sprache zu erkennen, schlägt er zwei Mittel vor: die Erfahrungen nämlich, die man mit einem sich stellenden Stummen machen kann, und der beständige Umgang mit einem taub und stumm Gebornen. Der Begriff eines sich stellenden Stummen bringt ihn auf den Einfall, den Menschen in so viel besondre Wesen zu teilen, als er Sinne hat. „Ich besinne mich," spricht er, „daß ich mich manchmal mit dieser Art einer metaphysischen Anatomie beschäftigt habe. Ich fand, daß unter allen Sinnen das Auge der am wenigsten gründliche, das Ohr der stolzeste, der Geruch der wollüstigste, der Geschmack der abergläubischste und unbeständigste, das Fühlen aber der gründlichste und philosophischste Sinn waren. Es würde, sollte ich denken, eine sehr lustige Gesellschaft sein, welche aus Personen bestünde, wovon jede nur einen Sinn hätte. Ich glaube gewiß, einer würde den andern für einen Unsinnigen halten; man urteile aber, mit was für Grunde. Und gleichwohl ist dieses ein Bild von dem, was alle Augenblicke in der Welt geschieht; man hat nicht mehr als einen Sinn und urteilet gleichwohl von allem. Uebrigens kann man über diese Gesellschaft von fünf Personen, deren jede

nur einen Sinn hat, eine besondere Anmerkung machen; diese nämlich, daß sie, vermöge der Kraft, zu abstrahieren, alle Fünfe Geometers sein können, daß sie einander vortrefflich verstehen, aber nur in geometrischen Sachen verstehen würden." Die Fortsetzung dieser Gedanken bringt den Verfasser auf andre, die wir dem Leser ganz mitteilen müssen. „Ich besuchte," spricht er, „vor diesen sehr fleißig die Schauspiele, und ich konnte die meisten von unsern guten Stücken auswendig. Wenn ich mir einmal vorsetzte, eine Untersuchung der Gestus und Stellungen vorzunehmen, so begab ich mich auf die dritten Logen; denn je weiter ich von den Schauspielern entfernt war, desto besser war mein Platz. Sobald als der Vorhang aufgezogen war und alle Zuschauer sich bereit machten, zuzuhören, verstopfte ich mir die Ohren mit den Fingern, zu nicht geringer Verwunderung derjenigen, die um mich herum waren und mich, weil sie mich nicht verstunden, beinahe für einen Unsinnigen ansahen, der nur deswegen in die Komödie gekommen wäre, daß er sie nicht hören wollte. Ich ließ mich sehr wenig von ihren Urteilen anfechten und hielt mir ungestört die Ohren fest zu, solange das Spiel des Schauspielers mit den Reden überein kam, die ich mir ins Gedächtnis rufte. Ich hörte nur alsdann, wenn mich die Gestus irre machten oder ich wenigstens irre zu sein glaubte. Ach, mein Herr, wie wenig Schauspieler können eine solche Probe aushalten, und wie erniedrigend würde für die meisten von ihnen eine weitre Erklärung sein, in die ich mich einlassen könnte! Ich muß Ihnen aber auch nicht die neue Verwunderung verhehlen, in welche alle um mich herum fielen, als sie sahen, daß ich bei den pathetischen Stellen Thränen vergoß und mir gleichwohl die Ohren immer zuhielt. Nunmehr konnte man sich nicht länger halten, und die am wenigsten Neugierigen wagten sich mit ihren Fragen an mich, worauf ich aber ganz kaltsinnig antwortete: Jeder höre nach seiner Art, und meine Art wäre, mir die Ohren zuzuhalten, um desto besser zu hören. Ich lachte bei mir selbst über die Reden, welche meine vielleicht nur scheinende, vielleicht wirkliche Narrheit verursachte; noch mehr aber lachte ich über die Einfalt verschiedner junger Leute, welche sich gleichfalls nach meiner Art die Ohren mit den Fingern zuhielten und ganz erstaunten, daß es ihnen nicht gelingen wollte. Sie mögen von meiner Gewohnheit denken, was Sie wollen, so bitte ich Sie, zu überlegen, daß, wenn man, von der Aussprache richtig

zu urteilen, die Rede hören muß, ohne den Schauspieler zu sehen, es ganz natürlich ist, zu glauben, daß man, von den Bewegungen und Stellungen richtig zu urteilen, den Schauspieler sehen müsse, ohne ihn zu hören. Der Schriftsteller, welcher sich durch seinen Hinkenden Teufel, durch seinen Gilblas von Santillana und verschiedne theatralische Stücke bekannt gemacht hat, Herr le Sage, war in seinem Alter so taub geworden, daß man ihm mit aller Gewalt in die Ohren schreien mußte, wenn man von ihm wollte verstanden sein. Gleichwohl wohnte er allen Vorstellungen seiner Stücke bei; er verlor kein Wort davon und sagte sogar, daß er niemals, sowohl von dem Spiele als von den Stücken selbst, besser geurteilet habe, als seitdem er die Schauspieler nicht mehr hören könne ..." Hierauf kommt der Verfasser auf den Nachdruck der Gestus; er führt einige Exempel davon an, welche ihn auf die Betrachtung einer Art des Erhabnen bringen, welche er das Erhabne der Stellung nennet. Die Schwierigkeiten, welche man hat, einem taub und stumm Gebornen gewisse Begriffe beizubringen, geben ihm Gelegenheit, unter den oratorischen Zeichen die zuerst und zuletzt eingeführten zu unterscheiden. Unter die zuletzt eingeführten Zeichen rechnet er die unbestimmten Teile der Größe und besonders der Zeit. Er macht hieraus begreiflich, warum einigen Sprachen verschiedne Zeitfälle mangeln und andere einerlei Zeitfall verschiedentlich brauchen. Diese Unvollkommenheiten geben ihm die Einteilung an die Hand, die Sprachen überhaupt in einem dreifachen Stande, in dem Stande der Geburt, der Bildung und der Vollkommenheit, zu betrachten. Bei dem Stande der Bildung zeigt er, wie der Geist durch die Regeln der Wortfügung gebunden worden und wie unmöglich es sei, die Ordnung bei den Begriffen selbst anzubringen, welche in den griechischen und lateinischen Perioden herrscht. Hieraus schließt er erstlich, daß, die Ordnung in den Teilen der Perioden möge auch in einer alten oder neuern Sprache sein, wie sie wolle, der Geist des Schreibenden doch allezeit der didaktischen Ordnung der französischen Wortfügung folge; zweitens, daß, da diese Wortfügung die allereinfachste sei, die französische Sprache, sowohl dieser als andrer Ursachen wegen, den Vorzug vor den alten Sprachen verdiene. „Die Franzosen," spricht er, „haben dadurch, daß sie alle Versetzungen verworfen haben, die Klarheit und Genauigkeit, die vornehmsten Stücke der Rede, gewonnen; Stärke und

Nachdruck aber haben sie dadurch verloren. Ich füge hinzu, daß die französische Sprache wegen der didaktischen Ordnung, welcher sie unterworfen ist, zu den ernsthaften Wissenschaften weit bequemer als die griechische, lateinische, italienische und englische Sprache ist, diese aber wegen ihrer Wendungen und Versetzungen weit vorteilhafter bei den schönen Wissenschaften können angewendet werden. Wir können besser als jedes andre Volk den Geist reden lassen, und die Vernunft muß notwendig die französische Sprache, sich auszudrücken, erwählen; Einbildung und Leidenschaften aber werden den alten Sprachen und den Sprachen unsrer Nachbarn den Vorzug geben. Französisch muß man in der Gesellschaft und in den Schulen der Weltweisen reden; griechisch, lateinisch und englisch aber auf der Kanzel und der Bühne. Unsre Sprache wird die Sprache der Wahrheit sein, wenn sie jemals wieder auf die Erde kommen sollte; die übrigen Sprachen aber sind die Sprachen der Fabel und der Lügen. Das Französische ist gemacht, zu unterrichten, zu erleuchten und zu überzeugen; das Griechische, Lateinische, Italienische, Englische aber, zu überreden, zu bewegen und zu betriegen. Sprecht griechisch, lateinisch, italienisch mit dem Pöbel, französisch aber mit dem Weisen." . . . Indem er die gebildete Sprache bis zu dem Stande der Vollkommenheit begleitet, stößt ihm die Harmonie auf. Er vergleicht die Harmonie der Schreibart mit der musikalischen Harmonie und zeigt erstlich, daß die erstre in den Worten die Wirkung einer gewissen Vermischung der selbstlautenden und mitlautenden Buchstaben und des Werts der Silben sei, daß sie aber in den Perioden aus der Stellung der Worte entstehe; zweitens, daß die Harmonie der Worte und die Harmonie der Perioden eine Art von Hieroglyphik hervorbrächten, welche der Poesie besonders eigen ist. Er erklärt diese Hieroglyphik in verschiednen Stellen der größten Dichter und beweiset, daß es unmöglich sei, einen Dichter in einer andern Sprache vollkommen auszudrücken. Eine von diesen Stellen ist die, in welcher Virgil von dem tödlich verwundeten Euryalus sagt:

„Pulchrosque per artus
It cruor; inque humeros cervix collapsa recumbit,
Purpureus veluti cum flos succisus aratro
Languescit moriens, lassove papavera collo
Demisere caput, pluvia cum forte gravantur."

„Ich würde weniger erstaunt sein," sagt er, „wenn ich sähe, daß diese Verse durch das ungefähre Untereinanderwerfen der Lettern entstünden, als wenn ich sehen sollte, daß alle hieroglyphische Schönheiten derselben in eine Uebersetzung gebracht würden. Das Bild der Hervorquellung des Bluts, it cruor; das Bild des sterbenden Haupts, welches auf die Schultern fällt, cervix collapsa recumbit; das Geräusche des Pflugs, wenn er durchschneidet, succisus; die tödliche Mattigkeit des languescit moriens; die Weichlichkeit des Mohnstengels, lassove papavera collo; das demisere caput und das gravantur, welches das Bild schließet. Demisere ist so weichlich, als der Stengel der Blume; gravantur ist ebenso schwer als der Kelch, wann er mit Regen erfüllt ist. Collapsa bemerkt die Gewalt und den Fall. Eben diese Hieroglyphe befindet sich doppelt in papavera. Die zwei ersten Silben halten das Haupt des Mohns aufrecht, und die zwei letzten biegen es." Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß auch in den allerdeutlichsten Dichtern Schwierigkeiten sind, und versichert, daß es tausendmal mehr Menschen gibt, welche fähig sind, einen Geometer zu verstehen als einen Dichter, weil man allezeit tausend Leute von Verstande gegen einen Menschen von Geschmack findet, und tausend Menschen von Geschmack gegen einen von einem ausgesuchten Geschmack. Er bringt bei dieser Gelegenheit eine neue Erklärung der bekannten Verse des Homers an, von welchen man gezweifelt hat, ob sie erhabner oder gottloser sind:

Ζεῦ πάτερ, ἀλλὰ σὺ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας 'Αχαιῶν,
Ποίησον δ'αἴθρην, δὸς δ'ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι,
'Εν δὲ φάει καὶ ὄλεσσον, ἐπεί νύ τοι εὔαδεν οὕτως.

„Boileau," spricht er, „hat diese Zeilen übersetzt: Gott, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedeckt, und streite gleich selbst wider uns, nur bei hellem Himmel. Seht da, schreit dieser Kunstrichter mit dem Rhetor Longin, die wirklichen Gesinnungen eines Kriegers! Er verlanget nicht das Leben; ein Held war dieser Niederträchtigkeit nicht fähig; weil er aber keine Gelegenheit sieht, seinen Mut in der Dunkelheit sehen zu lassen, so verdrüßt es ihm, daß er nicht streiten soll; er verlangt also, daß der Tag geschwind anbreche, damit er seinem großen Herzen wenigstens ein ihm würdiges Ende herbeibringe, wenn er auch mit dem Jupiter selbst zu streiten haben sollte.

„Grand Dieu, rends nous le jour, et combats contre nous!“
La Motte.

„Ei, meine Herren! werde ich dem Longin und dem Boileau antworten! hier ist gar nicht die Frage von den Gesinnungen, welche ein Krieger haben muß, auch nicht von der Rede, welche er in den Umständen, worinne Ajax war, führen muß. Homer wußte dieses ohne Zweifel ebenso gut wie ihr. Hier kömmt es nur darauf an, daß man zwei Verse des Homers richtig übersetze. Und wenn es nun von ohngefähr geschehen sollte, daß dasjenige nicht darinne stünde, was ihr lobt: wie würde es denn mit euern Lobeserhebungen und Betrachtungen stehen? Was wird man von dem Longin, dem Boileau und La Motte denken müssen, wenn sie von ohngefähr etwa gottlose Prahlereien da gefunden hätten, wo nichts als ein erhabnes und pathetisches Gebet ist? Man lese und überlese die zwei Verse des Homers so vielmal, als man will, so wird man doch nichts als dieses darinne finden: „Vater der Götter und Menschen, Ζεῦ πάτερ, zerstreue die Nacht, welche unsre Augen bedecket, und wenn du beschlossen hast, uns zu verderben, so verderbe uns wenigstens bei hellem Himmel!“

„Faudra-t-il sans combats terminer sa carrière?
Grand Dieu, chassés la nuit, qui nous couvre les yeux,
Et que nous périssions à la clarté des cieux.“

„Wenn diese Uebersetzung nicht das Pathetische des Homers ausdrückt, so findet man doch wenigstens nicht den Mißverstand darinne, welchen Boileau und La Motte hineingebracht haben. Hier ist gar keine Herausforderung des Jupiters; man sieht nichts als einen Held, welcher bereit ist, zu sterben, wann es Jupiter so verlangt, und keine andre Gnade von ihm erbittet, als kämpfend sterben zu können. Ζεῦ πάτερ, Jupiter! Vater! Würde ein Menippus wohl den Jupiter so anreden? ... Diese Stelle,“ fähret er fort, „beweiset genugsam, daß es gar nicht nötig ist, dem Homer Schönheiten zu leihen, und daß man oft dadurch in Gefahr kömmt, ihm diejenigen zu nehmen, welche er wirklich hat. Man mag ein noch so großes Genie sein, so wird man dasjenige doch nimmermehr besser sagen, was Homer gut gesagt hat. Laßt uns ihn erst verstehn lernen, ehe wir ihn verschönern wollen! Er ist aber von den poetischen Hieroglyphen, von welchen ich vorher geredet habe, so voll, daß man sich nicht einmal, wenn man ihn auch zum zehnten Male lieset, schmeicheln darf, alles gesehn

zu haben." ... Der Verfasser merkt hierauf an, daß jede Kunst der Nachahmung ihre Hieroglyphen habe und daß es zu wünschen sei, wenn ein kundiger und zärtlicher Schriftsteller ihre Vergleichung unternehmen wollte. Hier gibt er dem Hrn. Batteux zu verstehen, daß man von ihm diese Arbeit erwartet und daß diejenigen, welche seine Einschränkung der schönen Künste auf die Nachahmung der schönen Natur gelesen hätten, berechtiget zu sein glaubten, von ihm eine genaue Erklärung, was denn die schöne Natur sei, zu verlangen. Ohne diese würde seinem Werke der Grund und ohne jene die Anwendung fehlen. In Erwartung wagt er von der ersten Arbeit selbst eine Probe, wozu er die vortreffliche Stelle des Virgils gewählt hat.

„Illa graves oculos conata attollere, rursus
Deficit. Infixum stridet sub pectore vulnus.
Ter sese attollens cubitoque annexa levavit;
Ter revoluta toro est, oculisque errantibus alto
Quaesivit coelo lucem, ingemuitque reperta."

Die Tonkünstler und Maler mögen es beurteilen, ob er in ihren Künsten den poetischen Hieroglyphen gleichgeltende angegeben hat ... Zum Schlusse kömmt er auf die französische Sprache wieder zurück; er erteilt ihr noch einmal den Vorzug vor allen Sprachen in den nützlichen Sachen und spricht ihr auch in dem Angenehmen ihre Stärke nicht ab, wann sie in den Händen eines Meisters ist. „Ein Werk," schließt er, „welches von dem Genie unterstützt wird, fällt nie, es mag in einer Sprache geschrieben sein, in welcher es will."

Wir haben uns bei diesem kleinen Werke ein wenig lange aufgehalten, und gleichwohl haben wir nichts als einige Blumen daraus aussuchen können. Wir hoffen aber, daß sie dem Leser angenehmer sein werden als ein halb Dutzend Büchertitel, mit einem nichts beurteilenden Urteile verlängert, das voller kindischen Ausrufungen, lächerlichen Anspielungen und unnötigen Versicherungen ist, wie wert uns der allerwerteste Herr Verfasser sei.

Ein kurzsichtiger Dogmaticus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus dem angeführten Schreiben des Herrn Diderot herauszuklauben wissen. Unser Verfasser ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als

sie zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit;“
v. Kleist.

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wagt es, Meinungen zu bestreiten, die wir geheiliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebensowenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen. Wenn man einer Art von Schriftstellern das Handwerk legen will, so sei es diejenige, welche uns das Laster angenehm macht. Dem witzigen Wollüstler nehme man die Feder, welcher sich nicht scheuet, die Mädchenschulen, unglücklich genug, zu vernehmen.

Dieser Gedanke könnte eine Art des Ueberganges zu folgendem Buche sein, wann wir in einem Blatte, wie das gegenwärtige ist, die Uebergänge nötig hätten. Der Herr De la Mettrie, ein Name, bei dem man vielerlei denken kann, hat die Welt mit einer neuen Geburt seines Witzes beschenkt, welche die Aufschrift führet: Die Kunst, zu genießen.*) Er hätte sich noch kürzer, obgleich ein wenig dunkler fassen können, wann er sie die Porneutik überschrieben hätte. Wem die geheimste Bedeutung des französischen Worts genießen unbekannt ist, dem wird der Vers aus dem Lucrez zu statten kommen, welcher mehr als ein ganz artigs Bild anstatt der Titelvignette enthält.

„Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas.“

Der züchtigste Begriff, den wir davon machen können, ist, wenn wir sagen, daß der Verfasser darinne die Wollust in ihren verschiedenen, und zwar den ausgesuchtesten Stellungen malt. Die Züge zeigen von keiner Meisterhand; die Colorite ist blendend, und die Farben sind mehr unter einander gekleckt als vertrieben. „Vergnügen,“ hebt er an, „höchster Beherrscher der Götter und Menschen, vor welchem alles, auch sogar die

---

*) L'Art de jouir. *Et quibus ipsa modis tractetur blanda voluptas. Lucr.* à Cythère. 1751. in 8. auf 8½ Bogen.

Vernunft verschwindet; du weißt, wie tief mein Herz dich anbetet, du weißt alle die Opfer, die es dir gebracht hat. Ich weiß nicht, ob ich an den Lobsprüchen, die ich dir gebe, werde teilhaben; ich würde mich aber für deiner unwert halten, wenn ich nicht aufmerksam wäre, mich deiner Gegenwart zu versichern und mir selbst von allen deinen Wohlthaten Rechnung abzulegen. Die Dankbarkeit würde ein allzu schwacher Zoll sein; ich füge also die Untersuchung meiner süßesten Empfindungen hinzu." In diesem Tone fährt er einige Seiten fort, bis er endlich auf der elften ausruft: „O Natur! o Liebe! werde ich auch in das Lob eurer Reize alle die Entzückungen bringen können, mit welchen ich eure Wohlthaten schmecke!" Sollte man nicht glauben, daß nach einer solchen Ausrufung ein Franzose, das ist ein geborner witziger Kopf, wie man behauptet, sich ganz besonders anstrengen würde? Wahrhaftig, es ist auch geschehen. Und wie? Er hat einen Deutschen ausgeschrieben. Die Ode des Hrn. von Hallers an Doris ist es, welcher dieses Glück widerfahren ist. Wir müssen die ganze Stelle einrücken, damit unsere Leser nicht glauben, wir scherzten. „Komm, Phyllis," spricht der französische Haller, „laß uns in das kühle Thal herabsteigen! Alles schläft in der Natur, wir allein sind wache. Komm unter jene Bäume, wo man nichts als das sanfte Geräusche ihrer Blätter höret. Der verliebte Zephyr ist es, welcher sie belebt. Siehe, wie sie sich gegeneinander bewegen und dir das Zeichen geben, ihnen nachzuahmen." Wie unglücklich hat sich der Herr De la Mettrie seinen Raub zu nutze gemacht. Man vergleiche!

„Komm, Doris, komm zu jenen Buchen,
Laß uns den stillen Grund besuchen,
Wo nichts sich regt, als ich und du.
Nur noch der Hauch verliebter Weste
Belebt das schwanke Laub der Aeste
Und winket dir liebkosend zu."

„Sprich, Phyllis, fühlst du nicht eine süße Bewegung, eine angenehme Wehmut, welche dir unbekannt ist? Ja, ich sehe den glücklichen Eindruck, welchen dieser geheimnisvolle Ort auf dich gemacht hat. Das Feuer deiner Augen wird gelinder; dein Blut rollt mit mehrerer Geschwindigkeit; es schwellt deinen schönen Busen, es belebt dein unschuldiges Herz."

„Sprich, Doris, fühlst du nicht im Herzen
Die zarte Regung sanfter Schmerzen,
Die süßer sind als alle Lust?
Strahlt nicht dein holder Blick gelinder?
Rollt nicht dein Blut sich selbst geschwinder
Und schwellt die unschuldsvolle Brust?“

„Wie ist mir! Was für neue Empfindungen! sprichst du... Komm, Phyllis, ich will sie dir erklären.“

„Ich weiß, daß sich dein Herz befraget
Und ein Gedank' zum andern saget:
Wie wird mir doch? Was fühle ich“ rc.

„Deine Tugend erwacht; sie fürchtet, überrascht zu werden, und ist es schon. Die Scham scheint deine Unruhe mit deinen Reizen zu vermehren. Dein Ruhm verwirft die Liebe, aber dein Herz verwirft sie nicht.“

„Du staunst. Es regt sich deine Tugend,
Die holde Farbe keuscher Jugend
Deckt dein verschämtes Angesicht;
Dein Blut wallt von vermischtem Triebe,
Der strenge Ruhm verwirft die Liebe,
Allein dein Herz verwirft sie nicht.“

„Umsonst widersetzest du dich; jeder muß seinem Geschicke folgen; dem deinigen hat nichts, glücklich zu sein, gefehlt, als die Liebe. Du wirst dich nicht eines Glücks berauben, welches sich verdoppelt, indem man es teilt. Du wirst die Schlingen nicht vermeiden, welche du der ganzen Welt legst: wer zweifelt, der hat sich schon entschlossen.“

„Mein Kind, erheitre deine Blicke,
Ergib dich nur in dein Geschicke,
Dem nur die Liebe noch gefehlt.
Was willst du dir dein Glück mißgönnen?
Du wirst dich doch nicht retten können;
Wer zweifelt, der hat schon gewählt.“

„O könntest du nur den Schatten von dem Vergnügen empfinden, welches zwei Herzen schmecken, die sich einander ergeben; du würdest von dem Jupiter alle die verdrüßlichen Augenblicke, alle die leeren Stellen deines Lebens, die du ohne Liebe zugebracht hast, zurückfordern.“

„O könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die zwei Herzen spüren,
Die sich einander zugedacht,
Du forderteſt von dem Geschicke
Die langen Stunden selbst zurücke,
Die dein Herz müßig zugebracht."

„Wann sich eine Schöne ergeben hat; wann sie nur für den noch lebt, welcher für sie lebt; wann ihre Weigerungen nichts mehr als ein notwendiges Spiel sind; wann die Zärtlichkeit, welche sie begleitet, die verliebten Räubereien recht spricht und nichts als eine sanfte Gewalt fordert; wann zwei schöne Augen, deren Bestürzung die Reize vermehret, heimlich verlangen, was der Mund ausschlägt; wann die geprüfte Liebe des Liebhabers von der Tugend selbst mit Myrten gekrönet wird; wann die Vernunft keine andre Sprache führt als die Sprache des Herzens; wann . . die Ausdrücke fehlen mir, Phyllis; alles, was ich dir sage, ist nichts als ein leichter Traum von diesem Vergnügen. Angenehme Wehmut! süße Entzückung! Umsonst wagt der Witz, euch auszudrücken; das Herz selbst kann euch kaum begreifen."

„Wann eine Schöne sich ergeben,
Für den, der für sie lebt, zu leben,
Und ihr Verweigern wird zum Scherz;
Wann nach erkannter Treu' des Hirten
Die Tugend selbst ihn kränzt mit Myrten
Und die Vernunft redt wie das Herz;

Wann zärtlich Wehren, holdes Zwingen,
Verliebter Diebstahl, reizend Ringen
Mit Wollust beider Herz beräuscht,
Wann der verwirrte Blick der Schönen,
Ihr schwimmend Aug' voll seichter Thränen,
Was sie verweigert, heimlich heischt."

„Du seufzest, du fühlest die süße Annäherung des Vergnügens! Liebe, wie anbetenswürdig bist du! Wann dein Bild Begierden erweckt, was wirst du nicht selbst thun?"

„Du seufzest, Doris! wirst du blöde?
O selig! flößte meine Rede
Dir den Geschmack des Liebens ein!

Wie angenehm ist doch die Liebe!
Erregt ihr Bild schon zarte Triebe,
Was wird das Urbild selber sein!"

„Genieße, Phyllis, genieße deiner Reize: nur schöne für sich sein heißt schöne zur Qual der Menschen sein."

„Mein Kind, genieße deines Lebens,
Sei nicht so schön für dich vergebens,
Sei nicht so schön für uns zur Qual!"

„Fürchte weder die Liebe, noch den Geliebten! Du bist einmal Meisterin von meinem Herze, du wirst es ewig bleiben. Die Tugend erhält leicht diejenigen, welche die Schönheit besiegt hat."

„Zudem, was hast du zu befahren?
Laß andre nur ein Herz bewahren,
Das, wer's besessen, gleich verläßt.
Du bleibst der Seelen ewig Meister;
Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest."

Wir müssen noch einige Strophen weglassen, welche er ebenso getreulich untreu abgeschrieben hat. Ich weiß nicht, was der für eine Stirne haben muß, welcher sich fremde Gedanken auf eine so unerlaubte Art zueignet? Was für eine Beleidigung gegen einen tugendhaften Dichter, seine unschuldigen Empfindungen unter Priapeische Ausrufungen vermengt zu sehen! Es ist das zweite Unrecht, welches dem Herrn von Haller durch den Herrn De la Mettrie geschieht. Doch vielleicht ist dieses nur eine Folge von dem ersten. Da er in der Zueignungsschrift seines Werks, Der Mensch eine Maschine, sich die Gedichte dieses Mannes gelesen zu haben rühmte, so hat er vielleicht jetzo dadurch, daß er sie ausgeschrieben, beweisen wollen, daß er sie wirklich gelesen habe, woran man damals zweifeln konnte, weil die französische Uebersetzung noch nicht heraus war. Doch er glaubt wohl gar sein Original verschönert und uns eine Probe gegeben zu haben, wie sehr ein deutsches Gedichte umgeschmolzen werden müsse, wenn es im Französischen nur erträglich sein solle? So gut es auch wäre, wann die witzigen Schriften der Deutschen bei den Franzosen bekannter würden, so wenig wollten wir wünschen, daß es durch diesen Weg geschehen möge. Sie würden offenbar mehr dabei verlieren als gewinnen.

Monat Julius 1751.

Die Liebe macht edel. Eine Geschichte.

Daß die Liebe eine gefährliche Leidenschaft sei, ist eine Wahrheit, welche durch tausend Exempel bestätigt zu sein scheinet. Man höre nur die geschwornen Menschenfeinde, welche sich eine Ehre daraus machen, Empfindungen zu verlästern, die sie niemals gefühlt haben; es ist die Liebe, welcher sie alle Unordnungen zuschreiben, über die sie ewige Klagen auszuschütten sich zum Gesetze gemacht haben. Ich unterstehe mich, ihr Vorurteil zu bestreiten. Die Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, nimmt die Farbe der Seele an, welche sie besitzt. Selten macht sie aus einem ehrlichen Mann einen Schelm, oft genug aber aus einem Schelm einen ehrlichen Mann. Die Begierde, zu gefallen, läßt uns gemeiniglich die Neigungen, den Geschmack, die Denkungsart des geliebten Gegenstandes annehmen; besonders wann sie der natürlichen Rechtschaffenheit nicht entgegen sind, welche jeder Mensch in dem Innersten seines Herzens eingegraben trägt. Zwar kann ein Ehrliebender durch den betrüglichen Schein hintergangen werden, er kann sein Herz einem verachtungswürdigen Gegenstande überlassen; doch der Betrug dauert nicht, und sobald ihm eine genaue Untersuchung in seiner Geliebten wesentliche Fehler entdeckt, steht er nicht einen Augenblick an, sich von seiner Liebe zu heilen. Ich weiß, daß diese Regel einige Ausnahme leidet und daß eine übel angebrachte Neigung oft die Tugend, die die gegründetste zu sein schien, verführet hat. Ich behaupte aber, daß diese Tugend sehr schwach gewesen ist, und allenfalls, daß diese Ausnahmen die Wahrheit nicht umstoßen, welche ich vortrage. Folgendes Beispiel wird sie am besten beweisen.

Ein reicher Kaufmann in Paris hatte eine einzige Tochter, Marianne. Sie war ein vollkommnes Frauenzimmer. Sie war überdies Erbin; konnte es ihr an Anbetern fehlen? Ihr Vater, Dupuis, hatte für seine Tochter eine unumschränkte Zärtlichkeit. Er überließ ihr die Wahl eines Gemahls und versprach ihr, ohne Ausnahme den für seinen Eidam anzunehmen, auf welchen sie fallen würde. Marianne war von einer alten Mamsell erzogen worden, welche kein ander Vermögen als ihren Adel besaß, von welchem sie so eingenommen

war, daß sie sich ohnmöglich einbilden konnte, daß ein gemeiner Mann edel denken und handeln könne. Diese Gesinnung teilte sie ihrer Untergebnen mit, und Marianne faßte den festen Entschluß, ewig Jungfer zu bleiben, oder diesen Namen nur einem Edelmanne aufzuopfern, sollte es auch der ärmste Kadett sein, der in ganz Gascognen zu finden wäre. Sie hatte schon verschiedne ansehnliche Partien ausgeschlagen, als sie von ohngefähr einen gewissen Menschen in Bedienungen, dessen Vermögen unermeßlich war, kennen lernte. Er mag Disenteuil heißen. Sein Vater hatte, als er sein Dorf verließ, die Livree getragen und war von Stufe zu Stufe bis zur Stelle eines Oberpachters gestiegen. Es war ihm gelungen, seinem Sohne das äußerliche Ansehen eines ehrlichen Mannes zu geben; die Gesinnungen eines ehrlichen Mannes aber konnte er ihm nicht beibringen, und er hatte sie selbst nicht. Disenteuil war durch den Tod seines Vaters sein eigner Herr geworden, und kaum hatte er Mariannen gesehen, als er sie zu seiner Frauen zu machen beschloß. Nach den Grundsätzen, welche sie hatte, mußte ihr diese Heirat am wenigsten anstehen. Sie war überzeugt, daß man ohne Nachteil der Ehrlichkeit nicht auf einmal reich werden kann, und erklärte also ihrem neuen Liebhaber rund heraus, daß sie nimmermehr die Ehre seiner Verbindung annehmen würde. Disenteuil war durch diese abschlägliche Antwort erbittert. Er suchte die Ursache davon, er fand sie und nahm sich vor, Mariannen an ihrer empfindlichsten Seite zu strafen. Er hatte an der Thüre seines Palasts einen wohlgewachsnen Burschen bemerkt, welcher, so sehr ihn auch der Schweiß verstellt hatte, ungemein wohl aussahe. Diesen wollte er zu dem Werkzeuge seiner Rache machen. Er nahte sich ihm und fragte ihn dieses und jenes. Robillard, so hieß dieser Bursche, hatte Verstand, und Disenteuil freute sich zum voraus über seine Wahl. Er versprach ihm, sein Glücke zu machen, wann er ihm einen unumschränkten Gehorsam schwören wollte. Robillard that es und erhielt etwas Geld, sich zu kleiden, mit dem Befehle, des Tages drauf sich an einem gewissen Orte einzufinden. Er fand sich ein, und kaum erkannte ihn Disenteuil unter seinem neuen Aufzuge. Er ließ ihn nach Rouen abreisen, wo er ihn einem seiner Freunde empfahl und ihm ein halbes Jahr alle Meister hielt, welche sein Aeußerliches auszubilden fähig sein konnten. Er legte sich besonders auf das Italienische, welches er sprechen lernte.

Der Freund schrieb an den Disenteuil, daß er vollkommen wohl mit dem jungen Menschen zufrieden wäre, den er ihm empfohlen hätte. Disenteuil reiste sogleich ab und überzeugte sich mit eignen Augen, daß sein Schauspieler die bestimmte Rolle zu spielen imstande sei. Er erklärte ihm nunmehr, daß er sich durch ihn an der hochmütigen Marianne zu rächen willens wäre, und Robillard ließ sich ohne viel Bedenken in sein Unternehmen ziehen; doch mußt' er ihm vorher versprechen, alle Angelegenheiten, so daraus erfolgen könnten, über sich zu nehmen. Er reiste hierauf mit seinem Patrone fort, welcher ihn in verschiednen guten Häusern als einen jungen Italiener, den man ihm empfohlen habe, vorstellte. Robillard spielte seine neue Person vortrefflich; er machte hier und da Bekanntschaften und kam auch zu dem Herrn Dupuis, unter dem Vorwande, Verschiednes bei ihm zu kaufen. Weil er bar bezahlte und ohne viel zu handeln, so ward er gar bald ein Freund des Hauses. Er sahe Mariannen und empfand für sie, was man Geschmacke, Begierde nennen sollte, und was man ganz unrecht Liebe nennt. Er schlug verschiedne Ergötzungen vor, und seine Vorschläge wurden angenommen, bis es nach und nach so weit kam, daß er dem Herrn Dupuis frei erklärte, er sei von den Eigenschaften der schönen Marianne bezaubert und würde die Ehre, sein Schwiegersohn zu werden, für das größte Glück ansehen, welches ihm begegnen könnte. Dupuis bezeigte ihm seine Erkenntlichkeit und bat sich Zeit aus, seine Tochter dazu vorzubereiten. Robillard begriff leichte die Ursache dieses Aufschubs und kam dem Kaufmanne auf die Art zuvor, wie man sie ihm unter den Fuß gegeben hatte. „Es würde sehr ungerecht sein," sagte er, „wann ich verlangte, daß Sie mir wegen meines Vermögens und meiner Geburt auf mein Wort glauben sollten. Die Welt ist voller Herumschweifer, welche Abenteuer suchen, und so groß mein Verlangen auch ist, mich als der Gemahl der reizenden Marianne zu sehen, so verlange ich doch ihre Hand nicht eher, als bis Sie meinetwegen alle Erkundigungen, welche Ihnen Ihre Klugheit an die Hand gibt, werden eingezogen haben." Hier nennte Robillard dem Herrn Dupuis einen reichen Wechsler, an welchen er gewiesen sei, und der ihm nur noch vor drei Monaten beträchtliche Summen ausgezahlt habe. Mit diesem Wechsler hatte es seine Richtigkeit. Disenteuil wußte nämlich, daß er die Familie kenne, deren Namen er den Robillard hatte

annehmen lassen, und ließ ihm also von dem Orte, wo diese Familie war, Wechselbriefe und Gelder übermachen; so daß der Wechsler nicht im geringsten anstand, dem Herrn Dupuis zu bekräftigen, daß er für seine Tochter keine beßre Wahl treffen könnte. Es kam also auf nichts weiter als auf die Einwilligung der Marianne an. Der vorgegebene Marquis gefiel ihr, sie wollte aber seinen Charakter kennen lernen und glaubte nicht, daß man sich auf den ersten Anblick verlassen müsse, wenn man eine Verbindung eingehen wollte, wovon das Glück oder Unglück des ganzen Lebens abhange. Sie ließ also dem Robillard zu verstehen geben, daß es ihr angenehm sein würde, wenn man die Heirat noch einige Zeit verschöbe, und weil sie in der Untersuchung, welche sie anzustellen sich vornahm, nicht zerstreuet werden wollte, so schlug sie ihm vor, sie auf das Landgut zu begleiten, wohin sich ihr Vater alle Jahre einmal begab. Disenteuil, welcher bei dem Worte Aufschub gezittert hatte, faßte wieder neuen Mut, als er hörte, daß es auf das Land gehen sollte. Indem hier nun Marianne bemüht war, den Charakter des Robillard zu erkennen, entdeckte sie ihm alle Schönheiten des ihrigen, und endlich fing dieser Mensch, bei welchem bisher die Gewissensbisse sehr schwach gewesen waren, an, sein Unternehmen als eine Handlung anzusehen, welche die größten Züchtigungen verdiene. Die Liebe entdeckte ihm, was er der Redlichkeit und der Ehre schuldig sei; und so wie diese Liebe alle Augenblicke zunahm, so wurden auch seine Gewissensbisse stärker und stärker. Er bestritt sie eine Zeitlang, weil er nicht ohne Entsetzen den Zustand überlegen konnte, in welchen er sich dadurch stürzen müßte. Alles verschwand vor ihm in dem Augenblick, da er die Larve ablegen würde. Nichts blieb ihm übrig als seine Liebe, welche sein ganzes Leben zu beunruhigen drohte, gesetzt, daß er auch in einen andern Stand gelangen möchte, als derjenige war, aus welchem ihn Disenteuil gerissen hatte. Doch zuletzt blieb die Tugend die stärkste. Marianne erklärte ihrem Vater, daß sie bereit wäre, dem Marquis die Hand zu geben, und sie wollte ihm selbst sein Glück ankündigen. Eine Traurigkeit, welche Robillard vergebens zu verbergen bemüht war und welche sie für eine Wirkung seiner Liebe hielt, hatte sie zu seinem Vorteile schlüssig gemacht, da sie ohnedem mit allem, was sie an seinem Charakter beobachtet hatte, vollkommen zufrieden war. Wie groß aber war ihre Bestürzung, als sie ihren Liebhaber in keine von

den Entzückungen geraten sahe, die sie erwartet hatte. Der lebhafteste Schmerz verriet sich in dem Gesichte des Robillards, und die Thränen entronnen ihm wider seinen Willen. Nachdem er eine lange Zeit in einem tiefen Nachdenken wie vergraben gewesen war, erhob er sich, küßte Mariannen die Hand, ohne daß er sich getraute, sie anzusehen, und machte sich aus dem Zimmer. Marianne wußte nicht, wem sie eine so wunderliche Aufführung zuschreiben sollte; sie ließ ihren Vater rufen, und indem sie ihm noch das, was vorgefallen war, erzählte, so kam ein Bedienter und meldete, der Marquis sei zu Pferde gestiegen und habe hinterlassen, daß man gegen Abend Nachricht von ihm haben sollte. Dupuis und seine Tochter erwarteten sie mit der größten Ungeduld. Gegen 7 Uhr kam auch in der That ein Mann mit einem Packte und einem Briefe. Der Brief war an Mariannen gerichtet und dieses Inhalts:

„Mademoisell,

„Es wird mir teuer zu stehen kommen, Ihnen alle die Verbrechen zu entdecken, deren ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe; doch was vermag nicht bei mir die Furcht, Sie ins Unglück zu stürzen? Diese Furcht ist es, welche mich abhält, den verhaßten Vorsatz Ihrer Verführung zustande zu bringen, und mich schlüssig macht, lieber in das Nichts wieder zurückzufallen, woraus man mich gezogen hat, als ein Glück zu genießen, welches ich nicht anders als durch Ihre Entehrung besitzen könnte. Ich bin in der Klasse der allerverächtlichsten Menschen geboren; und Sie wegen der abschläglichen Antwort zu strafen, hatte man mich zu Ihrem Gemahl zu machen beschlossen. Zehntausend Livres, welche bei einem Wechsler in London niedergelegt worden sind, waren der Preis meiner Schandthat. Ich kannte die Abscheulichkeit derselben noch nicht, als ich mich dazu überreden ließ; die Liebe aber, welche sie mir eingeflößt hat, hat mir die Augen eröffnet. Ihr bin ich die Empfindungen der Ehre schuldig, nach welchen ich künftig meine Aufführung einzurichten entschlossen bin; Empfindungen, welche ich so lange behalten und schätzen werde als meine Liebe. Verzeihen Sie mir dieses Wort, Mademoisell; es muß Sie beleidigen, denn Sie waren nicht gemacht, sie Menschen von meinem Stande beizubringen. Doch Sie denken allzu edel, als daß Sie sich über die Wirkung Ihrer Reize, welche mich gänzlich verwandelt haben, erzürnen sollten. Meine Tugend werde ich niemanden als Ihnen schuldig sein. Wie

glücklich, wann Sie meine Reue dahin bringt, daß Sie ohne Abscheu an mich denken können! Wann Sie diesen Brief erhalten, werde ich schon aus Paris sein, welches ich auf ewig verlasse. Die Kriegsdienste eröffnen mir eine rühmliche Zuflucht, und ich hoffe, durch Vergießung meines Bluts für das Vaterland bald das Verbrechen auszusöhnen, dessen ich mich gegen Sie schuldig gemacht habe. Ich habe lange Zeit bei mir angestanden, ob ich Ihnen den Namen desjenigen entdecken soll, welcher mich zu dieser Niederträchtigkeit verführet hat; zuletzt aber fand ich, daß ich Sie notwendig in den Stand setzen müsse, künftig seine Verfolgung vermeiden zu können. Lassen Sie also, wenn es Ihnen gefällig ist, dem Herrn Disenteuil die Kleider, die Edelsteine und das Geld, welches ich hier zurückschicke, wieder zustellen: ich mag nichts behalten, worüber ich erröten müßte."

Es ist unmöglich, die Bestürzung auszudrücken, in welche Herr Dupuis und seine Tochter bei Lesung dieses Briefes gerieten. Der Unwille war die erste Empfindung, welche sich ihnen lebhaft fühlen ließ. Ein solches Abenteuer, wenn es bekannt würde, war fähig, Mariannen nicht wenig Nachteil zu verursachen; und gesetzt auch, daß es verborgen blieb, was würde die Welt von der Verschwindung des Marquis denken, dessen Bemühungen um Mariannen so öffentlich gewesen waren? Mit diesen Gedanken brachte der Vater die ganze Nacht zu, und da er sich nicht entschließen konnte, die Spöttereien auszuhalten, welche ihm seine Leichtgläubigkeit von allen Seiten zuziehen würde, so nahm er sich vor, Paris zugleich zu verlassen, da er ohnedem Geld genug besaß, die Handlung aufgeben zu können. Er entdeckte Mariannen seinen Entschluß und bat sie, ihm ihre Meinung zu sagen. Marianne hatte die Nacht ebenso unruhig zugebracht als ihr Vater. Mitten in ihrem Zorne gegen den Robillard hatte sie eingesehen, wie viel ihr dieser Mensch aufopferte, und sie konnte sich nicht enthalten, die Größe seiner Seele zu bewundern, welche ihn, seinem Glücke und seiner Liebe zu entsagen, getrieben hatte. „Was suchte ich denn in einem von Adel?" fragte sie sich selbst. „Eine große und tugendhafte Seele. Doch ich irrte mich; das Edle der Gesinnungen kann mit dem Niedrigen der Geburt ganz wohl bestehen. Robillard ist der Beweis davon. Warum sollte ich mich schämen, das Unrecht, welches ihm das Glück erzeigt hat, gut zu machen? Warum sollte ich zugeben, daß er das

Opfer seiner Redlichkeit würde?" Zu diesen Empfindungen gesellte sich noch ein lebhaftes Verlangen, den Disenteuil zu beschämen. Konnte sie ihn mehr erniedrigen, als wenn sie ihm diesen Robillard vorzöge, welchen er als den Verächtlichsten unter allen Menschen ansahe? Sie entschloß sich also dazu, vorausgesetzt, daß ihr Vater gütig genug wäre, ihr seine Einwilligung nicht zu versagen. Der gute Mann machte anfangs Schwierigkeiten, aus Furcht, was die Welt von einer solchen Heirat sagen würde. Doch seine Tochter zeigte ihm klar, daß sie lange nicht so viel sagen könnte, wenn sie diese Heirat vollzögen, als wenn sie sie nicht vollzögen. Robillard hatte frei mit ihr gelebt, zwar vor den Augen des Vaters, doch die Bosheit des Disenteuil würde diesen Umgang gewiß auf der nachteiligsten Seite vorstellen. Er würde sich ein unmenschlich Vergnügen daraus machen, einem jeden, der ihn anhören wollte, Histörchen davon in das Ohr zu erzählen, und ihre Abwesenheit würde allem, was er sagte, einen Schein der Wahrheit geben. Herr Dupuis war nicht sowohl von den Gründen seiner Tochter überführt, als von der Liebe gerührt, die sie, wie er glaubte, gegen den Robillard hegte, welchen er selbst als seinen Sohn geliebt hatte. Er versprach also der Marianne, ihr in allen Stücken freie Gewalt zu lassen, wann sie den Aufenthalt ihres Geliebten entdecken könnte. Dieses schien schwer zu sein. Der Brief hatte keine Unterschrift, und der Ort war nirgends genennt, nach welchem er sich von Paris begeben wollte. Marianne fragte den Bedienten, ob der Mann, welcher das Packt gebracht, nichts gesagt hätte, was den Aufenthalt des Robillards verraten könnte. Man antwortete ihr, nein; ein anderer Bedienter aber kannte diesen Mann, zu welchem sich Marianne bringen ließ und von ihm erfuhr, daß derjenige, nach welchem sie fragte, unter dem Regimente des Grafen von D** Dienste genommen habe. Herr Dupuis kannte diesen Grafen, und er begab sich sogleich mit seiner Tochter zu ihm, die Entlassung dieses neuen Soldaten von ihm zu erbitten. Der Kapitän willigte in Ansehung seines Obersten ganz gerne darein, und Robillard, welcher schon in Thionville war, bekam Befehl, mit einem Sergenten wieder nach Paris zu kommen. Der Oberste wußte noch nicht, welchen Anteil Marianne an diesem jungen Menschen nahm, als er ihm einen Brief von seinem Hauptmann überbrachte. Sein gutes Ansehen gefiel ihm ungemein, und nach verschiednen

andern Fragen that er auch diese an ihn, ob er den Herrn Dupuis kenne. Bei diesem so werten Namen ward Robillard auf einmal niedergeschlagen und glaubte, daß nunmehr sein Verderben unvermeidlich sei. „Die anbetenswürdige Marianne," sagte er zu dem Grafen, „will meinen Tod; sie wird ihn aber bloß einige Tage beschleunigen. Der Schmerz, sie betrogen zu haben, konnte mir nicht anders als tödlich sein. Ich würde zwar seine Wirkung nicht erwartet haben, und mein Wille war, mich in alle Gefahren zu stürzen, um ihr das Opfer je eher je lieber zu bringen." Diese Rede war für den Obersten ein Rätsel; Robillard aber gab ihm den Schlüssel dazu, und dieser Herr, welcher von der Reue und von den Verdiensten dieses jungen Menschen gerühret war, fürchtete selbst, Marianne möchte in der That die Absicht haben, sich zu rächen, und bot ihm Geld an, sich in fremde Länder zu begeben, um ihrem Hasse zu entgehen. Robillard dankte ihm auf das lebhafteste, sein Anerbieten aber schlug er aus. „Ich bin strafbar," sagte er, „und ich werde vergnügt sterben, wenn Marianne ihren Zorn, den ich verdienet, in meinem Blute stillen kann." Er wollte sogleich hingehen, sich zu ihren Füßen zu werfen; der Oberste aber setzte sich dawider und schickte hin, den Herrn Dupuis und seine Tochter zu sich bitten zu lassen. Sobald er Mariannen sahe, welche ihn mit vieler Hitze fragte, ob er keine Nachricht von Robillarden hätte, nahm er sie bei der Hand und sahe sie steif an. „Wem soll ich," sagte er, „Ihre Hitze schuld geben? So viel Lebhaftigkeit verrät entweder viel Haß oder viel Liebe; sagen Sie mir, von welcher dieser beiden Leidenschaften Sie getrieben werden!" „Von Liebe," antwortete Marianne und errötete, „doch ich weiß nicht," fuhr sie fort, „warum ich rot werde, da Robillard, sobald er anlangt, mein Gemahl werden soll." Sie war willens, dem Obersten die ganze Geschichte zu erzählen, als er sie umfaßte und sagte: „Liebenswürdige Marianne, ich beneide das Glück Ihres Geliebten, ich glaube aber, daß er es verdient; Ihre Empfindungen machen Sie in meinen Augen weit reizender als Ihre Schönheit, welche ich bis jetzo bewundert habe." Sogleich ließ der Graf Robillarden rufen, welcher über die Gegenwart des Herrn Dupuis und seiner Tochter erstaunte und sich zu ihren Füßen warf. Marianne kündigte ihm sein Glück an, er hatte aber Mühe, es zu glauben. Der Oberste versprach Mariannen, ihrem Geliebten eine Com-

pagnie zu verschaffen, und drei Tage darauf ward die Hochzeit öffentlich vollzogen. Den Tag vor der Hochzeit schrieb Marianne folgende Zeilen an den Disenteuil:

„Sie werden mir erlauben, mein Herr, daß ich Ihnen die lebhafteste Dankbarkeit bezeige und Sie ersuche, mir die Ehre zu erweisen, der Vollziehung meiner Verbindung beizuwohnen, welche Ihr Werk ist. Ich hatte beschlossen, meine Hand nur einem Edeln zu geben, und ich verstand darunter einen Menschen, welcher edle Gesinnungen habe. Ich muß es aber gestehen, ich war in dem Irrtume, daß ich glaubte, edle Gesinnungen könnten nur eine notwendige Folge einer edeln Geburt sein. Sie haben mir diesen Irrtum benommen. Die Liebe, welche dem Robillard Empfindungen beigebracht hat, wovon Sie niemals den geringsten Begriff haben werden, hat ihm in meinen Augen alle Vorzüge des Adels gegeben, welche mir um um so viel schätzbarer vorkommen, da er sie sich allein zu danken hat. Ich heirate ihn morgen, und ohngeachtet des Abscheus, mit welchem mich Ihr Verfahren gegen Sie erfüllen sollte, werde ich zeit meines Lebens daran denken, daß ich das Glück meines Lebens dem verächtlichsten unter allen Menschen zu danken habe."

Der Oberste hielt dem Robillard sein Wort. Er riß sich aus den Armen seiner Geliebten, und nachdem er sich bei Fontenay vor den Augen des Königs vorgethan hatte, erkundigte sich dieser Monarch nach seinem Namen. Der König erfuhr von dem Obersten sein besonders Abenteuer und ließ ihm sogleich den Adelsbrief ausfertigen. Nach dem letzten Frieden kam er unter ein altes Regiment, wo er sich die Hochachtung und Freundschaft aller Offiziere erworben hat.

Den übrigen Raum mögen folgende Sinnschriften einnehmen, wobei wir nichts zu erinnern finden, als daß die zwei ersten, welche sich von den übrigen allzu vorzüglich unterscheiden, als daß sie von einem Verfasser sein könnten, von auswärts an uns gekommen sind.

Das deutsche Kriegswesen.
Auf den Marschall von Sachsen.
Auf das Gedichte „Die Sündflut" [s. Bd. I, S. 54].
Auf Herr Merkeln, Erfinder der Quadratur des Zirkels, in Schwaben [s. Bd. I, S. 55].
An Herrn D** [s. Bd. I, S. 42].
Auf den Pompiel [s. Bd. I, S. 36].

An Herrn F** [s. Bd. I, S. 48].
Von C** [s. Bd. I, S. 54 unter der Ueberschrift: Auf den Sophron].
Auf des Herrn C** Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte [s. Bd. I, S. 57].
Nachahmung der 84. Sinnschrift im 3ten Buche des Martials [s. Bd. I, S. 54].
An Grillen [s. Bd. I, S. 34].

Monat August 1751.

Eine Geschichte.

In einer von den Inseln, welche der Stadt Hières in der Provence gegenüber liegen, sieht man zwischen den Felsen ein kleines, aber altes Schloß am Rande des Meeres, wovon die Beschreibung in einem spanischen Roman wenigstens 20 Seiten einzunehmen verdiente. Auch ich würde dieses Blatt damit auszuschmücken nicht vergessen und der gotischen Baukunst alle Kunstwörter, wann sie anders welche hat, abborgen, wenn ich nicht die Ungeduld meiner Leser befürchten müßte. Der Deutsche geht gerne seinen geraden Weg. Ich will also nur einer Allee von Pomeranzenbäumen gedenken, welche in diesen Inseln sehr häufig sind. In dieser Allee war es, wo im Monate September vergangenen Jahres zwei Schwestern spazieren gingen, deren Vater dieses einsiedlerische Schloß besitzt.

Die älteste von diesen zwei Schwestern ist schön, die jüngste ist sehr artig; die eine erweckt Bewunderung, die andre Liebe. Die älteste, welche ich Lucile nennen will, liebt das Abenteuerliche; Marianne, ihre jüngere Schwester, begnügt sich, natürlich und aufgeweckt zu sein, womit sie ein gutes Herz und viel Verstand verbindet. Lucile hat auch Verstand, zuviel spröde Gesinnung und Eigenliebe aber, andre außer sich zu lieben. Marianne liebte ihre Schwester zärtlich, die sich gleichwohl aus Stolz eine Art von Herrschaft über sie anmaßte, welche ernsthafte Frauenzimmer über aufgeweckte zu haben vermeinen. Lucile näherte sich mit langsamen Schritten dem Ufer des Meeres. Sie war seit einigen Tagen traurig. Marianne zog sie damit auf, daß sie der Vater aus eigennützigen Absichten an einen benachbarten Edel-

mann, welcher weder jung, noch liebenswürdig war, verheiraten wollte. „Diese Heirat ist gar nicht für dich," sagt Marianne scherzend zu ihr. „Du bist geboren, am Ende eines Romans einen Cyrus oder einen Orondates zu heiraten."

In der That war die Denkungsart der Lucile ziemlich romanenmäßig; eine Schwachheit, von der man seit langer Zeit bei Hofe und in der Stadt nichts mehr weiß und die man in wüste Schlösser verbannt hat, wie dasjenige war, welches Lucile bewohnte, wo die Romanen die einzige Gesellschaft sind. Sie hatte eben die Geschichte von Leander und Hero in der Hand, worinne sie verschiedene Stellen fand, die sehr wohl zu den Ideen paßten, womit sie sich beschäftigte. Nachdem sie ihre Augen ziemlich lange auf dem Meere hatte herumschweifen lassen, fiel sie in ein tiefes Nachdenken. Marianne fragte sie um die Ursache; sie antwortete mit Seufzern. Doch Marianne drang solange in sie, bis sie sich entschloß, das Stillschweigen zu brechen. Anfangs ließ sie sich ungeachtet ihres natürlichen Stolzes soweit herab, daß sie ihre Schwester umarmte und recht aufrichtig umarmte; denn sie liebte alle diejenigen sehr zärtlich, die sie nötig hatte. Hierauf reichte sie ihr mit einer kostbaren Gebärde das Buch und sagte: „Da hier! lies, lies einmal die Unruhen und Verwirrungen der zärtlichen Hero, worinne sie ihren geliebten Leander, welcher durchs Meer zu ihr schwimmen soll, auf dem Turme erwartet." „Ich brauche das Buch nicht," versetzte Marianne, „um zu wissen, daß du wie Hero einen geliebten Leander erwartest. Die Anverwandte dieses Leanders hat mir dein Abenteuer erzählt; ich that aber aus Vorsichtigkeit und Hochachtung gegen meine ältere Schwester, als ob ich es nicht wüßte. Ich weiß, daß, als er diese Insul, woselbst er vor einigen Monaten ankam, verließ, er dir zurückzukommen und bei unserm Vater um dich anzuhalten versprach."

Als Lucile sah, daß sie schon um die Sache wußte, so machte sie ihr länger aus ihrer Liebe kein Geheimnis, aus der Liebe nämlich, die sie zu haben glaubte; denn der Stand und das Vermögen ihres Leanders hatten sie weit mehr gerührt als sein Verdienst. Allein sie liebte große Gesinnungen; sie strebte darnach und brachte es endlich dahin, daß sie sich etwas wirklich zu fühlen überredte, was sie sich nur einbildete. Sie hatte nichts als poetische Bilder von der Liebe im Kopfe und predigte Mariannen alles vor, was man nur möglicherweise von der schönsten Leidenschaft Schönes sagen kann.

„Zur Sache!“ antwortete Marianne; „Leander ist sehr reich; der Gemahl, dem dich mein Vater bestimmt, ist es eben nicht. Ich will ihn heiraten, dir die Freiheit zu lassen, den andern heiraten zu können. Ich will unsern Vater schon dahin bringen.“

Der Vater war ein guter Dorfjunker, dem die Geartheit der Marianne gefiel; daher er sie weit mehr als die ältere Tochter liebte. Bei Tische besonders pflegte der gute Alte, welcher ebenso empfindlich für den Wein als für das muntre Wesen seiner jüngern Tochter war, die häuslichen Angelegenheiten mit ihr abzuthun. Gleichwohl hatte sie Mühe, von ihrem Vater, welcher sich ein Bedenken machte, das Recht der Erstgeburt nicht zu beobachten, die Einwilligung zur Heirat vor ihrer älteren Schwester zu erhalten. Es mußte Lucile dieses Recht schriftlich an Mariannen abtreten, und da Lucile die wahrhafte Ursache ihrem Vater nicht entdecken wollte, so sagte sie nur: sie empfände, ich weiß nicht was für eine Antipathie gegen den Gemahl, welchen sie ihrer Schwester abgetreten. Man machte sich nicht wenig über diesen mit dem Rechte der Erstgeburt abgetretenen Liebsten lustig. Der ehrliche Vater trank auf die Gesundheit der neuen erstgebornen Marianne. Die Verbindung ward beschlossen, und der Edelmann, welcher ohnedem Mariannen mehr liebte als Lucilen, willigte darein.

Beide Schwestern waren gleich vergnügt. Denn Marianne, die gegen ihr eigen Vorteil ganz gleichgiltig war, teilte die Hoffnung eines schimmernden Glücks recht aufrichtig mit ihrer Schwester. Unterdessen verflossen einige Tage, und die Zeit, die Leander zu seiner Zurückkunft festgesetzt hatte, war bereits verstrichen. Lucile fing an, tödliche Unruhen zu empfinden, und Marianne schob ihre kleine Ausstattung von einem Tage zum andern auf, fest entschlossen, sie ihrer Schwester wieder abzutreten, im Fall ihr die andre fehl schlagen sollte.

Eines Tages befanden sich beide am Ende ebenderselben Allee, aus welcher man auf das offne Meer sehen konnte. Lucile hatte ihre Augen gegen die Reede von Toulon geheftet, von wannen derjenige kommen sollte, der sich nur deswegen von ihr beurlaubt hatte, die Einwilligung seiner Eltern in diese Heirat zu holen. Sie war in Traurigkeit versenkt, als sie ein Schiff gewahr ward. Dieser Gegenstand brachte sie außer sich, als ob kein ander Schiff auf dem Meere sein könnte als dasjenige, welches ihren Geliebten zurückbringen

sollte. Ihre Freude wurde verdoppelt, als ein Wind, welcher sich erhob, das Schiff gegen ihre Insel zu treiben schien. Doch dieser Wind war ihren Wünschen nicht lange günstig. Zwar nahte sich das Schiff mit vieler Geschwindigkeit; plötzlich aber entstand ein so fürchterliches Ungewitter, daß sie die Abgründe für ihren Leander offen sahe. Die romanhafte Lucile würde ohne Zweifel, wenn sie diesen Ort ihrer Geschichte erzählen sollte, sagen, daß die Marter in ihrer Seele nicht weniger stürmisch als auf dem Meere, wo das Schiff untergehen sollte, gewesen sei.

Nach einigen gefährlichen Stunden warf ein Windstoß das Schiff an das Ufer, zwischen die Felsen, nicht weit vom Schlosse. Man stelle sich das Vergnügen vor, welches Lucile empfand, als sie ihren Geliebten in Sicherheit sahe.

Leander sollte sich bei seiner Zurückkunft bei einer Nachbarin einfinden, wo die ersten Unterhaltungen vorgefallen waren. Sie war gleich auf dem Schlosse, wohin sich beide Schwestern in aller Eile begaben, ihr von dem, was sie gesehen hatten, Nachricht zu geben. Dem Vater etwas davon zu sagen, hielten sie noch nicht für gut. Lucile sagte ihm nur, daß sie diese Nacht bei ihrer Nachbarin zubringen wollte, wie sie es schon ofte gethan hatte. Marianne aber blieb zu Hause, ihrem Vater Gesellschaft zu leisten, welcher sich ihrer nicht entschlagen konnte.

Kaum war Lucile mit ihrer Nachbarin in den Wagen gestiegen, als ein Mensch vom Schiffe kam und mit dem Herrn des Schlosses zu sprechen verlangte. Dieser Mensch war eine Art eines groben Bedienten, welcher mit einer traurig schrecklichen Erzählung anfing, wieviel sein junger Herr während des Sturms erlitten habe. Mitleiden zu erwecken, ließ er sich ziemlich weitläuftig über alle gute Eigenschaften aus, die er an ihm wahrgenommen zu haben glaubte, und schloß endlich mit der Bitte um ein Nachtlager für ihn.

Der Vater, der beste Mann von der Welt, ließ sogleich die Fackeln anzünden, weil es beinahe Nacht war. Er wollte sich selbst an das Ufer begeben, wohin ihm Marianne aus Neugierde, den Liebsten ihrer Schwester zu sehen, folgte. Sie zweifelte nicht, daß er den Sturm nur zum Vorwande brauche, unbekannterweise in das Schloß zu kommen, wo er Lucilen schleuniger zu sehen hoffen konnte als bei seiner Anverwandtin.

Indem sie auf das Ufer zugingen, wurden sie bei dem Schimmer andrer Fackeln auf einem Wege zwischen den Felsen verschiedne Bediente gewahr, die sich um ihren Herrn, welcher

eben das Schiff verlassen hatte, beschäftigten. Er war, weil er allzuviel Ungemach in dem Sturme ausgestanden hatte, in eine Art einer Ohnmacht gefallen. Marianne betrachtete ihn sehr aufmerksam, sie bewunderte seine Schönheit und bewunderte sie so sehr, daß sie endlich anfing, ihrer Schwester einen solchen Liebhaber zu mißgönnen. Unterdessen kam er wieder zu sich. Kaum warf er die Augen auf Mariannen, als sein Uebel auf einmal verschwand und er nichts als das Vergnügen, sie zu sehen, fühlte.

Man bewundre hier die verschiednen Wirkungen der Liebe. Auf einmal ist die natürliche Lebhaftigkeit der Marianne von einer hervorbrechenden Leidenschaft erstickt, da unterdessen ein fast toter Mensch durch ein Feuer, dessen Heftigkeit er bei dem ersten Anblicke fühlte, neu belebt wird. Nie ist eine Leidenschaft in ihrer Geburt so lebhaft gewesen. „Wie ist es aber möglich," wird man sagen, „daß dieser Leander, welchen eine ganz andre Neigung über das Meer zu Lucilen führte, den Augenblick so empfindlich gegen Mariannen sein sollte?" Noch ist es nicht Zeit, auf diese Frage zu antworten. Man bilde sich bloß einen Menschen ein, den nichts als die Liebe beseelt. Seine Augen waren auf Mariannen geheftet, welche die ihren zur Erde niedergeschlagen hatte. Beide waren stumm, und der Vater allein führte die Unterredung, doch ohne die Ursache ihres Stillschweigens zu vermuten. Endlich kommen sie auf dem Schlosse an, wo Marianne sogleich alle ihre Sorgfalt sehen läßt. Sie läuft, sie ordnet an und ist mit einem Eifer um ihren liebenswürdigen Gast besorgt, den sie bis jetzo nur einer zärtlichen Gastfreiheit zuschreibt. Der Vater befahl, die Lucile auf das schleunigste nach Hause kommen zu lassen, seinem neuen Gaste die Gesellschaft noch angenehmer zu machen, welchen man unterdessen mit seinen Bedienten in einem Zimmer allein gelassen hatte.

Man gab der Lucile bei ihrer Nachbarin davon Nachricht. Sie kam auf das schleunigste. Sie war außer sich vor Freuden. Marianne aber fing an, verdrüßlich zu werden. Dieses gute Mädchen hatte ihre Liebe schon gemerkt, sie schämte sich, die Mitbuhlerin ihrer Schwester zu sein, und faßte in dem Augenblicke den festen Entschluß, eine Leidenschaft zu unterdrücken, welche ihren tugendhaften Gesinnungen so sehr zuwider war. Sie lief der Lucile entgegen, sie wünschte ihr aufrichtig Glück, sie lobte den neu Angekommnen, sie übertrieb alles, was sie Angenehmes in seiner Gesichts-

bildung und in seinem Bezeigen bemerkt hatte, und indem sie sich unmerklich dem Vergnügen, ihn zu loben, überließ, so macht sie ihr eine so lebhafte Beschreibung von ihm, daß sie sich ihn selbst noch tiefer in das Herz drückte, als er schon darinne war. Sie schloß ihre Lobeserhebung mit einem Seufzer und der Ausrufung: „Ach, Schwester, wie glücklich bist du!“ Auf einmal kam ihre Ueberlegung wieder. Sie blieb stumm und verwirrt und erstaunte, daß sie sich noch verliebt fand, da sie doch beschlossen hatte, es nicht länger zu sein.

Lucile machte unterdessen, bis Leander erschien, eine Menge romanenhafte Betrachtungen über die Besonderheit dieses Abenteuers. „Das geheimnisvolle Verfahren dieses Liebhabers von dem feinsten Geschmacke,“ sagte sie, „bezaubert mich. Er that in Gegenwart meines Vaters, als ob er auf dem Wege in Ohnmacht fiel, damit er einen Vorwand, unbekannterweise herzukommen und mich angenehm zu überraschen, haben möge. Ich will ihm aus gleicher Feinheit des Geschmacks das Vergnügen lassen, zu glauben, daß er mich überrascht habe. Ich will, sobald er sich sehen läßt, ein außerordentliches Erstaunen annehmen, den angenehmsten Gegenstand — — —“ Hier ward Lucile von einem Bedienten unterbrochen, welcher ihr meldete, daß das Abendessen bereit sei. Die beiden Schwestern traten zu der einen Thüre in den Saal, indem der Vater mit dem angenehmesten Gegenstande zu der andern hineinkam. Dieser ging auf sie los, Lucilen seine Ergebenheit zu bezeigen. Sobald sie ihn sah, that sie einen Schrei und blieb unbewegt, ob sie gleich versprochen hatte, zu thun, als ob sie erstaunt wäre. Marianne fand die Verstellung ein wenig zu übertrieben; der Vater aber gab nicht darauf acht, weil er auf gar nichts acht gab, so ein guter Vater war er.

Lucile war in der That sehr erstaunt. Und wie sollte sie es nicht sein? Der Unbekannte war ihr erwarteter Leander nicht. Er war ein junger Kaufmann, den aber seine Bildung und Gestalt ebenso liebenswürdig als den artigsten jungen Herrn machten. Er war sehr reich und brachte auf seinem Schiffe aus Indien sehr viel Waren mit. Ein widriger Wind hatte ihn überfallen, als er in die Reede zu Toulon einzulaufen glaubte, und hatte ihn, wie wir gesehen haben, auf diese Insel verschlagen.

Der junge Liebhaber setzte sich mit dem Vater und den zwei Töchtern zu Tische. Die Abendmahlzeit war nicht allzu

munter. Nur der Vater war völlig zufrieden und also der einzige, welcher redte. Der Kaufmann, welcher von dem Schiffbruche, noch mehr aber von seiner neuen Liebe betäubt war, antwortete bloß mit Höflichkeitsbezeugungen. Das Wunderbareste dabei ist, daß in ganzen zwei Stunden, die man bei Tische zubrachte, weder der Vater noch die Töchter seine Liebe merkten. Lucile, welche diesen falschen Leander nicht ohne Betrübnis ansehen konnte, schlug beständig die Augen nieder; und Marianne, die es sich selbst abgemerkt hatte, daß sie ihn nur allzu gerne ansähe, wollte sich damit bestrafen, daß sie ihn nur verstohlnerweise ansahe. Was den Vater aber anbelangte, so wäre er eher, ich weiß nicht auf was, als auf eine so schleunige und heftige Liebe gefallen.

Man muß hier nicht vergessen, daß der Vater, welcher ein vollkommener Schmauser war, den Gast ohne Unterlaß zum Trinken und seine Töchter, ihn aufgeräumt zu machen, ermunterte. „Wo ist deine Munterkeit geblieben?“ sagte er zu Mariannen. Sogleich zwang sie sich, munter zu sein. Weil aber die Scherze sich nicht gerne freiwillig denjenigen darbieten, welche sie suchen, so betraf der erste, welcher ihr beifiel, das Recht der Erstgeburt, welches seit einiger Zeit der Stoff aller ihrer Unterhaltungen gewesen war. „Ich wundre mich sehr,“ sagte Marianne zu ihrem Vater, „daß Sie von mir verlangen, lustig zu sein, da ich doch ernsthaft sein muß. Die Ernsthaftigkeit kömmt mir, als der ältesten Schwester zu, und die Munterkeit ist für die jüngere.“ Der Kaufmann schloß natürlicherweise daraus, daß Marianne die älteste sei. Diesen Umstand merke man. Nachdem man ihn endlich auf das beste bewirtet hatte, so führte ihn der Vater in sein Zimmer. Lucile blieb mit ihrer Schwester alleine und entdeckte ihr, daß dieses ihr Liebhaber nicht sei. Wie groß hätte die Freude der Marianne sein müssen, wenn sie ein weniger gutes Herz gehabt hätte; so aber schlug sie die Traurigkeit ihrer Schwester fast ebensosehr nieder, als ihr die Betrachtung, keine Mitbuhlerin an ihr mehr zu haben, Vergnügen erweckete.

Die zwei Schwestern begaben sich jede in ihr Zimmer, wo sie wenig schliefen. Marianne überließ sich ohne Bedenken allen Gedanken, welche ihrer Liebe schmeicheln konnten. Lucile aber machte nichts als traurige Ueberlegungen, weil sie verzweifelte, ob sie den Leander, von dem sie ihr Glück hoffte, jemals wiedersehen werde. Sie war aver dazu be-

stimmt, durch alle Zufälle erfreut zu werden, welche der Marianne schmerzlich fallen konnten. Der junge Kaufmann war in seinen Leidenschaften sehr lebhaft, und was noch mehr ist, so hatte er nicht Zeit, zu seufzen, weil er wieder nach Indien zurückkehren mußte. Er faßte also seinen Entschluß ebenso schleunig, als seine Liebe entstanden war. Der Vater kam des Morgens in sein Zimmer und fragte ihn, wie er geruhet habe. „Sehr schlecht,“ sagte er, „aber ich habe 100,000 Thaler bar Geld.“ Der Vater verstand diese kaufmännische Beredsamkeit nicht sogleich; doch der Liebhaber erklärte sich deutlicher und verlangte seine älteste Tochter zur Ehe. Beide waren Leute von wenig Umständen. Die Sache kam den Augenblick zustande. Der Vater verließ das Zimmer und beschwor seinen Gast, noch einige Stunden zu ruhen. Unterdessen wolle er seiner Tochter ihr Glück ankündigen. Der ehrliche Mann war so außer sich, daß er sich auf die Scherzreden, die man wegen des Rechts der Erstgeburt über Tische geführt und die der Kaufmann nach den Worten genommen hatte, nicht besann. Wie betrübt war diese Zweideutigkeit für Mariannen, als der Vater Lucilen zu melden kam, der reiche Mann sei in sie verliebt. Weil Lucile sahe, daß er weit reicher als ihr Leander sei, so dachte sie auf nichts, als wie sie ihre Unbeständigkeit durch große Gesinnungen rechtfertigen möchte. Sonderlich brauchte sie ihre Pflicht dazu. „Es ist löblich,“ sagte sie, „daß man seine Liebe dem väterlichen Willen aufopfert.“ Was Mariannen anbelangte, so würde sie sich gewiß dem Vergnügen, ihre Schwester wohl versorgt zu sehn, überlassen haben, wann dieses ihr erster Gedanke gewesen wäre; so aber bemeisterte sich ihrer ein andrer erste Gedanke. Welcher Schmerz, zu erfahren, daß derjenige, welchen man liebt, in die Schwester verliebt ist!

Während der Zeit, als dieses auf dem Schlosse vorging, langte Leander, der wahrhafte Leander, bei der Anverwandtin an, welche in aller Eil Lucilen davon Nachricht zu geben kam. Sie fand sie aber gegen diese Nachricht sehr unempfindlich. Ihre schöne Leidenschaft war verschwunden. Leander hätte sollen eher kommen. Sie urteilte mit vieler Feinheit, daß ein Liebhaber, welcher sich zu späte einfindet und nicht mehr als 50,000 Thaler besitzt, wohl verdiene, daß man ihn einem Manne von 100,000 Thalern aufopfre. Die Anverwandtin des Leanders erzürnte sich anfangs über eine

so offenbare Untreue; Lucile aber bewies ihr nach den Regeln der allerfeinsten Liebe, daß Leander zuerst unrecht gehabt habe, daß die Fehler des Herzens unvergeblich wären, daß, je mehr ein Frauenzimmer liebe, je mehr sei es verbunden, sich zu rächen, und daß die zärtlichste Rache, die man gegen einen Liebhaber, welcher uns vergißt, ausüben könne, darinne bestehe, daß man ihn wieder vergesse.

Nachdem sich Lucile sehr sinnreich gerechtfertigt hatte, so floh sie zu ihrem Nachttische, ihrem Liebsten bei seinem Erwachen wenigstens so schön als die aufgehende Sonne zu scheinen. Die Anverwandtin des Leanders, welche ihm mit einer wahren Freundschaft zugethan war, begab sich voller Verdruß fort und überzeugte den Leander von der Untreue der Lucile so wohl, daß er von Stund an die Insul zu verlassen und niemals wiederzukommen beschloß.

Marianne that ihr möglichstes, einem Vater ihre Liebe und Betrübnis zu verbergen, welcher es sich äußerst angelegen sein ließ, alles zu thun, was seinem neuen Schwiegersohne gefallen könnte. „Komm, meine Tochter,“ sagte er zu Mariannen, „komm mit mir! Laß uns ihm durch unsre Sorgfalt und Höflichkeit zeigen, daß er in eine Familie tritt, welche alle mögliche Achtsamkeit gegen ihn haben wird. Er verdient sie, nicht wahr, meine Tochter? Nicht wahr, dein Schwager ist recht liebenswürdig?“

Marianne folgte ihm, ohne zu antworten, voller Betrübnis, nichts als die Schwägerin dieses liebenswürdigen Schwagers zu sein. Sobald sie die Thüre des Zimmers erblickte, so kehrte sie ihre Augen weg, weil sie sich nicht getrauete, der Gefahr in das Gesicht zu sehen. Der Vater ging zuerst hinein und sagte unserm Liebhaber, daß seine älteste Tochter gleich hier sein würde; daß sie alle mögliche Erkenntlichkeit und sogar schon Hochachtung gegen ihn empfinde. Diese kleine Schmeichelei entwischte diesem aufrichtigen Manne; denn Liebe und großer Reichtum verändern allezeit etwas, auch in dem Herzen des rechtschaffensten Menschen. Unterdessen kam Marianne ganz langsam herbei. Sobald sie ihr Liebhaber hereintreten sahe, so lief er ihr entgegen und sagte ihr hundert Schmeicheleien, wovon die eine immer verliebter als die andre war.

Marianne war so bestürzt und verwirrt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Der Vater war nicht weniger erstaunt. Endlich blieben alle Dreie stumm und unbeweglich.

Während dieses stummen Auftritts langte Lucile mit gemeßnen Schritten an. Ihr Betragen war majestätisch und zärtlich; sie war glänzend und wie eine Göttin geschmückt, die ihre Anbeter aufsucht. Indem sie sich näherte, so fiel dem Alten der gestrige Scherz bei, welcher zu der Zweideutigkeit Gelegenheit gegeben hatte. Lucile geht ihren Weg fort, sie macht dem Kaufmann eine Verbiegung, und dieser schlägt voller Verwirrung die Augen nieder. Sie sieht diese Verwirrung für die Scham eines furchtsamen Liebhabers an, sie liebäugelt, ihn beherzter zu machen. Doch diese Stellung war für den ehrlichen jungen Menschen nicht länger erträglich; ohne ein Wort zu sagen, begab er sich also ganz sachte aus dem Zimmer. Was sollte man von einem solchen Verfahren denken? Die Liebe kann einen Liebhaber wohl stumm machen, aber wird er deswegen fliehen? Lucile sieht ganz bestürzt ihre Schwester an, die es nicht wagen will, ihr ihr Unglück zu entdecken. Auch der Vater hat das Herz nicht, ihr den Irrtum zu benehmen. Er geht fort, Marianne folgt ihm, und Lucile bleibt alleine in dem Zimmer. Man urteile von ihrer Verwirrung. Nimmermehr würde sie sich von selbst herausgefunden haben. Denn war es ihr wohl möglich, zu glauben, daß man ihre Schwester mehr lieben könne als sie? Ich weiß nicht, wer sie aus ihrem falschen Wahne gebracht hat; so viel weiß ich, daß sie ihres Erstaunens ohngeachtet so viel Gegenwärtigkeit des Geistes behielt, daß sie sogleich zu ihrer Nachbarin lief, ihren wahren Leander wieder zurückzuholen. Es kommt drauf an, ob es ihr gelingen wird.

Als der Vater Lucilen aus dem Schlosse gehen sahe, so glaubte er, daß sie aus keiner andern Ursache zu der Nachbarin gehe, als weil sie keine Zeugin von dem Glücke ihrer Schwester abgeben wollte. Man war auf nichts als auf die Anstalten zur Hochzeit bedacht. Vorher wollte der Kaufmann noch verschiedene Waren sehen lassen, welche er auf dem Schiffe hatte, wo dem Kapitäne die Zeit ziemlich lang ward; denn das Schiff war wieder ausgebessert und imstande, seinen Lauf fortzusetzen. Dieser Kapitän war ein unverstellter Mann, der beste Freund von der Welt und dem Kaufmanne sehr zugethan. Er war sein Reisegefährte, sein Ratgeber und so zu sagen sein Vormund. Er erwartete mit größter Ungeduld Nachricht von seinem Freunde. Wie man aber gesehen hat, so beschäftigte ihn die Liebe allzu sehr, als daß er eher an den

Kapitän hätte gedenken sollen, als bis er ihn in das Schloß hereintreten sah. Er lief ihm entgegen, er umarmte ihn, und dieses war genug, daß ihn alle in dem Schlosse wohl empfingen. Er nahm die Höflichkeitsbezeigungen sehr frostig auf, weil er nicht anders als frostig sein konnte. Man setzte sich zu Tische; man ließ Wein bringen, das kalte Blut des Kapitäns anzufeuren, und jeder brachte ihm die Gesundheit seines jungen Freundes und seiner Liebste. „Auf die Gesundheit meines Schwiegersohns!" sagte der Vater. „Auf die Gesundheit meines Schwiegervaters!" sagte der Kaufmann. Hier sperrete der Kapitän Augen und Ohren auf, und sein Erstaunen war außerordentlich. Er hatte geglaubt, seinen Freund krank und übel bewirtet zu finden, wie man es meistenteils in einem fremden Hause ist, und fand ihn voller Freude, ohne den geringsten Zwang, als ob er in seiner Familie wäre. Dieser misanthropische Seemann wußte nicht, was er von diesem Abenteuer denken sollte. So phlegmatisch er aber war, so schnell faßte er doch seinen Entschluß. Er hörte alles an, und nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, so brach er das Stillschweigen durch einen Spaß nach seiner Art: „Zur Gesundheit der neuen Eheleute!" sagte er. „Die Ehen über Tische sind völlig nach meinem Geschmacke; sie kommen in einem Augenblick zustande und zertrennen sich in einem Augenblick wieder."

Endlich ließ er sich ganz ernstlich erklären, wie weit man in der Sache gekommen sei. Er verdoppelte sein kaltes Blut und versprach, das Hochzeitfest auf dem Schiffe auszurichten. „Komm, lieber Freund," sagte er zum Kaufmanne, „du mußt helfen auf dem Schiffe Anstalt machen." „Recht gerne," antwortete der Freund, „ich habe ohnedem was aus meinen Koffern zu holen. Ich will meinem Schwiegervater meine Edelsteine zeigen." Sie begaben sich auch in der That gleich nach Tische dahin, und der Vater blieb mit Mariannen auf dem Schlosse, die sich auf der höchsten Spitze ihres Glücks sahe, und Lucilen so sehr eben nicht bedauerte. Drei bis vier Stunden vergingen, und Marianne, welche ganz ungeduldig war, ihren Liebhaber wiederzusehen, fand, daß er zu lange außen blieb. Die Ungeduld vermehrte sich von Augenblick zu Augenblick, bis jemand ohngefähr kam und die Nachricht brachte, daß der Kapitän mit dem Kaufmanne abgefahren sei und daß man das Schiff schon weit in der See sähe. Man wollte eine so unwahrscheinliche Sache lange nicht glauben.

Man lief an das Ufer und ward das Schiff kaum mehr gewahr. Es ist unmöglich, die verschiednen Urteile alle anzuführen, die man darüber fällte. Niemand konnte sich die Ursache einer so wunderlichen und schleunigen Abreise vorstellen. Ich will es dem Leser nicht raten, sich den Kopf darüber zu zerbrechen. Das Ende der Geschichte ist nicht mehr weit.

Nachdem man verschiedene Tage hinter einander unzählige Betrachtungen über die Erscheinung dieses verliebten und reichen Reisenden angestellt hatte, so vergaß man ihn endlich wie einen Traum. Angenehme Träume aber machen oft sehr tiefe Eindrücke auf das Herz einer jungen Person. Marianne konnte diesen zärtlichen Liebhaber nicht vergessen, und sie verdient, daß wir sie einen Augenblick bedauern. Jedermann bedauert sie, nur Lucile nicht, welche eine boshafte Freude empfand, durch die sie sich ein wenig wegen ihres mutwilligen Verlusts schadlos hielt. Ihr Liebhaber hatte die Gelegenheit ergriffen und sich mit dem Kapitän eingeschifft, fest entschlossen, niemals wiederzukommen; und der Edelmann, weil er sahe, daß man Mariannen dem Kaufmanne versprochen hatte, ließ es sich auch nicht einkommen, um Lucilen von neuem anzuhalten. Der Vater hielt also für nötig, die Verbindung mit Mariannen wieder vorzusuchen. Sie wollte sich ihm auch aufopfern, weil diese Heirat den häuslichen Umständen ihres Vaters, welche die besten nicht waren, ziemlich vorteilhaft schien. Die Ehestiftung war schon aufgesetzt, und man machte Anstalt zur Hochzeit.

Wie ging es aber dem Kaufmanne, seitdem wir ihn aus dem Gesichte verloren haben? Er war dem Kapitäne nach seinem Schiffe gefolgt, wo er einige Edelsteine holen wollte. Er hatte ihn auf dem Wege von dem Vergnügen unterhalten, das Glück eines so würdigen Frauenzimmers machen zu können. Er langte auf dem Schiffe an, wo er alle seine Koffer auspackte, die Edelsteine und nötigen Handschriften herauszunehmen. Er brachte hiermit geraume Zeit zu; endlich wollte er wieder auf das Schloß zurückkehren. Wie erstaunte er aber, als er sahe, daß sich das Schiff vom Ufer entfernte. Er schrie und lief zu dem Kapitäne, welcher auf dem Oberteile des Schiffes war, wo er in aller Ruhe eine Pfeife Tabak rauchte. „Liebster Freund," schrie der unruhige Liebhaber, „wir stoßen ja vom Lande!" „Ich weiß wohl," antwortete der Kapitän ganz frostig und rauchte fort. „Es geschieht also auf Ihren Befehl?" versetzte der andre. „Habe

ich Ihnen denn nicht gesagt, daß ich vor meiner Abreise noch diese Heirat zustande bringen will? Warum spielen Sie mir einen so grausamen Streich?" „Weil ich Ihr Freund bin," sagte unser Tobacksschmaucher. „Wenn Sie es sind," versetzte der Kaufmann, „so stürzen Sie mich nicht in Verzweiflung; führen Sie mich in die Insel wieder zurück! ich bitte Sie, ich beschwöre Sie." Der feurige Liebhaber wirft sich ihm zu Füßen, er ist untröstlich, er weint. Kein Erbarmen! Der Kapitän rauchte seine Pfeife aus, und das Schiff läuft immer seinen Weg fort. Umsonst stellt ihm der Kaufmann vor, daß er sein Wort gegeben habe, daß seine Ehre und sein Leben davon abhange. Der unerbittliche Freund schwört ihm, er werde es nimmermehr zugeben, daß er sich mit einer Million Vermögen verheirate, ohne Zeit zu haben, zu überlegen, was er thue. „Man muß," sagte er, „diese Liebe ein wenig auf dem Meere spazieren führen, um zu sehen, ob sie nicht kälter wird, wenn sie einmal unter der Linie weg ist."

Endlich endigte sich diese Spazierfahrt bei Toulon, wo der Kapitän anlandete, weil er sahe, daß sein Freund verzweifeln wollte. Dieser suchte sogleich ein ander Schiff und kehrte in die Insel zurück. Beinahe wäre er zu späte gekommen. Zu Mariannens Glück aber war ihre Heirat noch nicht weiter als bis zur Unterschreibung der Ehestiftung gekommen. Einige tausend Pistolen, die man dem Edelmann gab, machten den ganzen Kontrakt nichtig. — — Der Schluß ist wie der Schluß von allen Romanen.

* *
*

Der müßige Pöbel [s. Bd. I, S. 83].
Niklas [s. Bd. I, S. 84].
Der Neid [s. Bd. I, S. 84 unter der Ueberschrift: Die Küsse].
Der Furchtsame [s. Bd. I, S. 48].
An die Liebe [s. Bd. I, S. 86].

Monat September 1751.

Ueber das Heldengedichte der Messias.*)

Age, quaeso
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?
Horaz.

Die Fortsetzung dieser Materie, weil sie vielleicht nicht nach eines jeden Geschmacke sein möchte, wollen wir bis auf eine andere Gelegenheit versparen. Den übrigen Raum mögen einige kleine Sinnschriften und folgendes Schreiben**) einnehmen, welches eine ebenso feine als zu unsern tändelnden Zeiten nötige Satire enthält.

* * *

Die Triebe der Menschen.
Die Ewigkeit gewisser Gedichte [s. Bd. I, S. 30].
Fabull [s. Bd. I, S. 40].
Auf ein Duell [s. Bd. I, S. 50: Auf einen Zweikampf].
Sertor [s. Bd. I, S. 54].
Turan [ebendas.].
Der kranke Stax [s. Bd. I, S. 41].
Von Codyllen [s. Bd. I, S. 30: Bavs Gast].
An die Candida [s. Bd. I, S. 38: An die Dorilis].
An den Lascon [s. Bd. I, S. 28: An den Marull].
Rufus [s. Bd. I, S. 31].
Faustin [s. Bd. I, S. 172].

Monat Oktober 1751.

Das einzige Denkmal, woraus man sich einen Begriff von der Artigkeit der alten Römer, von ihren feinern Sitten, dem Geschmacke in ihren Ergötzungen, dem Tone ihrer Gesellschaften, der Wendung ihrer zärtlichen Gesinnungen machen kann, ist des Ovids Kunst, zu lieben. Hundert Werke werden uns jene Beherrscher der Welt als große, mächtige und tugendhafte Geister schildern, dieses allein schildert sie uns als Geister, welche empfunden, ihre Empfindungen geläutert und die Natur zur schönen Natur ausgebildet haben.

---

*) Hier folgt Lessings Abhandlung über Klopstocks Messias, die der Verf. in den kritischen Briefen (15. 16. 17.) 1753 wieder abdrucken ließ. A. d. H.

**) Dasselbe ist sowie das erste der folgenden Sinngedichte von Kästner verfaßt. A. d. H.

Von dieser Seite ist dieses Gedichte unschätzbar. Es hat eine andere Seite, die es weniger ist, diejenige nämlich, auf welcher es seinem Titel widerspricht. Lehrte Ovid die Kunst, zu lieben, er würde der liebenswürdigste und unschuldigste Dichter sein. Die schamhafteste Jugend würde ihn lesen, und jener Trieb der Natur würde ein Führer zur Tugend werden, da er bei denen, die ihn nicht zu ordnen wissen, ein Verleiter zu den unsaubersten Ausschweifungen wird. Allein Ovid lehret die Wollust, jene sinnliche, die ohne Zärtlichkeit des Herzens vom Genuß zum Genusse schweift und selbst in dem Genusse schmachtet.

Verschiedene Neue scheinen den Widerspruch, welcher bei dem römischen Gedichte zwischen dem Titel und der Ausführung ist, eingesehen zu haben. Wie schwer ist es, dasjenige gut zu machen, was ein Ovid schlecht gemacht hat! Jeder von seinen Nacheifrern hat sich ein besonder Lehrgebäude von der Liebe gemacht. Des Italieners Pietro Michele Arte degli amanti ist eine Sammlung süßer Grillen und wortreicher Tändeleien. Kann auch ein Italiener von der Liebe schreiben, ohne zu platonisieren? Die Maximen der Liebe des Grafen von Bussy sind lächerlich ernsthafte Stoßgebetchens, und was die kalte Frau von Lambert von dieser feurigen Leidenschaft sagen will, sind metaphysische Grübeleien, die nach dem Hotel de Rambouillet schmecken. Wo hin und wieder ein Deutscher die Liebe zu seinem Gegenstande gehabt hat, da wird man schwerlich mehr als schulmäßige Declamationes finden, welche die Ohren füllen und dem Leser nichts zu fühlen geben, weil die Verfasser nichts gefühlt haben.

Ein liebenswürdiger Franzose ist glücklicher gewesen. Bernard hat uns in seiner Kunst, zu lieben, ein Gedichte geliefert, welches diesen Titel behauptet. Schon seit fünf bis sechs Jahren hat die Welt unvollständige Abdrucke davon gelesen, und mit Vergnügen, so unvollständig sie gewesen sind. Nur erst zu Ende des vorigen Jahres hat man eine getreue, verbesserte und ganze Ausgabe erhalten. Wir würden weniger berechtiget sein, ihrer hier zu gedenken, wenn sie in Deutschland mehr bekannt geworden wäre. Sollten wir glauben, daß ein Auszug deswegen mißfallen sollte, weil hinter dem L auf dem Titel nicht noch ein I stehet? *)

*) L'art d'aimer, nouveau poëme en six chants par Mr.****; édition fidèle et complette, enrichie de figures. A Londres, aux dépens de la compagnie. MDCCL. en 8.

Dieses neue Gedichte, welches aus sechs Gesängen bestehet, lehret die Kunst, die Liebe dem Wohlstande zu unterwerfen, den Pflichten und den Sitten; doch ohne ihr Zwang anzuthun, ohne ihr ihre Reize zu nehmen, ohne sie Einschränkungen auszusetzen, die sie vernichten; mit einem Worte, ohne von ihr zu verlangen, daß sie keine Leidenschaft sei. Der Dichter hat sich nicht vorgesetzt, die Natur zu ersticken, sondern die Liebe zu lehren, wie sie ein ehrlicher Mann zu empfinden und das zärtlichste Frauenzimmer beizubringen wünscht. Das ganze Werk läuft auf den Lehrsatz hinaus: man kann sich durch nichts als durch gute Eigenschaften beliebt machen.

Wir wollen von Gesang zu Gesang gehen, um den Leser instand zu setzen, den Plan zu übersehen, und wollen hin und wieder kleine Stellen einrücken, um ihn in den Stand zu setzen, von der Ausführung zu urteilen.

Der erste Gesang fängt sich mit der Entdeckung des Vorsatzes und den gewöhnlichen Anrufungen an. „Ohne Lehrmeister lernt man lieben, ohne Kunst seufzet das Herz; denn die Liebe ist eine Neigung, die die Natur einflößt. Aber dem Gesetze der Pflichten ihre schönen Flammen zu unterwerfen, das widrige Schicksal zu erweichen, die Gunstbezeigungen für den Preis der Beständigkeit zu erkaufen, den Argwohn bleicher Mitbuhler zu ersticken, dazu gehöret eine Kunst, dazu gehören Lehrmeister und Regeln.“ Dieser Entwurf, hoffen wir, muß den schärfsten Sittenrichter auf das Trockene setzen. Der Dichter weiß von keiner Muse außer von seiner Zulni, „die Geliebte, deren Reiz die Tugend borgen würde, wann sie sterblichen Blicken sichtbar werden wollte.“ „Wende diese Augen auf mich, worinne dein Herz sich bildet, wo die Schamhaftigkeit wohnet und die siegende Liebe lächelt. Ein einziger deiner Blicke bringt jenes erhabene Feuer, jene göttliche Flamme, die die Töne der ewigen Sänger beleben, in meine Seele. Sei meine Muse! Wo soll ich eine zärtlichere finden? Komm, führe meine Hand, leihe meinem Liede deine Anmut! Indem ich die Liebe erhebe, singe ich dich, Zulni!“ — — Nunmehr tritt der Dichter ins Feld. Er lehrt den himmlischen Ursprung der Liebe; er lehrt, daß sie nach diesem Ursprunge das schönste Geschenk sei, welches das Schicksal auf die Menschlichkeit fließen lassen; er lehrt, daß sie nur durch die Vermischung mit unsern Lastern tadelhaft wird; daß ihr alle Herzen den Zoll schuldig sind; daß sie früh oder späte sich Meister davon macht; daß man die Zeit der Empfind-

lichkeit, der Jugend dazu anwenden müsse; daß in der Welt eine Person sei, welche das Schicksal, uns zu lieben und von uns geliebt zu werden, bestimmt habe. „Unsere Neigungen sind bestimmt; umsonst sind unschiffbare Meere, unüberwindliche Scheidemauern zwischen zwei jungen Herzen, geboren, einander zu fesseln. Ein unvermuteter Augenblick bringt sie zusammen. Wäre sie auch unter dem brennenden Himmelsstriche geboren, wo Phöbus die wilden Mexikaner bereichert; lebte sie auch auf den gefrornen, wüsten und schrecklichen Bergen, um die sich der Scythe und die Bäre streiten, auf den Bergen, den Gräbern der Welt, wo die Natur erblasset; und der Himmel hat ihr die Beherrschung eurer Wünsche vorbehalten: so wird nichts diese ewigen Ratschlüsse hintertreiben.“ Nur, fährt der Lehrer der Liebe fort, muß man den Augenblick erwarten; und sich nicht darinne zu betriegen, zeigt er, welches die Merkmale der wahren Liebe sind. „Von den Reizen einer jungen Schönheit geblendet, bleibt man bei dem ersten Blicke unbeweglich, bezaubert. Das Herz fühlt die Annäherung der Liebe; die Sinne werden verwirrt, die Stimme wird schwach; das Herz scheint sich loszureißen und dem Gegenstande nachzufolgen. Alles erneuert dem Auge das Bild davon; alles malt euch seine Reize, alles redet euch von ihm. Abwesend betet ihr sie an; sie ist gegenwärtig, und ihr erbleichet. Eure gemeinsten Reden scheinen verworren; ihr drückt viel aus und empfindet noch mehr. Zeigt sich einige Hoffnung, die Furcht teilet sie. Furchtsam, ungewiß, voll von einer redenden Verwirrung, fallen die Blicke nur zitternd auf sie. — — Ja gewiß, dieser ist der bezaubernde Gegenstand, welcher, euch zu gefallen, geboren ward. Und hat ein solches Schicksal unter soviel Reize ein für die Tugend gebildetes Herz verborgen, ist ihr Geist ebenso groß als ihre Schönheit, so liebt, so unterwerft euch ohne Murren!“ — — Allein wie oft widersetzen sich Geiz und Hochmut dem Fortgange der Liebe! Glückliche Zeiten der ersten Welt, da ein König, wenn er liebte, nicht seine Krone, sondern die Heftigkeit seiner Liebe pries! — — Hierauf beschreibt der Dichter die Sprache der Augen, die erste Sprache der Verliebten, ihre Gewalt und ihre Bequemlichkeit. Wo die Augen antworten, da ist das Herz nicht taub. Doch je mehr eine Schöne nicht hintergangen zu werden wünschet, desto mehr fürchtet sie es. Auf der Art des Angriffes beruhet das meiste; ein Herz, das man wohl angegriffen hat, erobert man

gewiß. Man verschaffe sich eine erste Zusammenkunft; man drücke sich lebhaft und ungezwungen aus. Eine übel aufgenommene Erklärung muß die Hoffnung nicht benehmen. Gebt mehr auf das übrige Betragen der Schönen acht als auf ihre Rede! Schreibt ihr, wenn, sie zu sprechen, unmöglich ist! Die Liebe war es ja, welche die Kunst, die Worte abzumalen und den Ton sichtbar zu machen, erfand. Nunmehr zeigt der Dichter, was für Mittel anzuwenden sind, wann die Schöne hartnäckig darauf besteht, unempfindlich zu scheinen. Er erläutert seine Lehre mit einem Beispiele des Herzogs von Nemours und der Prinzessin von Cleves. Eine angenommene Gleichgiltigkeit lockt das geheimnisvolleste Herz aus. Was feste genug zu sein scheinet, hält man nicht; man hält nur das, wovon wir fürchten, es möchte uns entwischen.

Die Glieder des zweiten Gesanges sind folgende. Die Gelegenheit ist oft der Liebe vorteilhaft; man muß ihren schnellen Flug anzuhalten, ihr zuvorzukommen und sie bei der Stirne zu fassen wissen. Der Liebhaber und Soldat müssen geschwind sein. — — „Folget überall den Schritten eurer Schönen; sehet nichts, bewundert nichts, liebet nichts als ihre Reize! Die zärtliche Liebe belohnt sich zuletzt, und man gefällt dem Gegenstande, welcher empfindet, daß man ihm gefallen will.“ Die Orte, wohin man die Geliebte vornehmlich begleiten muß, sind die Komödie, die Oper, die Spaziergänge. „Der Schauplatz ist den Wünschen der Verliebten günstig, und das Herz zu erweichen, bietet er glückliche Augenblicke an. Durch ihre Täuschereien macht die zaubernde Szene ihren Betrug angenehm, schmeichelt, reizet und bewegt ꝛc. — — Allzu liebenswürdige Goßin,“ bricht der Dichter zum Schlusse dieser Materie aus, „empfange hier den Preis, den dir tausend von deinen Reizen besiegte Liebhaber darbieten! Ja, die schmeichelnden Töne deiner rührenden Stimme, deine Thränen, deine Blicke, deren Anmut bezaubert, schießen überall siegende Pfeile der zärtlichsten Liebe ab. Sie herrschet durch deine Augen; dir ist sie alle Herzen schuldig. Glücklich, wer dich sehen kann, wer mit dir sprechen kann, wer dich hören kann! Glücklich, wer dir gefallen kann! Glücklich, den dein Mund mit einem kostbaren Lächeln beglückt, wer sein Glück in deinen bewegten Augen lieset! Empfange diese Verse, die die Liebe erzeugte! Ich singe ihre Reize, und du machst sie bekannt.“ — — Wenn wird unser deutsches Theater eine Goßin bekommen, welche einen Dichter in so süße Entzückungen zu

versetzen fähig ist? — — Der zweite Ort, wohin man der Schönen folgen muß, ist die Oper, der Tempel der Liebe, wo sie alle Sinnen aufbietet, sie durch sich einzunehmen. „Verliebte, strömet in diese prächtige Schauspiele! Die allzeit siegende Liebe weiß da von keinem Hindernisse, und alle vereinigte Künste bieten alle Arten des Vergnügens an. Sucht ihn, redet ihn an, den Gegenstand eurer Wünsche! Die schmeichelnde Harmonie der Lulli'schen Töne, welche die Liebe mit den Gesängen des Quinault verband, wird sie ganz mit einer schmachtenden Verwirrung erfüllen, und auf ihrem Munde werdet ihr die Strenge erblassen sehen. Wenn Kadmus feierlich die Treue schwört, so werden ihre Augen euch eine ewige Liebe schwören. — — Klio glänzet im Winter, Flora im Frühlinge; jede hat ihre Zeit. Liebt die reizenden Betrügereien der ersten, doch vergeßt nicht, daß man auch der Natur ihre Augenblicke geben müsse! — — Unter jenen wachsenden Lauben, wo die Götter des Lachens herumflattern und Philomele durch zärtliche Klagen entzückt, da könnt ihr dem geliebten Gegenstande eure zärtlichsten Gesinnungen durch eure Augen erklären. Laßt eure Begierden in allen euren Bewegungen lesen; alles entdecke an euch die heftigste Glut. Habt einen traurigen Anblick, einen langsamen Gang! Suchet nichts als ihre Augen, fliehet sie dann und suchet sie wieder! Ueberall wird euch ihr Herz folgen, und schalkhaft wird die Liebe sie ihre Zärtlichkeit verraten lassen." — — Hierauf weiset der Dichter, wie natürlich dem Frauenzimmer die Begierde, zu gefallen, sei. Diese ist ihre erste und letzte Leidenschaft. Gleichwohl ist es bei seiner Liebe unruhig. Diese Unruhe ihm zu benehmen, sie ihr bei einer geheimen Zusammenkunft zu benehmen, da lasse der Liebhaber seine Stärke sehen. Er finde sich zuerst an dem bestimmten Orte ein; er suche sie durch Versicherungen, durch Schwüre, durch Thränen zu gewinnen. — — „Sind Thränen nötig, sie besser zu überzeugen, so lasset ganze Ströme derselben aus den Augen brechen! Weinet! die zärtlichste Liebe ergötzt sich an Thränen, und ihre süßeste Stille entstehet aus der Unruhe. Ihre teuersten Myrten sind mit Thränen befeuchtet, und wer nicht weinen kann, kennet ihre Anmut nicht. — — Endlich siegt die Liebe, und die Strenge wanket. Die Zärtlichkeit flimmert in den schmachtenden Augen; die Unbewegliche wird bewegt und erkühnt sich nicht, den Fuß aus der Falle zu ziehen, die ihr gefällt. Erntet dann den ersten Genuß auf ihrer zitternden Hand ein!

ein Kuß redet ans Herz, denn er ist die Sprache des Herzens. Liebe, umsonst flieht man dich! Alles empfindet deine Gewalt, alles weichet deinen Reizen; sogar das stolze Gespenst, die eitle Weltweisheit. Komm, Kolossus von Rauch, siehe den Hochmut eines deiner größten Meister biegen und lerne dich kennen!“ Hierauf beschließt der Dichter den zweiten Gesang mit der Erzählung der Liebe Descartes', die uns aber ein wenig trocken vorkommt. Sie hat zwar ihren guten historischen Grund, da man weiß, daß dieser Weltweise in Holland eine Tochter mit Namen Francine gehabt hat, sowie Newton einen Sohn. Der einzige Punkt, worinne der Verfechter und der Vernichter des leeren Raumes vielleicht einander gleich gewesen sind.

Im dritten Gesange werden die Eigenschaften beschrieben, die ein Liebhaber haben muß, wenn er gefallen will. Der Dichter fängt mit einer doppelten Allegorie der lasterhaften und nichtigen, und der weisen und dauerhaften Liebe an. Vor allen muß man sich bemühen, den Charakter des geliebten Gegenstandes zu erforschen. „Seine Geliebte zu bezwingen, muß man aufmerksam, ihr zu gefallen, und von seinem Vorsatze ganz erfüllet sein; nach ihrem Geiste, nach ihrem Geschmacke muß man sich falten, denken, lieben, handeln wie sie und sich ganz in sie verwandeln. Ist sie eine Schülerin der ernsten Weisheit, trägt sie in ihrem Herzen ein langsames Feuer, welches sie bestreitet? Geht nicht allzu kühn fort und schonet ihre Tugend! Vereinigt sie mit der Liebe einen philosophischen Geist? redet, den Malebranche in der Hand, nichts als Metaphysik! Tadelt sie? tadelt! Lobt sie? lobt! Tanzet sie? tanzet! Singt sie? singet! Malt sie? bewundert ihre Werke! Lieset sie euch ihre Verse? verschwendet die Lobeserhebungen!“ — — Diese Erforschung der Charaktere muß auf beiden Teilen sein, und keines muß glauben, der Verstellung berechtiget zu sein. Wer tugendhaft ist, der scheint es, und die Verbergung der wahren Gestalt ist ein gewisser Beweis von ihrer Häßlichkeit. Man bestrebe sich also, durch Verdienste liebenswert zu werden; aus der Hochachtung entspringt die Liebe; man habe die Gesinnungen und die Aufführung eines Mannes, der die Welt kennet; man trotze nicht auf äußerliche Vorteile, die nur von allzu kurzer Dauer sind; man schmücke seinen Geist mit dauerhaftern Reizen; man verbinde mit der Zärtlichkeit des Witzes großmütige Gesinnungen des Herzens; man fliehe das gezwungene Betragen eines

Stutzers; man sei gleichförmig in der Aufführung; man prahle nicht mit Metaphysik und Versen, eine Prahlerei, die der üble Geschmack zu rechtfertigen scheinet; man vermeide den lächerlich kostbaren Ton der Neologisten; man sei kein Lustigmacher, der die geringsten Fehler auch seiner Freunde anfällt; die Wahrheit wohne allezeit auf den Lippen; nie komme ein Ausdruck in den Mund, der die Schamhaftigkeit rot macht und die Unschuld zum Schaudern bringt; man halte sich zu Großen, deren Umgang die Schule der Tugend und Artigkeit ist! — — Hier ist der Dichter gedoppelt ein Dichter; und die Schmeicheleien, die er diesem und jenen französischen Hofmanne macht, den er mit Namen nennt, sind nicht zu übersetzen. — — Doch die Welt allein bildet einen vollkommenen Menschen nicht. Das Lesen der besten Schriftsteller muß dazu kommen. La Fontaine, Molière, Racine, Regnard, Nericaut, La Chaussee, Gresset, Chaulieu, Bernis, und wer sie sonst sind, die Maler, welche Natur und Kunst gebildet hat, die Helden der Gesinnungen, die das edelste Feuer belebt! — — Hiebei vermeide man das französische Vorurteil, die Nachbarn zu verachten. „Es gibt gewisse in ihre Sphäre so eingeschränkte Geister, die nur den Himmelsstrich preisen, unter welchem sie geboren sind, furchtsam ihren Großeltern nachschleichen und nur die Güter loben, die vor ihren Augen wachsen. Für sie ist außer Paris kein Genie anzutreffen, und das Chaos fängt an, da wo sich Frankreich endet. Leget diesen närrischen Hochmut, den ihr mit der Milch eingesogen habt, ab! In den wildesten Gegenden gibt es Pilpais. Der abergläubische Spanier, der selbstmörderische Engländer haben Sitten und Gaben. Erforschet ihren Geschmack und macht euch der Schätze zu nutze, welche die Natur andern Ufern vorbehält." — — Dieses sind Lehren, welche kluge Franzosen ihren Landesleuten noch unzähligmal wiederholen und unzähligmal umsonst wiederholen werden. — — Nunmehr kommt der Dichter auf den Zweikampf, der Furcht des falschen Muts. Er beschreibt alle schreckliche Folgen derselben und will in einer kleinen Geschichte lehren, wie vermögend ein Frauenzimmer sei, diese Raserei bei Mitbuhlern zu unterdrücken. Auch diese Geschichte will uns im ganzen nicht gefallen. Wir wollen die Rede eines Frauenzimmers, die in voller Unschuld ihre Liebe entdeckt, daraus hersetzen: „Was empfindet man, was will man, wenn man liebt? Belehre mich, Zamor, warum mein zitternder Geist, wenn ich mit dir rede, eine ihm sonst unbekannte

Verwirrung fühlt! Mein Herz zerfließt, wenn ich dich sehe. Seitdem dich ein Gott in diese Insel führte, begleitet und entzückt mich dein Bild Tag und Nacht. Der zärtliche Eindruck deiner geringsten Reden wird immer in mir neu und scheint in mir zu leben. Gestern seufzete ich deiner langen Abwesenheit wegen, als Dorival erschien. — — Ach, welcher Unterschied! Ich empfinde das nicht für ihn, was ich für dich empfinde. — — In was für ein Gift würde sich meine Liebe verwandeln, wenn Zamor nicht so sehr liebte, als er geliebet wird!"

Der vierte Gesang fängt mit der Beschreibung des Nachttisches an. Bei diesem sich einzufinden, doch erst alsdann, wann das Frauenzimmer die Reize des Gesichts in Ordnung gebracht hat, ist die Pflicht eines Liebhabers. Der Nachttisch ist ein Tempel, der niemals ohne Dienst sein muß; ein Madrigal, eine Sinnschrift, ein Lied, ein Sonett sind die Lobgesänge, welche die Gottheit der Liebe daselbst preisen. Dieses führt den Dichter auf die Macht der Poesie, auf ihren Ursprung, auf ihre Reize, auf ihre Vorrechte. — — „Weihet, Verliebte, dieser bezaubernden Kunst einige Augenblicke, mehr euch beliebt zu machen, als in die Klasse der Schriftsteller zu kommen! Sie weiß den Eingang in das unwirtbarste Herz zu finden. Nicht Löwen, Felsen, Sturmwinde hat man mehr durch sie zu erweichen, sondern allein die Strenge des Herzens." — — Von der Poesie kömmt er auf die Vorteile des Schmauses, den Mittelpunkt der Aufrichtigkeit. Der Schmaus bietet die zärtlichsten Geständnisse dar und berechtiget sie; wie sehr hilft er der Liebe, wann zumal Musik und Tanz ihn begleiten, diese Kinder der Zärtlichkeit! — — „Auch das Spiel ist für Liebhaber. Die Munterkeit hat den Vorsitz bei diesem lachenden Streite, den das Schicksal entscheidet. Der Verdruß, die Langeweile werden auf Flügeln der Zeit davongeschickt. Jeder Augenblick bekömmt eine neue Gestalt. Das Glück flattert herum, es drohet, es lacht; die Hoffnung strahlet und verschwindet; das Gold wächset und vertrocknet. Doch wollt ihr den Augen derjenigen gefallen, welche euer Herz beherrscht, so fliehet den Ruf eines Spielers von Profession! Das Herz wird geteilt, eure Geliebte aber will es ganz besitzen." Hier zeigt der Dichter, wie weit sich ein vernünftiger Liebhaber in das Spiel einlassen müsse. Nie muß die Geliebte darunter verlieren, die man beständig zu sehen sich zu einer süßen Gewohnheit machen muß. Diese allein entscheidet;

man wird sich wesentlich, und endlich sind es zwei Körper, welche eine Seele belebt. Doch muß man deswegen nicht den andern Umgang fliehen und aus Liebe ein Menschenfeind werden. Man muß fortfahren, seine Freunde zu besuchen und sie zu schätzen. Hier schildert der Dichter das Lob der Freundschaft. „Das geheime Vergnügen einer zärtlichen Verbindung teile euern Tagen neue Anmut mit! Bringet der Welt eine geschmeidige Biegsamkeit davon her und verbindet euch die Gemüter durch einen willigen Umgang! Besonders erwerbt euch den Schatz eines weisen Freundes, an dessen Wert weder Ehre noch Gold kömmt! Er ist eine Quelle von Tugenden, die euch nützlich sind; er ist eine leuchtende Fackel auf den dunkelsten Wegen; nach der Liebe ist er das kostbarste Geschenke des Himmels. Bei ihm leget alle Geheimnisse eurer Seele nieder, nur nicht die Geheimnisse eurer Liebe!" Die Verschwiegenheit ist eine der vornehmsten Tugenden eines ehrlichen Mannes, und der Dichter glaubt, daß sie besonders den Franzosen einzuschärfen sei. Ein Vertrauter wird oft zum Mitbuhler, welches er durch das Beispiel Heinrichs des IVten, des Ritters von Bellegarde und der Gabrielle d'Estrées erläutert.

Fünfter Gesang. Ein geheimer verliebter Umgang hat seine Reize; doch weit mehr Vergnügen genießen Verliebte, die sich für den Augen der Welt lieben. Dazu zu gelangen, muß man sich einen freien Zutritt bei seiner Geliebten zu verschaffen suchen, unter dem Titel eines Freundes; man muß die Charaktere derjenigen zu erforschen suchen, die um ihr sind, und von welchen sie in etwas abhanget. Hierunter gehören vornehmlich die Vormünde. „Predigt er, in einen Lehnsessel gekrümmt, schwach und kolsternd, voller Galle gegen die jetzige Zeit, wider die Jugend und ihre außerordentliche Verschwendung, setzt er seine Ehre und sein höchstes Gut in das Gold, in welchem er schwimmt, ohne es zu genießen: so rühmt seinen jetzigen und zukünftigen Reichtum und heimlich beklagt seine wirkliche Armut!" Oft bestimmt so ein Wüterich den Gegenstand unserer Liebe dem Kloster, diesen dem ewigen Verdruß gewidmeten Mauern, den Gräbern, welche eine rasende Schwärmerei gehöhlet hat, welche die Reue, der Irrtum, die Tyrannei bewohnen. Doch dieser Aufenthalt ersticket die Heftigkeit der Leidenschaft nicht, und die Beständigkeit des Liebhabers erlangt ihren Zweck. — — Bei Vielen, weil sie allzu gewiß sind, daß sie geliebet werden, erkaltet die Liebe. „Der

zuversichtliche Medor verläßt sich auf seinen Sieg, und wenig bewegt von der Unruhe seiner Geliebten, betrachtet er mit einem heitern Auge sein Glück. Als ein ruhiger Beherrscher eines ihm unterthanen Herzen trotzt er ihrem Argwohne und lacht über ihre Beängstigung. Er höret ihre Klagen nicht, er sieht ihre Thränen nicht. Bei ihr ist er abwesend; und redet sie mit ihm, so ist er zerstreut; er betrachtet einen Ring oder ein Bild, er ruft seinen Hund, er spricht mit ihm und streichelt ihn. Aus seiner umwölkten Stirne leuchtet eine stolze Verachtung; und wenn die Geliebte ganz Feuer ist, so ist er ganz Eis." — — Doch muß man auch nicht seine Liebe durch Ausschweifungen der Eifersucht zu beweisen suchen; wohl aber kann man sich auf kurze Zeit entfernen, um die Beständigkeit der Geliebten auf die Probe zu stellen. Eine allzu lange Abwesenheit ist das traurigste Unglück für Verliebte. Es zu lindern, schenke man sein Bildnis der Geliebten und suche das ihre dafür zu erhalten. Die Liebe sowohl als die Freundschaft erlaubt den Gebrauch der Geschenke; diese aber müssen gewählt sein, und man muß mehr die Empfindlichkeit der Schönheit als ihr Glück dabei zu Rate ziehen. Erhält man zum Gegengeschenke ein von ihren Haaren geflochtenes Armband; welches kostbare Pfand der zärtlichsten Liebe! Das sicherste Mittel, ohne Nebenbuhler geliebt zu werden, ist eine gleiche ungeteilte Liebe gegen die, von welcher man dieses Glück begehrt. Hier haben beide Geschlechter gleiches Recht; und dieses sowohl als jenes kann sich über die Untreue des andern beklagen. Wie schädlich aber ist dabei eine stürmende Eifersucht! Nimmermehr wird diese ein Herz wieder zurückbringen, welches nur durch Gefälligkeit und Anmut von neuen gewonnen wird. Diesen Satz erläutert der Dichter durch das Exempel des ersten Franciscus, Königs von Frankreich, und der zwei Herzoginnen von Etampe und von Valentinois.

In dem letzten Gesange nahet sich der Dichter dem glücklichen Zeitpunkte, da die Liebe gekrönt wird. Er beschreibt die Besorgnis der Geliebten, durch einen völligen Genuß ihren Liebhaber allzusehr zu sättigen, und in der That sind diese Gunstbezeigungen oft die Mörder einer Leidenschaft, die die wohlgegründetste zu sein schien; weil sie meistenteils die Mängel auf beiden Teilen entdecken. Hier hat also der Liebhaber seine ganze Kunst anzuwenden, jene Besorgnis zu zerstreuen und sein gutes Glücke mit Behutsamkeit weiter zu

treiben. Lobt er seine Gebieterin, so muß dieses Lob fein angebracht sein. „Lobet mit Anmut und lobet mit Genauigkeit! Man wird unhöflich durch allzu viel Höflichkeit. Leget ihr keine Reize bei, von denen sie, dank sei ihrem Spiegel, weiß, daß sie sie nicht hat! Bei der blassen Fanny lobet nicht die blühenden Rosen; leihet ihr Schönheiten, allein ohne die Sache zu übertreiben! Ein übertriebenes Lob ist unschmackhaft, und man lacht drüber. Oft, euch zu erforschen, lobt sie Reize an andern, die ihr der Himmel nicht beigelegt hat: „Wie lebhaft ist Iris! wie schöne ist Dorinde!" Dieses ist ein heimlicher Fallstrick, den euch ihre Furcht leget. Sagt also, daß ihre Reize nichts Rührendes haben, und treibt die List sogar bis sie zu verachten! Das Lob einer jeden andern hat das Ansehen einer Kritik." — — Den Unvollkommenheiten der geliebten Person muß man vorteilhafte Namen geben. Hiezu hilft die Gewohnheit nicht wenig, welche oft die Augen so verblendet, daß sie wirkliche Fehler für Schönheiten ansehen. — — Doch wie eigensinnig, wie wunderlich ist das Gemüt eines Frauenzimmers! Wie oft, wenn man sich ihrem Besitze am nächsten geglaubt hat, sieht man sich am entferntesten davon! Diesen kleinen Widerwärtigkeiten zu begegnen, dahin zielen die letzten Lehren des Dichters. Man setze dem Eigensinne der Geliebten Gefälligkeiten entgegen. Man bekenne, daß man Unrecht habe; dieses ist allezeit das sicherste Mittel, mehr als Vergebung zu erlangen. Verliebte, die sich wieder vertragen, lieben sich allezeit zärtlicher, als sie sich vorher geliebt haben; „und wenn ja bei der Geliebten Skrupel übrig blieben; sitzen ja noch Wolken des Mißtrauens auf ihrer Stirne und leset ihr in ihren Augen, daß ihr unruhiges Herz befürchtet, nicht geliebt zu werden, so schwöret ihr, daß eure Seele sie anbete, und wiederholt diesen Schwur hundertmal; benetzt ihre Hände mit Thränen, erhebet ihre Reize, fallet ihr zu Fuße, rufet den Tod an! Wo ist das grausame Herz, das hierdurch nicht sollte gerührt werden?" Die Geliebte sucht die Verzweifelung zu stillen durch längstgewünschte Gunstbezeigungen. Hier kömmt es drauf an, die Zeit, sie einzuernten, zu beobachten. Oft wird man in den süßesten Augenblicken gestört, und alsdenn muß der Liebhaber sein Spiel zu verstecken wissen. — — Der Dichter hat bisher den Verliebten nur kleine Schreckbilder gewiesen; jetzt aber zeigt er ihnen ein wirkliches. Der geliebte Gegenstand wird krank. Hier hat die Liebe ihre stärkste Probe abzulegen; für

die sie aber nur allzusehr belohnt wird, wann die Kranke wieder hergestellet wird. Folgt sie der Stimme des Frühlings, welche sie auf das Land ladet: folget ihr dahin! da ist es, wo euch die Liebe den schönsten Triumph vorbehält; da untersteht man sich alles, da erhält man alles. — — „Muse, hier hemme deinen Lauf und wag' es nicht, mit einem allzukühnen Blicke in das Heiligtum zu dringen, wo das Opfer erblasset und die Liebe es betrachtet. Dieses Geheimnis verlangt die tiefste Verschwiegenheit. Laß auf deiner Stirne, Muse, die Anmut und Schamhaftigkeit verschwistert prangen; fliege in den Himmel zurück; dein Weg ist vollendet. — — Liebe, du lehrest mich deinen Dienst und deine Geheimnisse, die du in meinen Liedern niedergelegt hast. Deine unsterblichen Myrten umkränzen meinen Frühling; ich sang dein Gesetz der Welt und hatte noch nicht zwanzig Jahre."

Hiermit endet der Dichter seine Kunst, zu lieben. Zum Schlusse des Werks findet man noch ein Gedichte über den Tod seiner Zulni, die er in dem ersten Gesange als seine Muse angerufen hat. Dieses Gedichte ist ungemein zärtlich, und vielleicht ist mehr Empfindung darinne, als in allen sechs vorhergehenden Gesängen; wovon wir dem Leser das Urteil überlassen wollen, da wir ihn gnugsam in den Stand gesetzt haben, es fällen zu können.

* *
*

Der Tanzbär [s. Bd. I, S. 168].
Der Adler und die Eule [s. Bd. I, S. 167].
Morydan [s. Bd. I, S. 190].

Monat November 1751.

Wir wollen dieses Blatt mit dem ersten Gesange eines Gedichts anfüllen, dessen Vorwurf dem Dichter vielleicht am meisten den Beifall der Kenner wird müssen erwerben helfen. Er besingt die Religion. Sein Plan ist groß.*)

Der Raum befiehlt uns, hier abzubrechen, welches um so viel ungezwungener geschieht, da der Dichter ohnedem, wie man aus dem Eingange sieht, auf einen neuen Gegenstand kommt. Wir versparen also den Rest bis in das Dezemberblatt.

*) S. Bd. I, S. 151 unserer Ausgabe. D. H.

Monat Dezember 1751.

Reise der Unschuld nach der Insel Cythere.

Es ist eine beglückte Insel, unbekannt den blinden Sterblichen. Die Luft, die man daselbst atmet, ist allezeit rein und heiter; die Jahreszeiten sind daselbst nicht dem Wechsel unterworfen, welchem sie in unsrer Hemisphäre unterworfen sind; die Fläche der Wasser wird durch nichts als Zephyre in Bewegung gesetzt, und niemals hat das Herz der glücklichen Einwohner dieses schönen Aufenthalts die Stürme empfunden, welche die Heftigkeit der Leidenschaften und ausschweifenden Affekten erwecket. Die Unschuld, die Beherrscherin dieser angenehmsten Insel, hat ihren Thron nirgends als in den Herzen ihrer Unterthanen. Sie lieben ihre Regierung und wissen von keinem andern Vergnügen, als von dem Vergnügen, ihr getreu zu sein. Hier war es, wo die reizende Themire ihre glücklichen Tage in dem Schoße der Beherrscherin, deren Liebling sie war, zubrachte, als sich das Schicksal ihrentwegen erklärte und die Unschuld in die allerlebhafteste Unruhe versetzte. Sie hatte diesen Herren der Götter und Sterblichen wegen der Zukunft ihrer Geliebten um Rat gefragt. „Themire," erhielt sie zur Antwort, „muß nach Cythere gebracht und daselbst ihrer eignen Aufführung überlassen werden; ihr Glück oder Unglück hanget von ihrer Treue gegen dich ab." Die Unschuld seufzete; doch wenn das Schicksal einmal geredet hat, so ist es unmöglich, seine Aussprüche zu verändern. Zu allem Glücke hatte man der Unschuld nichts, in Ansehung dieser unglücklichen Reise ihrer Untergebenen, vorgeschrieben. Sie beschloß also, sie in ein Land zu begleiten, welches sie selbst nicht kannte, und sie, wenn es möglich wäre, wider alle Gefahr zu verteidigen, der sie etwan ausgesetzt werden möchte.

Themire, voller Vertrauen auf die Unschuld, deren Willen sie allezeit blindlings nachgekommen war, verließ ohne Widerwillen die glückliche Insel. Kaum waren sie an das Ufer eines Meeres gelangt, dessen Fläche ruhig scheinet, welches aber gleichwohl durch unzählige Schiffbrüche bekannt ist, als sich die geschäftigen Bootsleute, sie nach Cythere überzubringen, anboten. Das Vergnügen, die Weichlichkeit, die Neugierde, die Gelegenheit führten sehr prächtige Schiffe, auf

welchen eine Menge Reisender Themiren die Hand boten, sie zur Ueberfahrt in ihrer Gesellschaft zu bewegen. Endlich kam ein ehrwürdiger Alter, welcher nichts als eine kleine Barke ohne Zieraten führte, und bot gleichfalls seine Dienste an; er nannte sich die Schuldigkeit, und die Unschuld, ohne sich bei der Unansehnlichkeit seines Schiffchens aufzuhalten, stand nicht einen Augenblick an, Themiren hineinsteigen zu lassen. „Es soll euch nicht gereuen, daß ihr mich vorgezogen habt," sagte der Alte zu ihnen; „ich kenne alle Klippen um Cythere herum, und kein einziger von denen, die mich zu ihrem Führer erwählt haben, ist unglücklich daselbst angelandet." „Wie kömmt es aber," fragte ihn Themire, „daß dein Schiff so klein ist; kaum daß wir darinne Raum haben?" „Es ist nur noch allzu groß," antwortete der Alte, „wenn man die wenige Anzahl der Reisenden bedenkt, die mich auf diesem gefährlichen Wege zu ihrem Leitsmanne nehmen." Indem er so redete, stieß die Barke gegen die Insel ganz sanfte ab, der die prächtigen Schiffe folgten, welchen Themire den Vorzug würde gegeben haben, wann die Unschuld sie nicht zu dem Schlusse gebracht hätte, sich für die Schuldigkeit zu erklären. Doch gar bald lernte sie einsehen, wie vieler Gefahr sie ihre Folgsamkeit überhoben habe. Die Winde der Eifersucht, des Argwohns, der Unbeständigkeit fingen gewaltig an zu toben; und indem die kleine Barke an dem Ufer der Insel anlandete, scheiterten die andern Schiffe, nachdem sie lange genug der Wut der Wellen widerstanden hatten. Verschiedene von den Reisenden kamen um, ehe sie das Land erreichten, und die andern entkamen nicht anders als mit Verlust der reichen Edelsteine, die sie mitgebracht hatten.

Das ganze Ufer erscholl von dem Geschrei dieser Elenden. Der eine beweinte seine verlorne Ruhe, der andre seine Ehre, dieser seine Gesundheit und hundert andre Güter, deren Erzählung viel zu lang sein würde. Die Unschuld, welche des Schicksals dieser Unglücklichen wegen sehr bekümmert war, vergaß auf einen Augenblick ihre Untergebene, und dieser Augenblick war genug, Themiren zu verlieren. Dieses war der Wille der Götter, welcher dieses liebenswürdige Mägdchen auf die Probe stellen wollte, damit sie ihre Tugend in allen ihrem Glanze zeigen könnte. Sie hatte bei dem Eingange eines Lustwäldchens, welches nicht weit vom Ufer war, ein Kind ganz in Thränen gefunden, welches seine kleine Hände gegen sie ausstreckte und sie um Hilfe anzurufen schien

Themire ward vom Mitleiden durchdrungen und näherte sich ihm. Es zeigte ihr mit dem Finger einen Jüngling, welcher sich vergebens bemühte, einen Pfeil herauszuziehen, welcher ihm das Herz zu durchbohren schien. Themire wollte ihm ihn helfen herausziehen, kaum aber hatte sie diesen unglücklichen Pfeil angerührt, als sie sich selbst verwundet fühlte, und die gemeinschaftlichen Bemühungen, ihn herauszureißen, nutzten zu nichts, als ihn tiefer hineinzutreiben. Themire ward von einer Wehmut ergriffen, welche sie bisher nie empfunden hatte, schlug die Augen nieder und seufzete.

Der Unbekannte, welcher die Natur des Uebels, das ihn betroffen hatte, nicht besser kannte, sahe sie an und unterstund sich nicht, sein Stillschweigen zu brechen. Als einige Augenblicke in einer Art von Trunkenheit verflossen waren, erinnerte sich Themire, welche fühlte, daß ihr Herz zum erstenmal gerühret war, und vor den Seufzern erstaunte, welche ihr wider Willen entfuhren, auf einmal ihrer Königin.

„Ach, liebste Unschuld," rief sie aus, „wo bist du? Warum hast du mich verlassen, oder vielmehr durch welche Bezauberung habe ich mich entschließen können, mich von dir zu trennen?" Als Themire diese Worte aussprach, vergoß sie einen Bach von Thränen. Lisidor (dieses war der Name des jungen Menschen, welchem sie hatte wollen zu Hilfe kommen) fiel auf seine Knie, trocknete ihre Thränen ab und beschwor sie, ihn zu lehren, was er thun müsse, um ihr ihre Ruhe wiederzugeben. „Mir geht es ebenso," antwortete Themire. „Ich habe meine Gesellschafterin, meine liebste Unschuld, verloren. Ich kann ohne dieselbe nicht glücklich sein, und ich will alle meine Kräfte daran wenden, sie wiederzufinden." „Ach, schöne Themire," versetzte Lisidor, „kannst du denn das Vergnügen, welches ich schmecke, indem ich dich sehe, nicht teilen? Ich habe so wie du alles verloren, da ich an dieser Insel angelandet bin; aber ein einziger Blick von dir ersetzet meinen Verlust, und ich kenne weiter kein Gut mehr, als dieses, daß ich dich anbete, daß ich dir es sage und daß ich sehe, daß du meine Flamme mit mir teilest. Vergiß die Gespielin, deren Andenken unsre Glückseligkeit vergiftet. Ich habe deine Zärtlichkeit gegen mich aus deinen Augen gelesen. Ueberlaß dich derselben ganz und gar; laßt uns einsam in diesen Gebüschen den übrigen Teil der Sterblichen vergessen!" „Was schlägst du mir vor?" antwortete ihm Themire. „Ich kann mich nicht verstellen;

ich fühle, daß ich dich mehr liebe, als mich selbst, daß ich dich zeitlebens lieben werde; aber diese Liebe wird niemals die Treue wankend machen, welche ich meiner Königin schuldig bin. Unser Glück kann nicht vollkommen sein, wenn ich sie verlasse. Erlaube, daß ich sie suche; wir wollen den Göttern die Sorge, einander wiederzusehen, überlassen." „Du willst mich verlassen, Themire?" antwortete ihr Lisidor zärtlich; „du willst also meinen Tod? Warum wollen wir diese Gespielin, welche dir so lieb ist, nicht mit einander suchen?" „Ach, Lisidor!" versetzte Themire, „mein Herz sagt mir, daß wir sie beide mit einander nicht finden werden." Als sie dieses gesagt hatte, verließ sie ihren Liebhaber und suchte mit der größten Unruhe die Unschuld, welche seit dem Augenblicke, da sie sie aus dem Gesicht verloren hatte, sie ihrerseits vergebens suchte.

Amor empfand ein boshaftes Vergnügen über die Unruhe der Unschuld. Sie hatten sich seit langer Zeit entzweit; aber der Gott von Cythere suchte sie wieder zu versöhnen. Er ging zu seiner Feindin, stellte sich, als ob er die Ursache ihrer Reise nicht wüßte, und fragte sie: „Was hat dich denn hieher gebracht? Ich habe dich so lange Zeit nicht gesehen, daß ich dich kaum mehr kenne." „Kannst du dich noch deswegen beklagen? Unbeständiger!" versetzte die Unschuld. „Konnte ich mich seit dem verhaßten Augenblicke, da du mir das Kunststück, die Buhlerei und die Wollust zu Mitbuhlerinnen gegeben, entschließen, wieder in deinem Reiche zu erscheinen? Erinnere dich derjenigen glücklichen Tage, da wir mit einander über die Herzen regierten, und gestehe, daß du seit dem Augenblicke deinen Ruhm verloren, da du mich verlassen hast!" „Ich will mich nicht zu rechtfertigen suchen," antwortete Amor; „aber gibt es kein Mittel wider dieses Uebel? und könnten wir nicht durch eine aufrichtige Versöhnung alles das Uebel wieder gut machen, welches unsere Scheidung unter den Sterblichen verursachet hat? Wenn du mir vergeben willst, so sollen dich die feierlichsten Eide von meiner Beständigkeit versichern." „Kann man sich auf Amors Eidschwüre verlassen?" antwortete die Unschuld; „und ist eine bloße Entschuldigung genug, alles Böse, welches du mir verursachet hast, wieder gut zu machen? Wie viel Herzen, in welchen ich unumschränkt herrschte, hast du nicht geraubt! Eben heute ist mir meine geliebte Schülerin durch deine Kunststücke entwendet worden." „Sachte, Madame," unterbrach sie

Amor; das ist eine von deinen gewöhnlichen Ungerechtigkeiten; du steckst in deinem Vorurteil. Wie oft haben nicht die Eitelkeit, der Vorteil und die Eifersucht meinen Namen geborget, um dir deine Schülerinnen zu rauben! Glaubst du denn wirklich, daß es die Liebe ist, welche die meisten Vereinigungen stiftet, über welche du seufzest? Ich wollte eine Erläuterung vermeiden und war so gut, mich für schuldig zu erklären, um desto geschwinder Vergebung von dir zu erlangen; aber ich sehe wohl, daß ich mich förmlich rechtfertigen muß. Du machtest Staat auf die junge Chloe, und du zogst wider mich los, als sie einen Liebsten nahm. An den Plutus hättest du dich deswegen machen sollen. Ich hatte gar nichts mit dem Handel zu thun, welchen sie mit einem Generalpächter schloß, und sein Gold machte diejenige Wunde, welche du meinen Pfeilen zuschriebest. Die junge Elise, welche, seitdem sie dich verlassen, ihre Liebhaber viermal verändert hat, hat mich nie gekannt. Bloß das Verlangen, den Vorzug vor Climenen zu haben, welche sie für nicht so schön hielt als sich, hat gemacht, daß sie dich verlassen, damit sie um sich einen zahlreichen Hofstaat sehen möchte. Ich könnte dir noch tausend andere Exempel von deiner Ungerechtigkeit gegen mich anführen; aber ich habe dir es gesagt, ich will mich mit dir versöhnen. Was setzest du für einen Preis auf die Vergebung, um welche ich dich bitte?" „Du mißbrauchest vielleicht meine Aufrichtigkeit," antwortete ihm die Unschuld; „doch will ich mich noch einmal deiner Leichtsinnigkeit aussetzen. Setze meine Ehre auf feste Gründe und mache, daß diejenigen, welche durch Lieben mein Reich verlassen haben, der Verachtung derjenigen Liebhaber ausgesetzet sein, welche sie mir vorgezogen haben; und auf diese Art will ich das Vergangene vergessen." „Und ich," versetzte Amor, „steh' für das Künftige. Jede Vereinigung, welche nicht auf das Künftige gegründet sein wird, soll von keiner Dauer sein, und man wird aus der Unbeständigkeit der Liebhaber die Klugheit der Schönen auf das sicherste erkennen. Wir wollen mit Themiren den Anfang machen. Ich verhehle dir es nicht, sie ist bei einem Liebhaber allein gewesen. Ich will sie einer großen Versuchung aussetzen, und du wirst sehen, ohne daran zweifeln zu können, ob Themire deiner noch würdig ist."

In dem Augenblicke versammlete Amor die unzählbaren Schönheiten, mit welchen seine Insel angefüllet ist. Er teilte unter dieselben diejenigen verführerischen Annehmlichkeiten aus,

welche noch mächtiger sind als die Schönheit. Er befiehlt den Zephyren, die Themire und den Lisidor mitten unter diesen schönen Trupp zu führen. Themire sieht endlich diesen Liebhaber wieder, von welchem sie so ungern geflohen war; da sie aber einzig und allein von der Unschuld eingenommen ist, so will sie auf sie zu und will sich in ihre Arme werfen. „Halt!" sagte die Unschuld zu ihr, „die Beständigkeit des Lisidor wird mich lehren, ob du noch meiner würdig bist." Themire erwartet bestürzt und zitternd den Befehl der Unschuld, und ob sie gleich überzeugt war, daß sie nichts zu befürchten hätte, so konnte sie doch kaum wieder zu sich selbst kommen. Lisidor schien anfangs bei dem Anblicke der Schönheiten, welche sich ihm zeigten, geblendet zu sein. Er durchlief sie mit begierigen Augen; aber nach einer kurzen Prüfung warf er sich Themiren zu Füßen und schwur ihr eine ewige Beständigkeit.

Seit demselben Tage hatte Amor seine Verbindlichkeiten niemals aus der Acht gelassen. Ein Liebhaber, welcher genug hat, wird ein flüchtiger Liebhaber, und dieser Gott hebt die Annehmlichkeiten der Beständigkeit nur für diejenigen auf, welche niemals die Unschuld von der Liebe trennen.

Der Herrmann und der Nimrod würden in diesen Blättern keinen Platz gefunden haben, wenn sie nicht der unbekannte Verfasser folgendes Schreibens seiner Aufmerksamkeit und Geduld gewürdiget hätte.

„Mein Herr.

„Sie sind sehr unachtsam auf die merkwürdigsten Begebenheiten im Reiche des Witzes. Sie haben Ihren Lesern noch gar nichts von den neuen Lichtern erzählet, welche diesem Reiche in der letztverwichenen Michaelsmesse aufgegangen sind. Haben Sie denn den Herrmann und den Nimrod noch nicht gelesen? Oder haben Sie denn nicht wenigstens die Vorrede des Vormunds des guten Geschmacks in Deutschland durchgelaufen, welche derselbe dem erstern vorgesetzet hat? Da würden Sie gefunden haben, daß es nunmehr mit dem deutschen Witze aufs höchste gekommen ist und daß, wenn die Ausländer auch zehn Henriaden aufzuweisen hätten, wir Deutsche ihnen doch nunmehr beherzt unter die Augen treten und ihnen dieses Heldengedicht selbst zum Muster ihrer künftigen Werke dieser Art vorlegen könnten. Warum haben Sie denn Deutsch-

land zu diesem längst vergebens gewünschten Zeitpunkt noch nicht Glück gewünscht? Ich will doch nimmermehr hoffen, daß Sie ein Franzose sind, welcher vor allen Meisterstücken des deutschen Witzes Augen und Ohren verschließet, um nur das bißchen Ehre seiner witzigen Landsleute noch in Ansehen zu erhalten. Da wir längst den Ausländern in allen Arten von Gedichten Trotz bieten konnten, so fehlte es uns nur noch an einem Heldengedichte; und siehe, das haben wir nun, gottlob! an dem Herrmann, wie der Titel desselben klärlich ausweiset. Kommen Sie mir ja nicht mit dem Messias und sagen Sie etwan, daß dieses auch ein Heldengedicht sei! In der Schweiz und in den derselben inkorporierten Landen kann er allenfalls dafür gelten; aber in Deutschland hat er das Diploma noch nicht erhalten; und ist es zu dessen Beweise nicht genug, daß ihn noch kein G . . . dafür erkennet? Siehe den Wurmsamen, den ersten Gesang. Es ist also gewiß, daß nunmehr der leere Raum in der deutschen Dichtkunst durch diejenige hochfreiherrliche Feder glücklich ausgefüllet worden, welche uns den Herrmann in den so natürlich fließenden trochäischen Versen, in zwölf Büchern, wie Virgil seine Aeneis, geliefert hat.

„Aber zu gleicher Zeit erschien auch noch ein anderes Heldengedicht, der Nimrod des Herrn Naumann, welcher schon über zehn Jahr auf die Presse gewartet hatte. Welch ein Reichtum eines poetischen Witzes wird nicht dazu erfordert, von einem Helden, von welchem uns alle Geschichte weiter nichts erzählet, als daß er ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen, ein Heldengedicht von ganzen 24 Büchern zu schreiben! Zu was für schönen Episoden hat nicht dieser Mangel in der Geschichte dem Dichter Gelegenheit gegeben, welcher die Aufmerksamkeit des Lesers bald mit einem toten und wieder auferweckten Pferde, bald mit dem noch vor der Sündflut im Gebrauch gewesenen groben Geschütz, bald von dem Taubenschlage eines glückseligen Schäfers, bald von der Kapelle des Nimrod, bald von dessen Hofnarren, welcher seinen hölzernen Säbel auf der rechten Seite stecken hat, und mit tausend andern belustigenden Erdichtungen unterhält! Der Dichter hat seinem Witze völlig den Lauf gelassen und sich mit den Reimen nicht abgegeben, sondern Hexameters ohne Füße erwählet, an welche er sich aber auch nicht so genau gebunden, daß er nicht öfters Oktameters und Pentameters hätte sollen mit unterlaufen lassen. Ich schäme mich, mein

Herr, daß ich Ihnen Neuigkeiten aus dem Reiche des Witzes erzählen soll, welche Sie Ihren Lesern zuerst hätten erzählen sollen.

„Dahin gehöret auch die neueste und letzte Ausgabe der kritischen Dichtkunst des berühmten Hrn. Prof. Gottscheds. Ja, mein Herr, dieses ist die allerletzte Ausgabe, oder vielmehr die letzte Umgießung derselben. Herr Gottsched hat dieses selbst feierlich versichert. Er hatte in den bisherigen Ausgaben so vieles weggenommen, hinzugesetzt und verändert, und doch wußte er selbst nicht, woran es doch liegen müßte, daß sie noch nicht für vollkommen erkannt werden wollte. Endlich besann er sich, daß es in derselben noch an Anweisungen zu Sechstinnen, Ringelreimen, Madrigalen und andern dergleichen poetischen Marzipanen fehlte. Diesen Mangel nun hat er in dieser neuen Ausgabe sorgfältig ersetzt und dadurch alles geleistet, was man noch von einer Gottschedischen Dichtkunst verlangen konnte. Ich bin ꝛc."

P. S.

Das Ebenbild. Eine Fabel des La Motte.

Die Welt ist voll falscher Beurteiler. Man zeige ihnen ein gutes Stück: ihre unwissende Kühnheit schreibt es kraft ihres Ansehens einem Stümper zu. Sie finden darinne weder Geschmack, noch Stärke, noch Richtigkeit. Es mißfällt ihnen bald hier, bald dort etwas. Sie schimpfen und verdammen alles im Namen der neun Musen. Ach, meine Herren, das thut der Stolz, und nicht der feine Geschmack. Nur eure Unwissenheit, ihr sogenannten Kenner, ist schuld daran.

Ein gewisser Mensch wollte sich malen lassen. Ein jeder will einmal in seinem Leben gemalet sein. Es ist der Eigenliebe eigentümlich, daß sie Ebenbilder liebt. Diese Kunst, welche uns abmalet, scheinet uns auch zu vervielfältigen. Das ist nicht unsere einzige Thorheit. Als das Ebenbild fertig war, wollte unser Mann das Urteil seiner Freunde, in der Malerei erfahrner Leute, darüber vernehmen. „Betrachtet es," sagte er, „und seht, ob ich getroffen bin, und ob es meine Gestalt ist." „Gut," sagte der eine, „man hat Euch schwarz gemalt, und Ihr seid doch weiß." Der andere sprach: „Was für ein verdrehtes Maul!" „Die Nase steht nicht am rechten Orte," setzte ein dritter hinzu. „Ich möchte wohl wissen, ob Ihr solche kleine und finstre Augen habt? Und wozu dienen denn diese Schatten? Kurz, Ihr seid es nicht,

es muß ganz anders gemalet werden.“ Der Maler schreit vergebens dawider; umsonst ärgert er sich. Auf diesen Ratschluß muß er wieder anfangen zu malen. Er arbeitet und verbessert, es gelingt nach seinen genommenen Maßregeln, und er wollte diesesmal sein ganzes Vermögen drauf setzen, daß es vollkommen getroffen wäre. Die Kenner werden wieder zusammenberufen, und sie verdammen noch einmal das ganze Stück. „Das Gesicht,“ heißt es, „ist zu lang, die Backen sind eingefallen, die Haut ist runzlicht, Ihr seid schmutzig und wie ein Mann von sechzig Jahren gemalt; und, ohne Schmeichelei, Ihr seid jung und schön.“ „Nun gut,“ sagte der Maler, „ich muß es noch einmal machen. Ich verspreche es euch recht zu machen, oder ich will meinen Pinsel darüber verbrennen.“ Als die Kenner weg waren, sagte der Maler zu dem, der sich malen ließ: „Wenn ich Eure Freunde bei ihrem rechten Namen nennen darf, so sage ich Euch, daß sie privilegierte Unwissende sind; und wenn Ihr erlauben wollt, so will ich sie morgen ertappen. Ich will ebenso ein Bild, aber ohne Kopf, malen, und an dessen Stelle sollt Ihr Euren Kopf hinhalten. Laßt sie morgen wieder kommen; es soll alles fertig sein.“ „Ich bin es zufrieden,“ antwortete jener. „Lebt wohl, bis auf morgen!“ Der Schwarm dieser Kunstverständigen versammlete sich den Tag darauf wieder. Der Maler zeigte ihnen das Bild ein wenig von ferne und sagte: „Nun, gefällt euch dieses besser? Was dünkt euch? Wenigstens habe ich den Kopf von neuem mit großem Fleiße gemalet.“ „Warum laßt Ihr uns wieder rufen?“ sagten diese. „Warum zeigt Ihr uns diesen unausgearbeiteten Entwurf noch einmal? Wenn wir es aufrichtig sagen sollen, er ist es ganz und gar nicht; Ihr habt es noch schlimmer gemacht.“ „Ihr irret euch, meine Herren,“ sprach der Kopf; „ich bin es selbst.“

Bei den itzigen Lustbarkeiten, an welchen das Theater den meisten Teil nimmt, wird es nicht unrecht sein, dem Leser einige theatralische Anekdoten aus Paris zu erzählen.

Pechantre hatte in einem Wirtshause auf dem Tische einen Zettel liegen lassen, auf welchem einige Ziffern und über denselben die Worte stunden: Hier soll der König ermordet werden. Der Wirt, welcher sich schon über die Mienen und über die Zerstreuung dieses Poeten Gedanken gemacht hatte, hielt es für seine Schuldigkeit, diesen Zettel

zu dem Quartierkommissar zu tragen, welcher ihm sagte, er solle, wenn der Unbekannte wieder zu ihm zu Tische käme, ihm ja davon Nachricht geben. Pechantre kam wirklich einige Tage darauf wieder, und kaum hatte er angefangen zu essen, so sah er sich mit einer Menge Häscher umgeben. Der Kommissar zeigte ihm sein Papier, um ihn von seinem Verbrechen zu überführen. „Ach, mein Herr," sagte der Poet, „wie froh bin ich, daß ich meinen Zettel wieder habe! Ich suche ihn schon etliche Tage. Das ist der Auftritt, in welchen ich den Tod des Nero in einem Trauerspiele, an welchem ich arbeite, bringen will." Der Kommissar schickte seine Häscher wieder nach Hause, und einige Zeit darauf ließ Pechantre sein Trauerspiel aufführen.

Der Komödiant Montfleury griff sich einmal so an, da er in der Andromacha die Wut des Orestes vorstellte, daß er krank ward und starb. So hatte auch die Mariamne des Tristan dem Mondory den Tod verursachet. Daher pflegte man zu sagen, daß künftig kein Poet mehr sein würde, welcher nicht würde die Ehre haben wollen, in seinem Leben einen Komödianten ums Leben zu bringen.

Timokrates, das Trauerspiel des Thomas Corneille, ward 80mal hinter einander vor einer großen Menge Zuschauer aufgeführet, welche es beständig wieder gespielet haben wollten. Die Komödianten wurden müde, es zu spielen. Einer von ihnen trat einmal vorn vor auf dem Theater und sagte: „Meine Herren, Sie werden nicht müde, den Timokrates zu sehen; wir aber sind müde, ihn zu spielen. Wir befürchten, wir werden unsere andern Stücke vergessen. Lassen Sie ihn uns doch nicht mehr spielen!" Hierauf ward er nicht mehr wiederholet und auch niemals wieder gespielet.

La Fontaine war bei der ersten Vorstellung seiner Oper Asträa in einer Loge hinter einigen Damen, welche ihn nicht kannten. Fast bei allen Stellen schrie er: „Das ist abscheulich!" Die Damen wurden müde, immer einerlei zu hören, und sagten zu ihm: „Mein Herr, das ist nicht so schlecht. Der Verfasser ist ein witziger Kopf. Es ist der Herr de La Fontaine." „Ach, meine Damen," versetzte er, ohne sich was merken zu lassen, „das Stück taugt nichts. Dieser La Fontaine ist ein dummer Kerl. Ich bin es."

Als Racine den Brunet sagen hörte: „Meine Herren, das ist das Theater des Herrn Dancourt," erwiderte er: „Sage vielmehr sein Schafott, sage vielmehr sein Schafott!"

Der Komödiant Chamesle starb, als er aus dem Kloster der Cordeliers kam, wo er zwei Seelenmessen, eine für seine Mutter und eine für seine Frau, hatte lesen lassen. Für diese zwei Messen gab er dem Küster 30 Sols, welcher ihm 10 wiedergeben wollte. Chamesle aber sagte zu ihm: „Die dritte soll für mich, ich will sie eben hören gehen." Als er aus der Kirche ging, setzte er sich auf eine Bank bei der Thür der Allianz, welches ein Wirtshaus neben dem Komödienhause ist, wo er ein wenig mit seinen Kameraden plauderte. Als er zu dem einen sagte: „Wir wollen heute zu Mittage mit einander essen," starb er.

In der Fastenzeit 1721 ward das Trauerspiel des de La Motte, Die Makkabäer, aufgeführet. Bei der Vorstellung desselben war dieses etwas Besonders, daß der alte Baron die Rolle eines Kindes, in der Kappe und in herabhangenden Kinderärmeln, vollkommen gut spielte, ob er gleich damals 70 Jahr alt war.

Der Gebrauch, allezeit ein Nachspiel nach den neuen Stücken aufzuführen, ist erst 1722 aufgekommen. Man spielte vor dieser Zeit die neuen Komödien allein und begleitete sie erst, wenn sie 8 bis 10 mal waren vorgestellet worden, mit Nachspielen. Man glaubte alsdenn, daß das Stück anfinge, weniger zu gefallen. Diesen zuweilen ungegründeten Vorurteilen zuvorzukommen, ließ der Herr de La Motte gleich bei der ersten Vorstellung seines Trauerspiels Romulus ein Nachspiel aufführen. Diesem Exempel haben hernach andere Komödienschreiber gefolgt, und sie wünschten alle, daß dieser Gebrauch möchte eingeführet werden; aber niemand wollte den Anfang machen, aus Furcht, es möchte den Zuschauern gleich bei der ersten Vorstellung ihrer Stücke ein übler Begriff von denselben gemacht werden.

Bis hieher die Anekdoten. Wir wollen denselben noch eine kurze Nachricht von dem Ursprunge des französischen Theaters beifügen.

Nichts ist ungewisser als der Ursprung der französischen Schauspiele und theatralischen Stücke, und man kann fast nicht anders als mutmaßlich davon reden. Man findet keine Spur davon in der ersten und zweiten Linie der Könige von Frankreich. Man weiß nur, daß unter der dritten Linie derselben Constantia aus der Provence, Roberts Gemahlin, Gaukler und Pantomimen nach Paris kommen ließ. Hier muß man also die Epoche der ersten Parisischen Komödianten bestimmen,

und doch kann man noch nichts Zuverlässiges davon sagen. Man bekömmt hierinnen eher kein kläreres Licht, als unter der Regierung Karls V. oder zu Anfang der Regierung Karls VI.

Frankreich hat den Ursprung seiner dramatischen Gedichte der Andacht der Herren Paters zu danken. Der größte Nutzen, welchen sie vielleicht in der Welt gestiftet haben. Wenn man den meisten Schriftstellern, welche hievon Nachricht gegeben haben, glauben soll, so erwählten sie dazu die Geheimnisse ihrer Religion, die Jungfrau Maria und die Heiligen, und machten daraus den Gegenstand des Vergnügens und der Erbauung des Volks.

Man weiß, daß unterschiedene Bürger in Paris aus einer Art von Andacht unter einander eine Gesellschaft zu Erbauung eines Theaters errichteten, um auf demselben Stücke von andächtigem Inhalte und besonders das Geheimnis des Leidens Christi vorzustellen. Sie wählten hierzu die Vorstadt St. Maur diesseits Vincennes. Daselbst errichteten sie ein Theater und stellten auf demselben das Leiden Christi vor. Sie mußten anfangs einige Widersprüche von dem Prevot der Kaufleute erdulden; als sie aber vor dem Könige einige Stück, welche ihm gefielen, vorgestellet hatten, so erteilte er ihnen im Jahre 1402 in einem Patent die Freiheit, sich ordentlich zu setzen. Diese Bürger, welche sich Brüder des Leidens Christi nennten, errichteten ihr Theater auf dem Saal des Hospitals der Dreieinigkeit in der Straße St. Denis, worauf sie verschiedene Geheimnisse des Alten und Neuen Testaments und einige aus dem Leben der Heiligen vorstellten.

Dieses erste Theater behielt fast 150 Jahre ebendieselbe Einrichtung. Aber man ward endlich diese allzu ernsthaften Schauspiele überdrüssig. Auf die Geheimnisse folgten moralische Handlungen, auf die moralischen Handlungen lustige Stücke, auf die lustigen Stücke Narrenpossen, oder vielmehr man machte aus allem diesem halb ernsthafte, halb possierliche Stücke, an welchen sich das Publikum ärgerte. Man nahm ihnen ihr Theater, und das Haus zur Dreieinigkeit ward wieder ein Hospital, welches es bei seiner Anlegung hatte sein sollen.

Im Jahre 1548 verließ diese Gesellschaft diesen Ort, und da sie sich viel verdienet hatte, so kaufte sie den alten Palast der Herzoge von Bourgogne, welcher nur noch in einem Mauerwerk bestund. Sie ließ daselbst einen Saal, ein Theater und die andern Gebäude bauen, welche man noch itzo sieht. Das Parlament erlaubte ihr, sich daselbst zu setzen, doch mit

der Bedingung, daß sie lauter weltliche, erlaubte und ehrbare Stück spielen sollte.

Die Brüder des Leidens Christi, welche Profession von der Gottseligkeit machten, konnten sich lange Zeit nicht zu weltlichen Stücken bequemen, und 40 Jahre hernach, nämlich 1588, überließen sie ihr Theater zur Miete einem Trupp französischer Komödianten, welcher sich damals mit Erlaubnis des Königs zusammenthat. Die Stücke, welche man damals spielte, waren schon ein wenig erträglicher als die Stücke der Brüder des Leidens Christi. Der Geschmack ward allmählich mehr ausgebreitet und gereiniget. Die unter Ludwig XI. erfundene Buchdruckerkunst und die unter Franciscus I. wieder hergestellten Wissenschaften hatten eine neue Laufbahn eröffnet. Die Bücher waren gemein geworden, man hatte Sprachen gelernet, man übersetzte die Lust- und Trauerspiele der Alten; man wagte es sogar, aus diesen Schauspielen neue französische zu machen. Etienne Jodelle von Paris ist der erste unter den französischen Poeten, welcher Schauspiele in französischer Sprache verfertiget hat. Die Neuigkeit dieser Schauspiele machte den meisten Ruhm dieses Poeten aus. Von dem Jodelle bis zu dem Robert Garnier war der Fortgang der dramatischen Werke in Frankreich nicht sehr merklich. Dieser letztere war aus La Ferte Bernard in Maine gebürtig. Er bildete seinen Geschmack nach den Trauerspielen des Seneca. Er bemühte sich, diesen Dichter nachzuahmen, und es gelang ihm völlig. Von seiner Zeit an bis zum Alexander Hardy erlangte die dramatische Poesie eine neue Vollkommenheit. Dieser lebte zu Anfange des 17. Jahrhunderts und war aus Paris gebürtig. Vor dem Corneille hielt man ihn für den berühmtesten theatralischen Schriftsteller. Seine Arbeit ward ihm überaus leicht, und kein Poet hat eine so große Menge Trauerspiele gemacht als er. Er lieferte den Komödianten jährlich auf sechs Trauerspiele; aber seine Verse sind rauh und seine Ausarbeitungen finster und ernsthaft. Von dem Hardy an bis zu dem Corneille ist die Veränderung des französischen Theaters merklicher; aber Corneille und Molière haben es zu derjenigen Größe erhoben, welche Racine und Regnard unterstützet haben, und welche noch itzo durch die Werke der Herren Crebillon, Voltaire, des Touches, La Chaussee und Boissy fortdauert.

Briefe.

Aperto pectore officia pura miscemus. Nihil in conscientia latet, quod scriptorum cuniculis occulatur.

Symmachus.

1753.

Erster Brief.

An den Herrn P.

Schon seit vierzehn Tagen hätte ich Ihnen Ihre Handschrift von den unglücklichen Dichtern wieder zurückschicken können, weil ich sie gleich in den ersten Abenden durchgelesen hatte. Allein ich glaubte, diese Eilfertigkeit würde nicht gelehrt genug lassen, wenigstens nicht freundschaftlich genug. Denn, nicht wahr? entweder Sie hätten gedacht: „Nun wahrhaftig, der muß sehr viel müßige Stunden haben, daß er sich sogleich hat darüber machen können!" oder: „Ja, in der kurzen Zeit mag er auch viel gelesen haben; über alles läuft er doch weg wie der Hahn über die Kohlen!" Die eine Vermutung sowohl als die andre war mir ungelegen, mir, der ich so gerne immer beschäftiget scheinen will, mir, der ich auf nichts aufmerksamer bin als auf die Geburten meiner Freunde. Ich würde also ganz gewiß Ihr Werk wenigstens noch acht Tage auf meinem Tische haben rasten lassen; doch Sie fordern es selbst zurück, und hier ist es. „Nun? aber ohne Beurteilung?" werden Sie sagen. Als wenn Sie es nicht schon wüßten, daß ich durchaus über nichts urteilen will. Wollen Sie aber mit so etwas zufrieden sein, das aufs höchste einer Meinung ähnlich sieht, so bin ich zu Ihren Diensten. Sie zeigen eine sehr weitläuftige Belesenheit, die ich sehr hoch schätze, wenn es Ihnen anders nicht viel Mühe gekostet hat, sie zu zeigen. Gott weiß, wo Sie alle die unglücklichen Dichter aufgetrieben haben! Was für tragische Szenen ziehen Sie Ihren Lesern auf! Hier sitzt einer in einer ewigen Finsternis und sieht das Licht nicht, welches gleich ihm alles belebet; dort schmachtet einer auf einem Lager, das er seit Jahren nicht verlassen. Jener stirbt fern von seinem Vaterlande und seinen Freunden, unter Barbaren, zu welchen ihn die Empfindlichkeit eines Großen verwiesen; dieser in seiner Vaterstadt, mitten unter den Bewundrern seiner Muse, im Hospitale. Dort sehe ich einen — — welche Erniedrigung für euch, ihr

Musen! — — am Galgen und hier einen, gegen welches der Galgen noch ein Kinderspiel ist, mit einem Teufel vom Weibe verheiratet. Die moralischen Züge, welche Sie mit unterstreuen, sind gut; ich hätte aber gewünscht, daß sie häufiger wären, daß sie aus Ihren Erzählungen ungezwungener flössen und in einem minder schulmäßigen Tone dahertönten. Auch das gefällt mir nicht, daß Sie keine Klassen unter den unglücklichen Dichtern machen. Diejenigen, welche, so zu reden, die Natur unglücklich gemacht hat, als die Blinden, gehören eigentlich gar nicht darunter, weil sie unglücklich würden gewesen sein, wenn sie auch keine Dichter geworden wären. Andre haben ihre übeln Eigenschaften unglücklich gemacht, und auch diese sind nicht als unglückliche Dichter, sondern als Bösewichter oder wenigstens als Thoren anzusehen. Die einzigen, die diesen Namen verdienen, sind diejenigen, welche eine unschuldige Ausübung der Dichtkunst oder eine allzu eifrige Beschäftigung mit derselben, die uns gemeiniglich zu allen andern Verrichtungen ungeschickt läßt, ihr Glück zu machen verhindert hat. Und in diesem Verstande ist ihre Anzahl sehr klein. Ja, sie wird noch kleiner, wenn man ihr vorgebliches Unglück in der Nähe mit gesunden Augen, und nicht in einer ungewissen Ferne durch das Vergrößerungsglas ihrer eigenen mit allen Figuren angefüllten Klagen betrachtet. Ist es nicht ärgerlich, wenn man einen Saint Amant, einen Neukirch, einen Günther so bitter, so ausschweifend, so verzweifelnd über ihre, in Vergleichung andrer noch sehr erträgliche Armut wimmern hört? Und sie, die Armut, ist sie denn etwa nur das Schicksal der Dichter und nicht vielmehr auch aller andern Gelehrten? So viel Sie mir arme Dichter nennen können, ebensoviel will ich Ihnen arme Weltweise, arme Aerzte, arme Sternkundige 2c. nennen. Aus diesem Gesichtspunkte also, mein Herr, betrachten Sie, wann ich Ihnen raten soll, Ihre Materie etwas aufmerksamer, und vielleicht finden Sie zuletzt, daß Sie ganz unrecht gethan haben, ich weiß nicht was für einen gewissen Stern zu erdichten, der sich ein Vergnügen daraus macht, die Säuglinge der Musen zu tyrannisieren. — — — Sind Sie meiner Erinnerungen bald satt? Doch, noch eine! Ich finde, daß Sie in Ihrem Verzeichnis einen Mann ausgelassen haben, der vor zwanzig andern eine Stelle darinne verdienet, den armen Simon Lemnius. Sie kennen ihn doch wohl? Ich bin 2c.

Zweiter Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, ich bewundre Sie! Ein Beiwort, an dessen Nachdruck ich nicht einmal gedacht hatte, legen Sie mir in allem Ernste zur Last? Ich fürchte, ich fürchte, wir werden über den armen Simon Lemnius in einen kleinen Zank geraten. Und da sehen Sie es, daß ich das Herz habe, ihn noch einmal so zu nennen, ob Sie ihn gleich den verleumderischen, den boshaften, den meineidigen, den unzüchtigen heißen. Aber sagen Sie mir doch, geben Sie ihm diese Benennungen, weil Sie seine Aufführung untersucht haben, oder weil sie ihm von andern gegeben werden? Ich befürchte das letztere und muß also den armen Lemnius gedoppelt beklagen. War es nicht genug, daß ihn Lutherus verfolgte, und muß sein Andenken auch noch von der Nachwelt befeindet werden? Aber Sie erstaunen; Lutherus und verfolgen scheinen Ihnen zwei Begriffe zu sein, die sich widersprechen. Geduld! Wann Sie wollen, so will ich Ihnen alles erzählen, und alsdann urteilen Sie! Vorher aber muß ich Sie um alles, was heilig ist, bitten, mich nicht für einen elenden Feind eines der größten Männer, die jemals die Welt gesehen hat, zu halten. Lutherus stehet bei mir in einer solchen Verehrung, daß es mir, alles wohl überlegt, recht lieb ist, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern. Die Spuren der Menschheit, die ich an ihm finde, sind mir so kostbar als die blendendste seiner Vollkommenheiten. Sie sind sogar für mich lehrreicher als alle diese zusammengenommen; und ich werde mir ein Verdienst daraus machen, sie Ihnen zu zeigen.*) — — Zur Sache also! Lemnius, oder wie er auf Deutsch heißt, Lemichen, lag den Wissenschaften in Wittenberg ob, eben als das Werk der Reformation am

---

*) So muß der sprechen, der aus Ueberzeugung und nicht aus Heuchelei lobt. Aus dieser letztern Quelle sind leider ein großer Teil der uneingeschränkten Lobsprüche geflossen, die Luthern von unsern Theologen beigelegt werden.

Denn loben ihn nicht auch diejenigen, deren ganzen, losem Geize und Ehrgeize man es nur allzu wohl anmerkt, daß sie im Grunde ihres Herzens nichts weniger als mit Luthern zufrieden sind? die ihn heimlich verwünschen, daß er sich auf Unkosten seiner Amtsbrüder groß gemacht, daß er die Gewalt und den Reichtum der Kirche den Regenten in die Hände gespielt und den geistlichen Stand dem weltlichen preisgegeben, da doch dieser so manche Jahrhunderte jenes Sklave gewesen? — [Zusatz der Ausg. von 1784.]

feurigsten getrieben ward. Sein Genie trieb ihn zur römischen Dichtkunst, und mit einer ziemlich beträchtlichen Stärke darinne verband er eine gute Kenntnis der griechischen Sprache, welches damals noch etwas Seltnes war. Sein muntrer Kopf und seine Wissenschaften erwarben ihm die Freundschaft des Melanchthons, welcher ihn mit Wohlthaten überhäufte. Sabinus, der Schwiegersohn des Melanchthons, befand sich damals auch in Wittenberg. Zwei gleiche Köpfe auf einer hohen Schule werden sich leicht finden und Freunde werden. Sabinus und Lemnius wurden es auf die ausnehmendste Weise, und ich finde, daß auch die darauf folgenden Händel ihre Freundschaft nicht geendet haben. Im Jahre 1538 kam es Lemnio ein, zwei Bücher lateinischer Sinnschriften drucken zu lassen. Er ließ sie also unter seinem Namen drucken, er ließ sie in Wittenberg drucken und brachte sie vorher, wie ich es höchst wahrscheinlich zeigen kann, dem Melanchthon zur Beurteilung. Diese drei Umstände, mein Herr, erwägen Sie wohl; sie beweisen schon soviel, daß Lemnius ein gut Gewissen muß gehabt haben. Melanchthon fand nichts Anstößiges darinne, wie es Sabinus dem Drucker versicherte. Nunmehr wurden sie bekannt gemacht; aber kaum waren sie einige Tage in den Händen der Leser gewesen, als Luther auf einmal ein entsetzliches Ungewitter wider sie und ihren Verfasser erregte. Und warum? Fand er etwa jene lascivam verborum licentiam darinne? Diese wäre vielleicht zu entschuldigen gewesen, weil sie der Meister in dieser Art des Witzes, Martial, Epigrammaton linguam nennt. Oder fand er, daß sie giftige Verleumdungen enthielten, die Ehre eines unschuldigen Nächsten zu brandmalen? Oder fand er gar seine eigene Person darinne beleidigt? Nein; alles das, weswegen Sinnschriften mißfallen können, mißfiel Luthern nicht, weil es nicht darinne anzutreffen war, sondern das mißfiel ihm, was wahrhaftig an den Sinnschriften das Anstößige sonst nicht ist: einige Lobeserhebungen. Unter den damaligen Beförderern der Gelehrsamkeit war der Kurfürst von Mainz Albertus einer der vornehmsten. Lemnius hatte Wohlthaten von ihm empfangen, und mit was kann sich ein Dichter sonst erkenntlich erzeigen, als mit seinen Versen? Er machte also deren eine ziemliche Menge zu seinem Ruhme; er lobte ihn als einen gelehrten Prinzen und als einen guten Regenten. Er nahm sich aber wohl in acht, es nicht auf Luthers Unkosten zu thun, welcher an dem Albertus einen Gegner

hatte. Er gedachte seines Eifers für die Religion nicht mit einem Worte und begnügte sich, seine Dankbarkeit mit ganz allgemeinen, obgleich hin und wieder übertriebenen Schmeicheleien an den Tag zu legen. Gleichwohl verdroß es Luthern; und einen katholischen Prinzen in Wittenberg, vor seinem Angesichte, zu loben, schien ihm ein unvergebliches Verbrechen.*) Ich dichte diesem großen Manne hierdurch nichts an und berufe mich deswegen auf sein eigen Programma, welches er gegen den Dichter anschlagen ließ und das Sie, mein Herr, in dem 6ten Tome seiner Schriften, Altenburgischer Ausgabe, nachlesen können. Hier werden Sie seine Gesinnungen in den trockensten Worten finden, Gesinnungen, welche man noch bis auf den heutigen Tag auf dieser hohen Schule beizubehalten scheinet. Luther donnerte also mündlich und schriftlich wider den unbehutsamen Epigrammatisten und brachte es in der ersten Hitze sogleich dahin, daß ihm Stubenarrest angekündigt ward. Ich habe immer gehört, daß ein Poet eine furchtsame Kreatur ist, und hier sehe ich es auch. Lemnius erschrak desto heftiger, je unvermuteter dieser Streich auf ihn fiel; er hörte, daß man allerhand falsche Beschuldigungen wider ihn schmiedete und daß Luther die ganze Akademie mit seinem Eifer ansteckte; seine Freunde machten ihm angst und prophezeiten ihm lauter Unglück, anstatt ihm Mut einzusprechen; seine Gönner waren erkaltet, seine Richter waren eingenommen. Sich einer nahen Beschimpfung, einer unverdienten Beschimpfung zu entziehen, was sollte er thun? Man riet ihm zur Flucht, und die Furcht ließ ihm nicht Zeit, zu überlegen, daß die Flucht seiner guten Sache nachteilig sein werde. Er floh, er ward citiert, er erschien nicht,**) er ward verdammet,

*) Es war den ersten Reformatoren sehr schwer, dem Geiste des Papsttums gänzlich zu entsagen. Die Lehre von der Toleranz, welche doch eine wesentliche Lehre der christlichen Religion ist, war ihnen weder recht bekannt, noch recht behäglich. Und gleichwohl ist jede Religion und Sekte, die von keiner Toleranz wissen will, ein Papsttum. [Zusatz der Ausg. von 1784.]

**) Lemnius hätte, wie Alcibiades, den die Athenienser zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu verteidigen, antworten können:

„Εὐηθες, τον ἐχοντα δικην ζητειν
ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν.“

Und als man den Alcibiades fragte, ob er seinem Vaterlande (τη πατριδι) nicht zutraue, daß es gerecht sein werde, antwortete er: „Auch meinem Mutterlande nicht (τη μητριδι). Wie leicht kann es nicht aus Irrtum oder Unwissenheit ein schwarzes Steinchen für ein weißes greifen.“

Zu der Nachricht, daß ihn seine Landesleute zu Tode verurteilt, sprach er: „Wir wollen ihnen zeigen, daß wir noch leben.“ Er ging zu den Lacedämoniern und erregte den Atheniensern den dekelikischen Krieg. Aelian., XIII. c. 38. — [Zusatz der Ausg. von 1784.]

er ward erbittert, er fing an, seine Verdammung zu verdienen, und that, was er noch nicht gethan hatte: er verteidigte sich, sobald er sich in Sicherheit sahe; er schimpfte, er schmähte, er lästerte. — — Soll ich in meinen künftigen Briefen fortfahren, Ihnen mehr davon zu sagen? Ich bin ꝛc.

Dritter Brief.

An Ebendenselben.

Ehe ich fortfahre, soll ich Ihnen auf verschiedene Punkte antworten. Wohl! Der erste ist dieser: Sie behaupten, die Lobeserhebungen des Albertus wären nicht das einzige gewesen, was Luthern wider den Lemnius aufgebracht, sondern verschiedne bittre Anzüglichkeiten wider den und jenen ehrlichen Mann hätten das ihre dazu beigetragen. Sie berufen sich dieserwegen auf des Matthesius und Luthers eigenes Zeugnis. Allein wie schwer wird es Ihnen fallen, wenn Sie diese Anzüglichkeiten in den ersten zwei Büchern, von welchen allein jetzo die Rede ist, werden erhärten sollen! Wenn Lemnius spottet, so spottet er über die allergemeinsten Laster und Thorheiten; er braucht niemals andre als poetische Namen; und das Beißende ist sein Fehler so wenig, daß ich ihm gar wohl einen stärkern Vorrat davon gewünscht hätte; gesetzt auch, daß das bißchen Ehre dieses oder jenes Thoren draufgegangen wäre. Ich behaupte also kühnlich, daß Lemnius so wenig ein Verleumder ist, daß ich ihn nicht einmal für einen guten Epigrammatisten halten kann, welcher das Salz mit weit freigebigern Händen ausstreuet, ohne sich zu bekümmern, auf welchen empfindlichen Schaden es fallen wird. „Aber hier sind sie ja,“ rufen Sie, „die gottlosen Sinnschriften, welche eine solche Ahndung gar wohl verdienten! Hat sie nicht Schellhorn angeführt? Und sollten Sie sie nicht gelesen haben?“ — — — Ja, mein Herr, ich habe sie gelesen; und diese eben sind es, wo ich Sie erwartete, um Ihnen unwidersprechlich zu zeigen, wie unbillig die Aufbürdungen waren, welche man Lemnio machte. Martial bittet in der Vorrede zu seinen Sinnschriften: Absit a jocorum nostrorum simplicitate malignus interpres, nec Epigrammata mea scribat. — — Und daß sie bei dem Geier wären, die verdammten Ausleger! Bald wird man vor diesem Geschmeiße

keinen Einfall mehr haben dürfen! — — Jedoch ich erzürne mich, und zum Beweisen braucht man kaltes Blut. Lassen Sie uns also ganz gelassen anfangen, und zwar bei dem Midas. Der Rang gehet nach den Ohren! Das Sinngedichte, das Lemnius auf ihn gemacht hat, enthält ungefähr dieses: Midas, spricht er, wann schon dein Haus auf Marmorsäulen ruhte; wann du in deinen Kasten gleich Venetianische Schätze verschlossen hättest, so bist du doch ungelehrt und nichts besser als ein Bauer. Denn was du bist, kann der geringste aus dem Pöbel sein. Wen muß er wohl mit dieser Sinnschrift gemeint haben? Einen reichen Edelmann ohne Zweifel, dessen ganzer Verstand der Goldklumpen war, oder wohl gar, wenn es dergleichen schon damals gegeben hat, einen dummen Grafen, den man mit seinem Hofebauer vermengen würde, wenn ihn nicht das reiche Kleid kenntlich machte — — Ach, was Edelmann? Was Graf? Hier ist ein ganz andrer gemeint. Der Dichter ist ein Majestätsschänder, und er meint niemand Geringern als den Kurfürsten von Sachsen. — — Wen? Den großmütigen Johann Friedrich? Wie ist das möglich? — — Möglich oder nicht; kurz, es ist klar; lesen Sie doch nur das Original:

In Midam.

Extent marmoreis tibi splendida tecta columnis,
  Et tibi vel Venetas arca recondat opes;
Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,
  Serviat et culti plurima gleba soli;
Multaque florentes pascant armenta per agros,
  Tondeat et teneros rustica villa greges:
Es tamen indoctus; rides? es rusticus idem;
  Id quod es, e populo quilibet esse potest.

Nun, finden Sie es noch nicht, daß der Kurfürst von Sachsen gemeint ist? O, Sie sind mutwillig blind! Glauben Sie mir nur, die Zeile:

Aurifer et nitidis tibi serviat Albis arenis,

ist nicht umsonst. Wo fließt denn die Elbe? Wem dienet denn dieser Fluß? — — — Doch es fällt mir unmöglich, in diesem Tone länger fortzufahren. Im Ernste also: kann eine Beschuldigung boshafter und zugleich ungegründeter sein? Von allen den übrigen Sinnschriften, die man ihm zur Last

legt, werde ich ein Gleiches sagen müssen. Er schildert einen Thraso, welcher nicht eher Mut hat, als bis er ihn aus den Gläsern in sich gegossen: und das soll der Kommendant in Wittenberg sein. Er malet einen Rabulisten ab, dessen nichts bedeutendes Gewäsche er verlacht: und muß den Kanzler Pontanus getroffen haben. Auf ein ehrliches Frauenzimmer sollen folgende Zeilen gehen:

Cur vites semper communia balnea dicam,
Quod sis nigra scio, quod scabiosa puto.

Und was ist gleichwohl klärer, als daß dieses ein Frauenzimmer sein muß, welches nirgends als in der Einbildung des Dichters anzutreffen? Hatte denn Wittenberg damals öffentliche Bäder, welche das Mannsvolk und das Frauenzimmer ohne Unterschied zugleich besuchen durfte? Oder hat dergleichen jemals eine christliche Stadt gehabt? Erlauben Sie mir also, mein Herr, daß ich die übrigen Vorwürfe von dieser Art übergehe, und suchen Sie, wenn Sie können, in den ersten zwei Büchern stärkere und der Wahrheit gemäßere Beispiele auf, um mich zu überzeugen! Finden Sie aber deren keine, so sein Sie gelehrig und erlauben, daß ich Sie überzeugen darf. Wollen Sie mir etwan einwenden: Lemnius könne allerdings auf den und jenen gezielet haben, ob es uns gleich jetzo wegen Entfernung der Zeit und aus Mangel gewisser kleinen Nachrichten unmerklich wäre; genug, daß doch damals seine Stiche geblutet hätten, wie man aus dem Zeugnisse der Zeitverwandten sehen könne. — — — Ich will mich, dieses zu widerlegen, nicht dabei aufhalten, was ich von den Grenzen einer erlaubten Satire hernehmen könnte; sondern ich will mich gleich zu dem Zeugnisse selbst wenden, auf welches Sie sich berufen. Lassen Sie uns also die Stelle aus des Matthesius Predigten über das Leben unsers Luthers näher betrachten. Hier ist sie: „Im 38. Jar thet sich herfür ein Poetaster, Simon Lemchen genant: der fing an, viel guter Leut mit schendlichen und lesterlichen Versen zu schmehen, und die grossen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterey zu preisen, auch unsern Doctor in seiner Krankheit zu verhöhnen, dazu ihm grosser Leut Verwandten halffen, daß solche Schmehschriften gedruckt, und heimlich ausgestreuet wurden; wie auch dieser Lemnius hernach eine Rifianische und greuliche

Lesterschrift, die er den Hurenkrieg nennet, dem heiligen Ehestand und der Kirchendiener Ehe, und viel erbaren Frauen zu Unehren ließ ausgehen" ꝛc. Als Prediger bin ich hier mit dem guten Mathesius recht wohl zufrieden, aber als Geschichtschreiber gar nicht. Eine einzige Anmerkung wird seine Glaubwürdigkeit verdächtig machen. Er sagt: Lemnius habe Luthern in seiner Krankheit verhöhnt. Wo finden Sie in den ersten zwei Büchern die geringste Spur davon? Suchen Sie, soviel Sie wollen! Matthesius begeht hier ein Hysteronproteron, welches gar nicht fein ist. Lemnius hat Luthers eher mit keinem Worte im Bösen gedacht, als bis er es an ihm erholte. Das Sinngedichte, auf welches Matthesius hier zielt, stehet in dem dritten Buche, in welchem freilich sehr viel nichtswürdige Sachen stehen, die aber durchaus nicht zur Ursache seiner Verdammung können gemacht werden, weil er sie erst nach derselben den beiden ersten Büchern beifügte. Es ist zwar so schmutzig und so niederträchtig, daß ich mich mehr als die beiden ersten Zeilen, welches folgende sind:

In M. Lutherum.

Ipse dysenteriam pateris clamasque cacando
Quamque aliis optas, evenit illa tibi etc.,

anzuführen scheue; wann es aber auch noch schmutziger, noch niederträchtiger wäre, so würde es dennoch dem Matthesius sehr übel zu nehmen sein, daß er, den Lemnius verhaßt zu machen, zu Falschheiten seine Zuflucht nimmt und dasjenige zum Hauptverbrechen macht, was nichts als die Wirkung eines verbitterten Gemüts war. Da er sich aber hier auf dem fahlen Pferde finden läßt, wie kann man ihm in den übrigen trauen? Werden die schändlichen und lästerlichen Verse auf viel gute Leute nicht ebenso erdichtet, wenigstens zu früh vorweg genommen sein, als die Verhöhnung des kranken Luthers? Und sie sind es auch allerdings, weil, was ich schon mehr als einmal gesaget habe, in den ganzen beiden ersten Büchern keine Spur davon anzutreffen ist. Es bleibt also auch in diesem Zeugnisse dem Lemnius weiter nichts zur Last, als daß er, wie Matthesius sagt, die großen Verfolger des Evangelii mit seiner Poeterei gepriesen hat. Aber auch das ist nicht eigentlich wahr, weil er den Kurfürsten Albrecht zwar lobt, aber stets bloß als einen Beförderer der Wissenschaften und als einen Beschützer der Ge-

lehrten, welches auch Erasmus und Hutten gethan haben, niemals aber als einen Feind der damals neu aufkeimenden reinern Lehre. Kaum daß er ganz von weiten, so viel ich mich erinnere, an einer einzigen Stelle, auf seine Liebe gegen die alte Religion zielt. — — Auf Ihren ersten Einwurf, mein Herr, glaube ich Ihnen also genug gethan zu haben. Ich hätte noch den zweiten zu beantworten, allein ich will ihn lieber versparen und Sie argwohnen lassen, daß ich nicht sogleich etwas dagegen erwidern könnte, als durch einen unbändig langen Brief Ihre Aufmerksamkeit schwächen. Ich bin 2c.

Vierter Brief.

An ebendenselben.

Ich bin Ihnen noch die Antwort auf einen zweiten Einwurf schuldig. Sie behaupten, Lemnius habe seine Sinnschriften verstohlnerweise drucken lassen; ich hingegen habe gesagt, es sei höchst wahrscheinlich, daß er sie dem Melanchthon vorher zur Beurteilung übergeben. Sie berufen sich auf ein Schreiben des letztern an den Kurfürsten, dessen Inhalt Seckendorf anführt, und ich bin kühn genug, eben dieses Schreiben für mich zu gebrauchen. Melanchthon schreibt also an den Kurfürsten, welchem ohne Zweifel Luther diese Kleinigkeit auf der allerschwärzesten Seite vorgestellet hatte: „Was er dabei versehen habe, sei ohne Vorsatz geschehen; Lemnius habe ihm für seine erwiesene Wohlthaten schlecht gedankt und ihn selbst an zwei Stellen sehr schimpflich durchgezogen. Er habe die Sinnschriften nicht eher zu sehen bekommen, als da sie schon abgedruckt gewesen. Weil er viele Anzüglichkeiten gegen Privatpersonen darinne gefunden, habe er dem Verfasser sogleich Stubenarrest ankündigen lassen und sei willens gewesen, ihn zu relegieren. Als er den Tag darauf gar Verschiedenes angetroffen, was dem Kurfürsten und Landgrafen zur Verkleinerung gereiche, habe er ihn wollen in Verhaft nehmen lassen. Lemnius aber sei ihm mit der Flucht zuvorgekommen; man habe ihn öffentlich vorgeladen und ihn endlich, weil er nicht erschienen, mit Schimpf von der hohen Schule verbannt. Er bitte also den Kurfürsten, es ihm nicht übel zu deuten, daß er wegen der vielen akademischen Geschäfte die Sinnschriften des Lemnius nicht gleich durch-

gelesen und das, was der Ehre des Kurfürsten darinne nachteilig sei, nicht gleich gefunden habe. Man solle es ihm nicht zurechnen, daß sein Schwiegersohn, wie man vorgebe, dem Drucker die Sinnschriften zu drucken angeraten und noch die Lügen hinzugefügt habe, daß sie von ihm, dem Melanchthon, gebilliget wären.“ — — — Sagen Sie mir aufrichtig, mein Herr, klingt dieses nicht vollkommen wie das Gewäsche eines Mannes, der sich gedrungen entschuldiget und eigentlich nicht weiß, was er sagen soll? Ich darf Ihnen den Charakter des Melanchthons nicht lang schildern; Sie kennen ihn so gut als ich. — — Ein sanftmütiger, ehrlicher Mann, der mit sich anfangen ließ, was man wollte, und den besonders Luther lenken konnte, wie er es nur immer wünschte. Sein Feuer verhielt sich zu Luthers Feuer, wie Luthers Gelehrsamkeit zu seiner Gelehrsamkeit. Nach seiner natürlichen Aufrichtigkeit würde er es gewiß frei bekannt haben, daß er in den Sinnschriften des Lemnius nichts Anstößiges gefunden, wenn Luther nicht gewollt hätte, daß er etwas darinne finden sollte. Er hatte von der Einsicht seines Freundes so hohe Begriffe, daß, so oft sein Verstand mit Luthers Verstande in Kollision geriet, er den seinigen allezeit unrecht haben ließ. Luthers Augen waren ihm glaubwürdiger als seine eigene. Sie sehen es hier. Er ließ sich nicht allein Schmähungen wider seinen Landesherrn in den unschuldigen Sinnschriften von ihm weisen, sondern ließ sich sogar überreden, daß Lemnius auch ihn selbst nicht verschonet habe. Nun aber biete ich die scharfsichtigsten Augen auf, mir diese zwei Stellen nur mit der allergeringsten Wahrscheinlichkeit zu zeigen. Das finde ich wohl, und finde es auf den meisten Seiten, daß Lemnius den Melanchthon lobt und daß er ihn auch noch da lobt, da er wider alle Anhänger des Luthers die giftigsten Spöttereien ausströmet. Er schiebt alle Schuld auf den Sabinus, weil sie doch auf jemanden muß geschoben sein. Wer aber kann sich wohl einbilden, daß dieser seinem Schwiegervater einen so übeln Dienst habe leisten wollen? Wenigstens wenn er es gethan hat, so muß man ihm so viel Rechtschaffenheit zutrauen, daß er etwas ganz Gleichgültiges zu thun geglaubt hat. Er muß die Sinnschriften seines Freundes für etwas Unschuldiges angesehen haben, das von nichts weniger als gefährlichen Folgen sein könne. Und auch alsdann habe ich schon viel gewonnen. Ebenso unschuldig, als sie dem Sabinus geschienen, ebenso

unschuldig haben sie auch dem Melanchthon scheinen können; und er selbst ist es nicht in Abrede, weil er um Verzeihung bei dem Kurfürsten bittet, daß er das Anstößige darinne nicht sogleich wahrgenommen. O wahrhaftig, wo es nicht gleich in die Augen fällt, wo man es lange suchen muß, da ist es selten in der That anzutreffen! Doch ich besinne mich, daß ich einmal recht freigebig mit Ihnen verfahren will. Wenn ich Ihnen zugebe, daß in der That alles ohne Billigung des Melanchthons gedruckt worden, warum hat man den Sabinus nicht zur Verantwortung gezogen? Diesem und nicht dem Lemnius ist die Uebergehung der Censur zuzuschreiben. Diesen strafe man, wenn anders, es sei nun durch seine Bosheit oder durch seine Nachlässigkeit, ein strafbares Buch zum Vorschein gekommen ist. Ich sage mit Fleiß: ein strafbares Buch; denn wenn es ein gleichgültiges gewesen ist, wie ich in meinem vorigen Briefe erwiesen habe, so ist weder dem einen noch dem andern, dem Lemnius aber am allerwenigsten ein Verbrechen aus Verabsäumung einer Ceremonie zu machen. Und mehr als eine Ceremonie wäre es nicht gewesen. — — Es ist mir recht lieb, daß ich hier abbrechen kann; denn wahrhaftig, das Verteidigen wird mir sauer, wenn ich etwas allzu Leichtes zu verteidigen habe. Ich bin 2c.

Fünfter Brief.

An ebendenselben.

Ich kann also in meiner Erzählung fortfahren? — — Ich schloß meinen zweiten Brief mit der Flucht des Lemnius. Sagen Sie nicht, daß ihn diese Flucht meineidig gemacht hat und daß er vermöge des Eides, den er als ein akademischer Bürger geleistet, sein Urteil hätte abwarten sollen. Wenn ich augenscheinlich sehe, daß mir meine Richter die Gerechtigkeit versagen werden, so entfliehe ich nicht meinen Richtern, sondern Tyrannen, wenn ich ihnen entfliehe. Ein aufgebrachter Luther war alles zu thun vermögend. Bedenken Sie, seine blinde Hitze ging soweit, daß er sich nicht scheute, in einer öffentlichen, an die Kirchthüren angeschlagenen Schrift zu behaupten, der flüchtige Bube, wie er den Lemnius nennt, würde, wenn man ihn bekommen hätte, nach allen Rechten billig den Kopf verloren

haben. Den Kopf? und warum? Wegen einiger elenden Spöttereien, die nicht er, sondern seine Ausleger giftig gemacht hatten? Ist das erhört? Und wie hat Luther sagen können, daß ein paar satirische Züge gegen Privatpersonen mit dem Leben zu bestrafen wären; er, der auf gekrönte Häupter nicht stichelte, sondern schimpfte? In eben der Schrift, in welcher er den Epigrammatisten verdammt, wird er zum Pasquillanten. Ich will seine Niederträchtigkeiten ebenso wenig wiederholen als des Lemnius seine. Soviel aber muß ich sagen: was Lemnius hernach gegen Luthern ward, das ist Luther hier gegen den Kurfürsten von Mainz. — — — Gott, was für eine schreckliche Lektion für unsern Stolz! Wie tief erniedriget Zorn und Rache auch den redlichsten, den heiligsten Mann! Aber war ein minder heftiges Gemüte geschickt, dasjenige auszuführen, was Luther ausführte? Gewiß, nein! Lassen Sie uns also jene weise Vorsicht bewundern, welche auch die Fehler ihrer Werkzeuge zu brauchen weiß! — — Die gedachte Schrift des Luthers ward gleich nach der Flucht des Lemnius angeschlagen und zog seine öffentlichen gerichtlichen Vorladungen nach sich. Der Herr Professor Kappe hat sie uns in dem dritten Teil seiner Nachlese aus einer Handschrift mitgeteilet. Sie sind wert, gelesen zu werden, und ein paar Anmerkungen, die ich sogleich darüber machen will, werden Ihnen Lust dazu erwecken. Die erste ist diese: man läßt das Verbrechen des Lemnius bloß darinne bestehen, daß er in seinen giftigen Versen viel ehrliche Leute von allerlei Stande angegriffen habe. Es ist bekannt, daß damals Melanchthon alle akademische Anschläge besorgte, und auch in diesem ist seine bekannte Behutsamkeit deutlich zu spüren. Er gedenkt der Lobsprüche des Kurfürsten Albrechts, derentwegen Luther das meiste Lärmen machte, mit keinem Worte. Noch viel weniger sagt er, daß Lemnius den Landesherrn angetastet habe. Zu beiden war er zu klug; jenes hätte einen blinden Haß verraten, und dieses stand nicht zu erweisen. Meine zweite Anmerkung wird Ihnen zeigen, daß man bei diesem Prozesse tumultuarisch verfahren. Lemnius wird nicht, wie gewöhnlich, zu drei verschiedenen Malen, sondern gleich auf das erste Mal peremptorie citiert, und der Termin, den man ihm setzt, sind acht Tage. Dieser Umstand, sollte ich meinen, verrät mehr eine Lust, zu verdammen, als, zu verhören. Lemnius erschien, wie man leicht denken kann, nicht und ward also

öffentlich contumaciert, und seine Relegation ward auf den achten Tag darnach, als den 3ten Julius, festgesetzt. In dem Anschlage, in welchem man ihn contumaciert, wird gesagt, man habe ihm in der Citation freigestellt, entweder selbst oder durch einen Bevollmächtigten zu erscheinen. Allein dieses ist falsch; er wurde ausdrücklich in eigner Person vorgeladen, und es ist besonders, daß man sich auch nicht einmal soviel Zeit genommen hat, diese Kleinigkeit nachzusehen. Die Relegation ging also erwähnten Tages vor sich, und der Anschlag, wodurch sie bekannt gemacht wurde, ist in so heftigen Ausdrücken abgefaßt, daß Lemnius notwendig erbittert werden mußte. Er war von Wittenberg nach Halle zu seinem Mäcenas, dem Albertus, geflohen, und hier fand er vollkommene Freiheit, seine Feinde nach dem Sprichworte: Per quod quis peccat etc. zu bestrafen. Die beiden ersten Bücher seiner Sinnschriften waren in Wittenberg verbrannt worden; er ließ sie also wieder auflegen und fügte ein drittes Buch hinzu, worinne er die Strafe, die er voraus empfangen hatte, recht reichlich zu verdienen suchte. Vogt sagt, diese zweite Auflage sei in Basel gedruckt worden. Ich habe sie eben vor mir, kann aber nicht die geringste Spur davon entdecken, weil ich gar keinen Ort benennet finde. Da ich des Herrn Vogts einmal gedacht habe, so merken Sie doch dieses von ihm, daß er auch einer von denen ist, welche, zum Nachteile der Wahrheit, in der ersten Ausgabe Schmähungen wider den Kurfürsten von Sachsen, wider Luthern und andre Wittenbergische Professores finden. Luthers ist mit keinem Worte darinne gedacht, und was er in dem dritten Buche wider ihn hat, muß man durchaus nicht auf die Rechnung der zwei ersten schreiben und also zur Ursache der Verbannung machen. Der Hr. Prof. Kappe beschreibet in dem vierten Teile des angezognen Werks beide Ausgaben sehr sorgfältig, und ich verweise Sie dahin, um mich bei bekannten Sachen nicht aufzuhalten. Es thut mir aber leid, daß ich ebendas von ihm sagen muß, was ich von dem Herrn Vogt gesagt habe. Von der Apologie des Lemnius, welche nach dem dritten Buche herauskam, werde ich gleichfalls nichts gedenken, weil sie Ihnen schon aus dem Schellhorn genugsam bekannt ist. Ich eile vielmehr auf den Hurenkrieg, wie ihn Matthesius nennt, und rühme mich im voraus, daß das, was ich davon sagen werde, durchaus neu sein wird, weil Hr. Freytag und andre Bücherkenner einmütig gestehen, daß von dieser

Schrift, wovon sie auch nicht einmal den eigentlichen Titel wissen, überall ein tiefes Stillschweigen sei. — — Spitzen Sie sich aber nur nicht umsonst, mein Herr. Ich werde Sie auf dieses Konfekt noch acht Tage warten lassen und hier abbrechen. — — Doch ich habe ja noch eine Handbreit Platz; warum soll ich diesen ledig lassen? — — Will mir denn geschwind nichts einfallen ob fugam vacui? Doch ja; ich will Ihnen noch sagen, daß man unter den Nichtswürdigkeiten des dritten Buchs auch noch hie und da eine artige Anekdote antrifft. Diese zum Exempel, daß Erasmus den J. Jonas oratorem sine grammatica genennt hat. O, ich bitte Sie, lassen Sie diesen Einfall nicht ins Vergessen geraten; er ist allzu artig und auch jetziger Zeit noch brauchbar. Besinnen Sie sich, wie wir vor einem Jahre über die Herrn ** und ** lachten, wann sie mitten in ihrem oratorischen Feuer bei Wendungen, die eines Cicero wert waren, den Donat vergessen zu haben schienen. Eine Maulschelle, die der gute Priscian in einem Panegyrico bekam, ärgerte uns mehr, als Kenner die Maulschelle im Cid geärgert hat. Erlauben Sie mir also, wenn ich dieser Herren etwa einmal gegen Sie erwähnen sollte, daß ich den einen den — — schen und den andern den — — schen oratorem sine grammatica nennen darf — — Nun habe ich Zeit, zu schließen, wenn ich meinen gehorsamen Diener noch ohne Abkürzung herbringen will. Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie sich auf die Nachricht, die ich Ihnen von dem sogenannten Hurenkriege geben werde, freuen. Es ist unwidersprechlich, daß seine Seltenheit außerordentlich ist und daß man nichts davon weiß als das wenige, was Matthesius davon sagt. Lemnius drohte am Ende seiner Apologie im voraus damit und versprach, die Greuel des wollüstigen Wittenbergs auf das schrecklichste darinne aufzudecken. Er versicherte, daß er sehr wohl davon unterrichtet wäre, weil er Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg viel Gesellschaften beigewohnet, in welchen er von dem und jenem dieses und jenes Hausgeheimnis erfahren hätte. Allein mit diesem Bekenntnisse hat er sich Schaden gethan, weil wahr-

haftig das Geschwätze akademischer Wüstlinge, welches ohne Zweifel seine Gesellschafter waren, eine schlechte Quelle der Wahrheit ist. Doch was bekümmerte er sich um die Wahrheit? Er suchte bloß seine Widersacher verhaßt zu machen und ihnen Schimpf und Schande in einem weit reichlichern Maße, als er von ihnen bekommen hatte, wieder zuzumessen. Ich räume es Ihnen ein, daß er großmütig würde gehandelt haben, wenn er sich nicht zu rächen gesucht, sondern, in seine eigne Tugend eingehüllt, die Rechtfertigung der Nachwelt erwartet hätte. Doch wie vielen ist es gegeben, so großmütig zu handeln? Und gehören die Dichter unter diese wenigen? Selbst Horaz, der sich gelassene Horaz sagt: Dem sei der Himmel gnädig, der mich angreift!

Flebit, et insignis tota cantabitur Urbe.

Ein jeder wehrt sich, womit er kann, der Wolf mit den Zähnen, der Ochse mit den Hörnern, und die Natur selbst lehrt es sie. Der erzürnte Cervius droht mit Gesetz und Urteln und die feindselige Canidia mit Gift:

Ut, quo quis valeat, suspectos terreat.

Soll der arme Dichter nur allein sein Waffen nicht brauchen? Und sind die mit Geißeln bewaffneten Satyrs, die ihnen Apoll zur Bedeckung gegeben, nicht das einzige, was sie noch ein wenig in Ansehen erhält? Noch besser würde es um sie stehen, wann das Lykambische Geheimnis nicht verloren gegangen wäre, einen Feind durch Stichelreden soweit zu treiben, daß er aus Verzweiflung zum Stricke greifen muß. Ha! Ha! Meine Herrn Thoren, ich wollte alsdann den Wald sehen, in welchem nicht ein jeder Baum wenigstens einen von Ihnen hätte reif werden lassen!

— — — — In malos asperrimus
Parata tollo cornua,

dachte also auch Lemnius, und wer weiß, ob wir nicht auch beide ebenso gedacht hätten? Lassen Sie uns auf keine Tugend stolz thun, die wir noch nicht haben zeigen können. Ein beleidigter Mensch ist ein Mensch, und ein beleidigter Poete ist es gedoppelt. Die Rache ist süße, und Sie sollen es gleich an einem kleinen Exempel sehen. Ich will hier meinen Brief schließen und Sie noch acht Tage auf mein Anekdoton warten lassen. Und warum? — — Hat uns doch Ihre Mademoisell Schwester schon dreimal acht Tage vergebens auf ihren

Besuch warten lassen. „Aber,“ werden Sie sagen, „was geht mich meine Schwester an?“ — — Aber hören Sie es denn nicht, daß ich mich rächen will? Leben Sie wohl!

Siebenter Brief.

An ebendenselben.

Sehen Sie, mein Herr, daß Sie noch rachgieriger sind als ich? Ich wollte nichts, als eine Verzögrung mit der andern vergelten, Sie aber bestrafen meine Neckerei durch die boshafteste Auslegung, die nur kann erdacht werden. Ich lasse Sie auf meinen Hurenkrieg warten, weil uns Ihre Jungfer Schwester auf ihren Besuch warten läßt. „Ein artig Kompliment!“ setzen Sie hinzu; und Sie haben Recht. So geht es einem Pedanten, wenn er galant thun will. Aber wo Sie diese Anmerkung nicht bei sich behalten haben, und wo Sie mich noch weiblichen Spöttereien deswegen aussetzen, so sehen Sie sich vor! Doch vielleicht drohen Sie mir nur, um einem längern Aufschube vorzubauen und Ihre schon beleidigte Neubegierde vor fernern Beleidigungen zu sichern. Wenn das ist, so mag es sein. Es wird mir ohnedem zur Last, eine besondre Nachricht länger alleine zu wissen, und Sie würden sie nunmehr lesen müssen, wenn Sie auch keine Lust dazu hätten — — Unser Hurenkrieg also ist eine kleine Schrift in Oktav auf drei Bogen und hat folgende Aufschrift: Lutii Pisaei Juvenalis Monachopornomachia. Wo und wann sie gedruckt worden, finde ich anders nicht, als mit den Worten: Datum ex Achaia Olympiade nona, welche gleichfalls auf dem Titel stehen, angemerkt. Schon hieraus sehen Sie, daß sie Matthesius selbst vielleicht nicht gesehen hat, weil er sie schlechtweg den Hurenkrieg nennet, anstatt daß er sie den Mönchshurenkrieg hätte nennen sollen. Diese Aufschrift, sollte ich meinen, und der Zusatz des Matthesius, daß es eine Schandschrift wider den heiligen Ehestand und besonders wider die Ehe der Priester sei, wird Ihnen den Inhalt ungefähr erraten lassen, eben wie Sie aus der Erbitterung des Lemnius ungefähr auf den Ton und den Ausdruck werden schließen können. Schon die Zueignung, welche an Luthern gerichtet ist, könnte schwerlich giftiger sein: Ad celeberrimum, et famosissimum Dominum, Do-

minum Doctorem Lutherum, sacrarum ceremoniarum renovatorem, causarum forensium administratorem, Archiepiscopum Witebergensem, et totius Saxoniae Primatem, per Germaniam Prophetam. Den Vorwurf, den er ihm hier unter andern wegen der gerichtlichen Angelegenheiten macht, in die er sich anmaßlicherweise gemischt habe, diesen, sage ich, hat Lemnius in seiner Apologie nach seiner Art bewiesen, durch ein paar schändliche Erzählungen nämlich, die mir das Zeichen der Erdichtung gleich an der Stirne zu tragen scheinen. In einer davon will er uns unter andern bereden, daß Lutherus durch eine gewisse sträfliche Handlung zu dem bekannten Sprichworte: Hier liegt der Hund begraben, Gelegenheit gegeben habe. Doch davon ein ander Mal, damit wir von der Monachopornomachie nicht zuweit abkommen. Ihnen in wenig Worten einen Begriff davon zu machen, muß ich sagen, daß sie eine Art einer Komödie ist; ich sage: eine Art, und noch dazu eine der allerschlechtesten Arten, oder sollte ich sie nicht vielmehr einen Mischmasch unzüchtiger Gespräche nennen, die ungefähr den Schein einer Verbindung haben? Die Personen, welche darinne aufgeführet werden, sind: Venus, die Liebesgötter, der Gott verbotner Ehen, Luther, Jonas, Spalatinus, die Weiber dieser drei Männer, Catta, Elsa und Jutta, einige Freunde des Luthers, verschiedene Liebhaber der benannten drei Matronen und andre Nebenpersonen; wie es denn der Dichter auch nicht an ein paar Chören hat fehlen lassen. Die Handlung läuft ungefähr dahinaus: anfangs suchte sich Luther von seiner Käthe, die er schon im Kloster unter Versprechung der Ehe soll gebraucht haben, auf alle mögliche Art loszumachen. Doch da er eben am eifrigsten daran arbeitet und schon im Begriff ist, eine andre zu heiraten, kömmt ihm seine alte Liebste aus dem Kloster über den Hals und weiß ihn so feste zu fassen, daß er sie notwendig zur Frau nehmen muß. Als seine Freunde Jonas und Spalatinus dieses sehen, wollen sie ihn in der Schande nicht alleine stecken lassen, sondern nehmen ein jeder eine von den geistlichen Nymphen, welche Käthe aus ihrem Kloster mitgebracht hatte. Doch alle dreie finden ihre Männer hernach ziemlich ohnmächtig, so daß sie sich notwendig auf auswärtige Kost befleißigen müssen. Hier findet Lemnius Gelegenheit, die Frau des Spalatinus fein mit dem Worte Spado spielen zu lassen und durchaus solche Dinge anzubringen, welche Aergernis und Ekel erwecken. Die kleinen Gedichte, welche

an der Bildsäule des Priapus sollen gestanden haben, sind bei weiten nicht so schmutzig und ungleich sinnreicher. Ich glaube nicht, daß Sie mir es zumuten, etwas daraus anzuführen; damit Sie aber doch nur einigermaßen urteilen können, so will ich Ihnen die Anrede an Luthern, welche gleich auf die oben angeführten Worte folgt, abschreiben. Wann sie Ihnen ihrer eignen Schönheiten wegen nicht gefallen will, so bedenken Sie nur, daß sie aus einer, mit dem Herrn Janotzky zu reden, ganz entsetzlich raren Schrift genommen ist, vielleicht gefällt sie Ihnen alsdann besser. Denn an dem Raren, mein Gott! muß doch wohl etwas sein.

Ad Lutherum.

Pacis pernities, et causa Luthere tumultus,
 O et Saxonicae perfide Praeses aquae.
Qui regis indoctum fallax sine jure popellum,
 Quique tuo clarum crimine reddis opus,
Saxonicasque tenes urbes, et cogis ad arma,
 Et tibi Leucorium subjicis ipse tuum,
Qui vacuos culpa damnas, solvisque nocentes,
 Quique reos falsa judicis arte premis
Persequerisque pios insigni fraude poetas,
 Et qui castalias pellis ab urbe Deas;
Qui toties captos jugulasti mille colonos,
 Et toties reparas horrida bella manu.
Cujus et auspiciis sudarunt sanguine fossae,
 Et rubeos fluctus unda cruenta dedit,
Ac toties patriis arserunt ignibus arces,
 Pertulit et tantum Teutonis ora malum!
Si tibi paulisper cessant convitia linguae,
 Et vacat a cunno mentula forte tua,
Accipe non laeto precor haec mea carmina vultu,
 Quosque dedit lusus Pieris ipsa lege.
Tristia cum dederint nostrae solatia Musae,
 Et poterint versus displicuisse mei;
Tum meliora tibi, tum candida crimina nosces,
 Incertusque leges pignora chara tua.

Ich will es einem neuen Cochläo überlassen, alle diese Vorwürfe durch nötige Erdichtungen, wann er keine wahrhafte Begebenheiten finden kann, zu unterstützen. Ich begnüge mich, Ihnen meinen Abscheu gegen solch lüderliches Zeug zu bezeigen und zu versichern, daß dieses noch das Allerzüchtigste

ist, was ich aus den ganzen drei Bogen habe aussuchen können. Es ist aber auch nur der Anfang, von welchem man, in Ansehung des Endes, noch mit Recht sagen könnte:

Desinit in piscem mulier formosa superne.

Dieses Ende ist ein Chor von Babyloniern und fängt sich folgender Gestalt an:

Lusus, delitias, Cupidinesque
Et cunnos dedimus, vale Luthere,
Appelles aliter licet Luthere.
Refert nempe parum, nihilque refert,
Seu dicas veteris dies Priapi,
Seu festum vocites tibi Lupercal,
Seu floralia, quae semel Catoni
Olim visa fuere — — —

Doch ich komme wieder in das Abschreiben und bedenke nicht, mit was für Niederträchtigkeiten ich mir diese Mühe gebe; ich habe nur immer bloß ihre Seltenheit vor Augen. Kurz vor dieser Stelle wird noch ein gewisser Valens von Bibra als der Liebhaber der Käthe eingeführt. Ich vermute, daß er ein Tischgenosse, wenigstens ein Hausgenosse des Luthers gewesen ist, von welchen, wenn ich nicht irre, Götze eine historische Dissertation geschrieben hat. Ich habe sie zwar vor langer Zeit einmal gelesen, ich kann mich aber nicht besinnen, diesen Namen darinne bemerkt zu haben. Ei! ei! Wie wird die gute Käthe geschimpft haben! Man sagt ihr ohnedem nach, daß sie ein wenig stolz und unleidlich gewesen sei. Und wenn — — — Eben jetzt überfällt mich unser gemeinschaftlicher Freund, Herr B**. Die Freude über einen so seltnen Besuch macht, daß ich nicht einmal den angefangenen Perioden ausschreiben kann. Ich habe alles vergessen. Trösten Sie sich nur; es wird nicht viel Besonders gewesen sein. Wir empfehlen uns beide Ihrer Freundschaft. O, wie wollen wir schwatzen! Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Achter Brief.

An ebendenselben.

Sie hatten Ihrem letzten Briefe des Herrn Walchs Geschichte der Katharina von Bora beigelegt, und ich merke gar wohl, warum. Der Schluß meines vorigen Schreibens

ist Ihnen anstößig gewesen, und Sie haben das Andenken dieser rechtschaffnen Frau bei mir nicht besser zu retten gewußt. Ob Sie es nun gleich nicht nötig gehabt hätten, so muß ich Ihnen doch für die Mitteilung dieses Werks den verbindlichsten Dank abstatten, weil ich kein gemeines Vergnügen dabei gefunden habe. Und notwendig muß es allen denjenigen sehr angenehm sein, welche auch Kleinigkeiten und häusliche Umstände von großen Männern zu wissen begierig sind, weil diese auf ihren Charakter oft ein größeres Licht werfen als alles das, was sie vor den Augen der Welt verrichtet haben. Luther aber, welches Bekenntnis ich Ihnen schon mehr als einmal gethan habe, gehört in der That unter die großen Männer, man mag ihn auf einer Seite betrachten, auf welcher man will; und das Leben seiner Frau beschreiben, heißt, ihn auf derjenigen Seite bekannt machen, auf der ihn wenige kennen und welche auch bei den größten Helden gemeiniglich die schwächste ist. Wären alle die Beschuldigungen wahr, welche seine Feinde der Katharina von Bora machen, so müßte die Liebe über Luthern allzu viele und allzu schimpfliche Macht gehabt haben, wann er das lüderlichste Weibsbild so zärtlich geliebt hätte, als er in der That seine Frau geliebt hat. Wegen ihrer Herrschsucht ist ihr Gedächtnis am meisten angefeindet worden, und ich selbst kann sie noch nicht recht davon freisprechen, ob ich gleich bekenne, daß Herr Walch alles gesagt hat, was man nur immer zu ihrer Rettung sagen kann. Er hat vieles beantwortet; ein Zeugnis aber hat er gleichwohl nicht beantwortet, vielleicht weil es ihm nicht bekannt gewesen. Dieses Zeugnis schreibt sich von einem Manne her, welcher unter die Feinde unsers Luthers nicht gehört, von dem Henricus Stephanus nämlich, unter dessen Gedichten man ein Epigramma findet, von welchem ich allezeit geglaubt habe, daß es eine kleine Verspottung des unter der Herrschaft seiner Frau stehenden Reformators sein solle. Ich wollte wünschen, daß es ihm bekannt gewesen wäre, um zu erfahren, was man darauf antworten könne. Vielleicht fällt Ihnen, mein Herr, eine Antwort ein, Ihnen, dessen Einbildungskraft immer gegenwärtig ist. Hier haben Sie es:

De Cornelio.

Uxorem vocitat *Dominam* Cornelius, illa
Increpat ut famulum, verberat ut famulum.

Obsignat sic verba sui *Katharina* mariti,
Nec vanum titulum quem gerit, esse docet,
Sed contra, ejus habent haec quantum *verbera pondus*,
Tantum verba sui pondus habere viri.

Ich bringe hier auf dreierlei. Erstlich ist es bekannt, daß Luther seine Frau nicht nur seine Dominam, sondern wohl gar im Scherze seinen Dominum genennet hat. Zweitens, hätte Stephanus nicht die Katharina von Bora im Sinne gehabt, so wüßte ich nicht, warum er gleichwohl diesen Namen gebraucht, da er sonst durchgängig in seinen Sinnschriften lateinische Namen, und sonderlich die Namen des Martials braucht. Drittens, auf wen kann der Schluß: „soviel Nachdruck die Schläge der Frau hatten, soviel Nachdruck hatten die Worte des Mannes" besser gedeutet werden als auf Luthern, den durchdringenden Redner? Wann Sie, mein Herr, auf diese drei Punkte etwas zu antworten wissen, so thun Sie es beizeiten; denn wahrhaftig, ich bin es nunmehr bald satt, Ihnen von nichts als von Luthern und von Dingen, die Luthern angehen, zu schreiben. Meine Nachricht von Lemnio können Sie in Ihrem Werke nach Belieben brauchen, aber es versteht sich, ohne mich zu nennen. Die Lücken derselben zu füllen, dürfen Sie nur nachschlagen, was außer den angeführten Schriftstellern Simmler, Crusius in dem Leben des Sabinus, Camerarius in dem Leben des Melanchthons, Wimmerus in dem Leben des Pontanus, und was Borrichius von ihm haben. Ich bin rc. W** 1752.

Neunter Brief.

An den Herrn G.

Ich habe die gekrönte Rede des Herrn Rousseau gelesen. Ich finde sehr viel erhabne Gesinnungen darinne und eine männliche Beredsamkeit. Die Waffen, mit welchen er die Künste und Wissenschaften bestürmet, sind zwar nicht allezeit die stärksten, gleichwohl weiß ich nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend gegen alle gebilligte Vorurteile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet. Man könnte verschiednes gegen ihn einwenden. Man könnte sagen, daß die

Aufnahme der Wissenschaften und der Verfall der Sitten und des Staats zwei Sachen sind, welche einander begleiten, ohne die Ursache und Wirkung von einander zu sein. Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächset, bis er diesen erreicht hat, und so lange er wächset, wachsen auch Künste und Wissenschaft mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er nunmehr eben den Gipfel erreicht hatte, von welchem er mit einer ungleich größern Geschwindigkeit wieder abnehmen sollte, als er gestiegen war. Alle große Gebäude verfallen mit der Zeit, sie mögen mit Kunst und Zieraten oder ohne Kunst und Zieraten gebaut sein. Es ist wahr, das witzige Athen ist hin; aber das tugendhafte Sparta, ist es nicht auch hin? — — Ferner könnte man sagen, wenn die kriegrischen Eigenschaften durch die Gemeinmachung der Wissenschaften verschwinden, so ist es noch die Frage, ob wir es für ein Glück oder für ein Unglück zu halten haben. Sind wir deswegen auf der Welt, daß wir uns untereinander umbringen sollen? Und wenn ja den strengen Sitten die Künste und Wissenschaften nachteilig sind, so sind sie es nicht durch sich selbst, sondern durch diejenigen, welche sie mißbrauchen. Ist die Malerei deswegen zu verwerfen, weil sie der und jener Meister zu verführerischen Gegenständen anwendet? Ist die Dichtkunst deswegen nicht hochzuachten, weil einige Dichter ihre Harmonien durch Unkeuschheit entheiligen? Die Künste sind das, wozu wir sie machen wollen. Es liegt nur an uns, wann sie uns schädlich sind — — Kurz, Herr Rousseau hat unrecht; aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft gehabt hätte. Ich bin ꝛc. B**. 1751.

Zehnter Brief.

An den Herrn D.

Sie haben sich an das Meisterstück des Virgils gemacht. Eher getraue ich mir eine zweite Aeneïs zu machen, als seine Georgica gut zu übersetzen. Ich getraue mir das erste nicht, sondern ich vergleiche nur Unmöglichkeiten mit Unmöglichkeiten. Wann Sie aber hieraus schließen, daß ich von Ihrer Arbeit nichts halte, so schließen Sie falsch. Schließen Sie vielmehr

das Gegenteil aus den unzähligen Anmerkungen, die ich an den Rand Ihrer Uebersetzung geschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich nicht vielleicht ein Gleiches würde gethan haben, wenn sie auch ganz und gar nichts taugte. Allein ich würde es sparsamer, ich würde es in einem ganz andern Tone gethan haben. Vielleicht wäre mir eben die Bosheit beigefallen, deren sich Hr. S. gegen den guten O** bediente. Dieser hatte ihm eine Ode zu beurteilen überschickt. Wissen Sie, was Hr. S. that? Die wenigen guten Stellen, die er darinne fand, strich er aus und ersetzte sie mit andern, welche in das schlechte Ganze besser paßten — — Eine von meinen Anmerkungen muß ich noch in den Brief werfen, weil sie auf dem Rande nicht Platz hat. Wenn Virgil den Neptun anruft:

Tuque o, cui prima frementem
Fudit equum magno tellus percussa tridenti,
Neptune etc.,

so übersetzen Sie diese Zeilen, wie sie die meisten Kunstrichter übersetzt wissen wollen; prima tellus ist Ihnen Griechenland. Andre verstehen darunter die neuerschaffene Erde, andre das Ufer. Daß sich diese Herren insgesamt geirrt haben, wundert mich nicht; denn was fehlt ihnen öftrer als Geschmack und Bekanntschaft mit den poetischen Schönheiten? Allein daß Sie sich mit ihnen irren, das wundert mich. Ich finde hier nichts als die Versetzung der Beiwörter, eine den Dichtern sehr gewöhnliche Figur. Neptuno equum fudit prima tellus ist eben das, als wenn Virgil gesetzt hätte: tellus Neptuno primum fudit equum. Die Richtigkeit meiner Erklärung wird Ihnen vermutlich sogleich in die Augen fallen. Wollen Sie eine gleichlautende Stelle, die ich anstatt eines Beweises anführen kann, so besinne ich mich, daß Horaz irgendwo sagt:

Cum prorepserunt *primis* animalia *terris*,
Mutum et turpe pecus etc.

Verzeihen Sie es meiner Faulheit, daß sie Ihre Faulheit keiner Mühe überheben und diesen Ort nicht genauer nachschlagen will. Ich bin ꝛc. W** 1752.

———

Elfter Brief.

An den Herrn D.

Ja, es ist wahr, was Ihnen unser Freund von einem weitläuftigen Gedichte über die Mehrheit der Welten, welches er, wie ich mich erinnere, vor länger als sechs Jahren bei mir gesehen, erzählt hat. Es war einer von meinen allerersten Versuchen in der Dichtkunst, den ich noch bis jetzt bloß aus der Absicht aufhebe, aus welcher andre einen Schuh oder Strumpf, den sie in der Kindheit getragen, aufzuheben pflegen. So schwach ich auch noch jetzt bin, so kann mir doch die Betrachtung, daß ich einmal noch schwächer gewesen, nicht anders als angenehm sein. Die neue Theorie des Whistons und des Hugens Kosmotheoros hatten damals meine Einbildungskraft mit Begriffen und Bildern erfüllt, die mir desto reizender schienen, je neuer sie waren. Soviel sahe ich, daß sie einer poetischen Einkleidung fähiger als irgend eine andre philosophische Materie sein müßten. Allein die Kunst, sie zu bearbeiten, fehlte mir. Ich wußte nicht, wie sich abstrakte Wahrheiten durch Erdichtungen sinnlich machen ließen, noch viel weniger, wie man trocknen Betrachtungen das lachende Ansehen scherzhafter Einfälle geben könne. Ich reimte also meine Gedanken nach einer ziemlich mathematischen Methode; hier und da ein Gleichnis, hier und da eine kleine Ausschweifung, das war alles Poetische, was ich dabei anbrachte. Urteilen Sie also, wie beschämt ich einige Zeit darauf ward, als ich die Gespräche des Herrn von Fontenelle in die Hände bekam, die ich vorher nur dem Namen nach gekannt hatte. Die Augen gingen mir auf einmal auf, und aus dem Leben, welches er als ein prosaischer Schriftsteller seinem Vortrage gegeben hatte, schloß ich auf dasjenige, welches ich als ein angemaßter Dichter dem meinigen hätte geben sollen. Mein stolzer Anfang war nunmehr dasjenige, was ich nicht mehr ohne eine bittre Spötterei über mich selbst ansehen konnte.*) [V. 1—4.]

Ei, dachte ich, du hast deiner Entzückung, deiner kühnen Glut vortrefflich viel Ehre gemacht! Unterdessen schien es doch, als wenn ich mein Unglück vorhergesehen hätte; denn ich schloß meinen Eingang: [V. 5—8.]

*) S. Bd. I, S. 165 unserer Ausgabe. D. H.

Der erste Gesang handelte von dem Betruge der Sinnen, und ich muß mir die Schmeichelei machen, daß ich noch jetzt verschiedenes davon ziemlich erträglich ausgedruckt und mit eignen Gleichnissen unterstützt finde. Ich rechne dahin folgende Stelle, soviel matte Zeilen sie auch hat: [V. 9—26.]

Sie sehen wohl, daß ich es damals noch nicht wissen mußte, wenn ich es anders jetzo weiß, was die Gedanken zusammenziehen heißt. Ich will Ihnen noch eine Stelle hersetzen, und in diesem Geschmacke müssen Sie sich das übrige alles vorstellen. In dem zweiten Gesange komm' ich beiläufig auf die Geschichte der Sternkunde: [V. 27—44.]

In dem dritten Gesange, wo ich das Lächerliche des Ptolemäischen Weltbaues beschreiben wollte, fing ich meine Beschreibung also an: [V. 45—56.]

Wird Ihnen nun bald die Lust vergehen, ein Ganzes sehen zu wollen, das aus so schlechten Teilen besteht? Doch Sie sollen es nunmehr, zu Ihrer Bestrafung sollen Sie es nunmehr sehen. Ja, um Sie recht zu martern, will ich es Ihnen selbst vorlesen. Wagen Sie es nur und kommen Sie nach der Stadt! Doch wahrhaftig, Sie könnten meine Drohung für Ernst aufnehmen. Sie könnten wohl gar nunmehr noch einen Monat länger auf dem Lande bleiben. Um des Himmels willen, nein! Ich will Ihnen gern nichts vorlesen; ich will gern den Ruhm nicht verlieren, daß ich wenigstens diese Thorheit eines Poeten weniger besitze. Kommen Sie nur! Ich bin ꝛc. W** 1752.

Zwölfter Brief.

An den Herrn A**.

Endlich habe ich Ihnen gefolgt und bin gestern in dem Nicolinischen Schauplatze gewesen. Es hat mir so wohl darinne gefallen, daß ich niemals wieder hineinkommen werde. Was für ein sinnreicher Mann ist Nicolini! Uns seine kleine Affen unter dem Namen Pantomimen aufzudringen! Ich bewundre ihn; und er ist es wert, daß er seine Absicht erreicht hat, da er sich auf eine so anlockende Art die Neugierigkeit und den läppischen Geschmack unsrer Zeiten zinsbar zu machen weiß. Ich glaubte vom Himmel zu fallen, als ich Männer vor seiner Bühne antraf, die ich sonst nicht anders als mit Ehrerbietung genennt habe. Und als ich Gesichter durch ein unanständiges

Lachen sich verzerren sahe, von welchen ich geschworen hätte, daß sie Areopagiten zugehören müßten, wahrhaftig, so schämte ich mich, weil sie sich nicht schämen wollten. Ich verkroch mich hinter einen großen Offizier, welcher vor mir stand, und sagte mehr als einmal:

Der kleine Narre spielt, die großen sehen zu.

Allein ich sagte es ganz sachte, müssen Sie wissen; denn außer dem Offizier hatte ich noch einen bärtigen Husaren zum Nachbar. Und gar so eifrig bin ich für den guten Geschmack nicht, daß ich mir seinetwegen den Hals wollte brechen lassen. Sie aber, mein Herr, der Sie kein Husar sind, wissen Sie, daß Sie mit mir Händel bekommen werden, wann Sie nicht beikommendes Buch von einem Ende zum andern durchlesen? Calliachius wird Ihnen zeigen, daß die Pantomimen der Alten ganz andre Pantomimen waren. Bemerken Sie sonderlich die Stellen, welche ich angestrichen habe. Ueber diese wollen wir heute den ganzen Abend plaudern, wenn Sie nicht lieber wieder bei Ihren stummen Gesellschaftern sein wollen. „Stumm?“ werden Sie sagen. „Wenigstens ist es die kleine Nicolini nicht.“ Sie haben recht; denn diese hat ihren Mund in den Augen. Ich bin ꝛc. L** 1747.

Dreizehnter Brief.

An den Herrn D**.

Die Natur weiß nichts von dem verhaßten Unterscheide, den die Menschen unter sich festgesetzt haben. Sie teilet die Eigenschaften des Herzens aus, ohne den Edeln und den Reichen vorzuziehen, und es scheinet sogar, als ob die natürlichen Empfindungen bei gemeinen Leuten stärker als bei andern wären. Gütige Natur, wie beneidenswürdig schadlos hältst du sie wegen der nichtigen Scheingüter, womit du die Kinder des Glücks abspeisest! Ein fühlbar Herz — — wie unschätzbar ist es! Es macht unser Glück, auch alsdann, wann es unser Unglück zu machen scheinet — —

Was sind das für Betrachtungen, werden Sie sagen, und mit was für einem Briefe drohen Sie mir? Es sind Betrachtungen, welche ich heute bei Lesung einer englischen Monatsschrift gehabt habe, wo ich eine Erzählung fand, die mich auf eine zwar traurige, aber doch so angenehme Art rührte, daß

ich mich wider unsre Freundschaft versündigen würde, wann ich Sie an diesen Rührungen nicht wollte Anteil nehmen lassen. Hören Sie also; meine Geschichte ist der Triumph der väterlichen Liebe, und mein Held heißt Jakob Tomms —

Nichts kann eingeschränkter sein als der Verstand dieses Mannes, und nichts erhabener als seine Empfindungen. Nicht lange bedacht! — — Und wenn mich alle Orakel für den Weisesten erkläret hätten, wäre es möglich, ich würde den Ruhm des Empfindlichsten mit Verlust aller meiner Weisheit dafür eintauschen. — — Jakob Tomms war arm; er empfand sein Armut vierfach härter; denn er hatte ein Weib und drei Kinder, die er mit Verkaufung weniger Gartenfrüchte kümmerlich erhielt. Er hatte mit einem reichen Manne einen kleinen Vergleich gemacht, welcher ihm wöchentlich eine gewisse Menge derselben aus seinem Garten zukommen ließ und erst mit Ausgang der Woche das Geld von ihm verlangte — — Wie großmütig, ohne Zweifel, schien sich der reiche Mann zu sein! Einem ehrlichen Manne sieben ganzer Tage zu borgen! Wo es ihm nur nicht bald reuet, soviel gewagt zu haben — — Jakob Tomms hatte lange Zeit die vorgeschoßnen Früchte genau abgezahlt, als sein Weib und seine älteste Tochter plötzlich krank wurden. Dieser Zufall setzte ihn in die Unmöglichkeit, seinem Vertrage nachzukommen, und am Ende der andern Woche sahe er sich in der Schuld einer unermeßlichen Summe von dreißig und einem halben Groschen stecken. Der Reiche glaubte seinem Ruine nahe zu sein, und voller Zorn begab er sich zu seinem Schuldner. Das erste war, daß er ihm ferner die nötigen Früchte zu Fortsetzung seines kleinen Handels vorzuschießen versagte. Das andre, daß er ihm einen Befehl zeigte, ihn in Verhaft nehmen zu lassen, wann er ihn nicht auf der Stelle wegen der dreißig und einem halben Groschen befriedigte. Ungefähr mochte Tomms noch soviel haben, allein das war es auch alles, was er hatte. Er warf sich zu den Füßen des Reichen. Er stellte ihm vor, an diesen dreißig und einem halben Groschen hange seines Weibes und seiner Kinder Leben; er müsse seinen kleinen Kram damit unterhalten ꝛc. Er erbot sich, alle Wochen sechs Groschen abzutragen. Er zeigte ihm sein Weib und seine älteste Tochter, welche eben in der Hitze des Fiebers auf ein wenig Stroh lagen. Er zeigte ihm die zwei andern kleinen Kinder, denen er nicht einen Bissen Brot würde geben können. Umsonst, der Reiche blieb unbewegt — — „Ihr seid alle Schelme,“

sagte er, „wenn ihr Geld habt, so besauft ihr euch — — Ich will durchaus nicht länger warten" — — In diesem Tone fuhr er eine Zeitlang fort, bis ein großmütiger Unwille in unserm Tomms endlich die Empfindung seines Unglücks unterdrückte. „Nu, da!" sagte er, indem er aus allen Nähten seiner Taschen die kleine Schuld zusammensuchte. Der Reiche strich sie ein und ging fort. Tomms verfolgte ihn mit einem Blicke, — — mit dem ein tugendhafter Arme meinen ärgsten Feind verfolge! Wüßte ich mich grausamer zu rächen? — — Kaum warf er seine Augen wieder auf sein unglückseliges Geschlecht, als er in Thränen zerfloß. Bald aber hemmte sie die stille und finstre Verzweiflung. Seine Frau verlangte einige Erquickung; seine Kinder verlangten Brot — — „Ihr sollt Brot haben, meine Kinder," sagte er; „ihr sollt haben. Zwar wird es euerm Vater teuer zu stehen kommen." — — Hier besann er sich, daß sich das Kirchspiel der Waisen annehme. Auf einmal war sein Entschluß gefaßt. „Meine Kinder zu versorgen," dachte er, „muß ich ihnen den Vater nehmen, der ihnen kein Brot mehr geben kann." Er begab sich in einen kleinen Verschlag neben der Stube, wo er seine Gartenfrüchte zu stehen hatte, fest entschlossen, zu sterben. Einige Augenblicke hielt ihn die Betrachtung seiner Seligkeit zurück — — „Hätte ich doch nie von jenem Leben etwas gewußt! — — Wie leicht würde es mir werden, meinen Kindern Brot zu schaffen! Ich thue vielleicht nicht recht, aber kann ich besser thun?" — Er fing an, zu beten, und schloß in der Einfalt seines Herzens: „Lieber Gott, setze dich an meine Stelle; ich weiß, du würdest eben das thun." — Mit diesen Gedanken bewaffnet, legte er sich den Strick um den Hals; in den heftigen Bewegungen aber, die er dabei machte, hörte die Nachbarin die starken Stöße, die er gegen die Wand that. Sie frühstückte gleich und kam also mit dem Messer in der Hand herzugelaufen, in Meinung, es sei ihrer kranken Nachbarin etwas zugestoßen. Sie fand diese Frau in der äußersten Unruhe wegen dieses Tumults, den sie gleichfalls gehört hatte; und als sie auf ihr Ersuchen in den Verschlag ging, sahe sie den unglücklichen Tomms, welcher vielleicht kaum noch einige Minuten zu leben hatte. Sie stürzte sich auf ihn zu, schnitt den Strick ab und brachte ihn mit Hilfe der Kranken, welche auf ihr Geschrei herbeigekommen war, sterbend auf das Lager. Man ließ ihm zur Ader, und Tomms kam wieder zu sich. Doch die Scham über sein mißlungenes Unternehmen und die

Furcht des Vorwurfs hätten ihn gewiß in eine neue Verzweiflung gestürzt, wenn sich der Graf von G**, welchem sein Bedienter diesen traurigen Zufall erzählt hatte, nicht in das Mittel geschlagen hätte. Er ließ unsern Tomms zu sich kommen; er verwies ihm auf eine leutselige Art sein Verbrechen und setzte ihn in Umstände, in welchen seine natürliche Liebe eine so harte Probe niemals wieder wird aushalten dürfen — —

Ich will Ihr Gefühl durch keinen fremden Zusatz zerstreuen. Leben Sie wohl! Ich bin &c.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn F.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben Lust, mich zu versuchen und mir einen übeln Streich zu spielen. Würden Sie wohl sonst von einem armen Schriftsteller, der sich von Leipzigern und Schweizern umringt sieht, ein offenherziges Bekenntnis von dem Reime fordern? Welche soll ich vor den Kopf stoßen? Welcher Spöttereien soll ich mich aussetzen? Mit mindrer Gefahr kann ein heimlicher Anhänger des Prätendenten mitten in London seine wahren Gesinnungen gegen das jetzt regierende Haus verraten. — — Doch beinahe fühlte ich mich geneigt, gegen diese Gefahr meine Augen zu verschließen, wenn ich nur wüßte, daß Sie reinen Mund halten könnten. Zwar bin ich wohl wunderlich. Zeuge ich nicht schon selbst wider mich? Ich, der ich mir noch nie einen reimlosen Vers habe abgewinnen können? ich, dem es schwerer fallen würde, den Reim überall zu vermeiden, als ihn zu suchen? Hören Sie also, was ungefähr meine Gedanken wären. Es scheint mir, daß diejenigen, welche gegen den Reim unerbittlich sind, sich vielleicht an ihm rächen wollen, weil er ihnen niemals hat zu Willen sein wollen. Ein kindisches Geklimper nennen sie ihn mit einer verächtlichen Miene. Gleich als ob der kützelnde, wiederkommende Schall das einzige wäre, warum man ihn beibehalten solle. Rechnen sie das Vergnügen, welches aus der Betrachtung der glücklich überstiegnen Schwierigkeit entstehet, für nichts? Ist es kein Verdienst, sich von dem Reime nicht fortreißen zu lassen, sondern ihm, als ein geschickter Spieler den unglücklichen Würfen, durch geschickte

Wendungen eine so notwendige Stelle anzuweisen, daß man glauben muß, unmöglich könne ein ander Wort anstatt seiner stehen? Zweifelt man aber an der Möglichkeit dieser Anwendung, so verrät man nichts als seine Schwäche in der Sprache und die Armut an glücklichen Veränderungen. Haller, Hagedorn, Gellert, Uz zeigen genugsam, daß man über den Reim herrschen und ihm das vollkommene Ansehen der Natur geben könne. Die Schwierigkeit ist mehr ein Lob für ihn als ein Grund, ihn abzuschaffen. — — Und also, mein Herr, schließen Sie wohl, daß ich ganz und gar wider die reimlosen Dichter bin? Nein; sondern ich dringe nur auch hier auf eine republikanische Freiheit, die ich überall einführen würde, wenn ich könnte. Den Reim für ein notwendiges Stück der deutschen Dichtkunst halten, heißt einen sehr gotischen Geschmack verraten. Leugnen aber, daß die Reime oft eine dem Dichter und Leser vorteilhafte Schönheit sein können, und es aus keinem andern Grunde leugnen, als weil die Griechen und Römer sich ihrer nicht bedient haben, heißt das Beispiel der Alten mißbrauchen. Man lasse einem Dichter die Wahl. Ist sein Feuer anhaltend genug, daß es unter den Schwierigkeiten des Reims nicht erstickt, so reime er. Verliert sich die Hitze seines Geistes während der Ausarbeitung, so reime er nicht. Es gibt Dichter, welche ihre Stärke viel zu lebhaft fühlen, als daß sie sich der mühsamen Kunst unterwerfen sollten, und diese offendit limae labor et mora. Ihre Werke sind Ausbrüche des sie treibenden Gottes, quos nec multa dies nec multa litura coërcuit. Es gibt andre, welche Horaz sanos nennt, und welche nur allzu viel Demokrite unsrer Zeit Helicone excludunt. Sie wissen sich nicht in den Grad der Begeisterung zu setzen, welcher jenen eigen ist; sie wissen sich aber in demjenigen länger zu erhalten, in welchem sie einmal sind. Durch Genauigkeit und immer gleiche, mäßige Lebhaftigkeit ersetzen sie die blendenden Schönheiten eines auffahrenden Feuers, welche oft nichts als eine unfruchtbare Bewunderung erwecken. Es ist schwer zu sagen, welche den Vorzug verdienen. Sie sind beide groß, und beide unterscheiden sich unendlich von den mittelmäßigen Köpfen, welchen weder die Reime eine Gelegenheit zur fleißigern Ausarbeitung, noch die abgeschafften Reime eine Gelegenheit, desto feuriger zu bleiben, sind. — — Was meinen Sie, sollte ich wohl Recht haben? Es wird mir lieb sein, wenn Sie Ja sagen; und ich werde es nicht ungerne sehen, wenn Sie Nein sprechen. Denn

nichts kann mir an einem Freunde angenehmer sein als verschiedne Meinungen in gleichgültigen Sachen. Leben Sie wohl! Ich bin 2c.

Funfzehnter Brief.

An ebendenselben.

So, mein Herr? Fragten Sie mich nur deswegen, was ich von dem Reimen halte, um mich hernach mit desto größerer Dreistigkeit fragen zu können, was ich von dem Messias des Herrn Klopstocks halte? Ueberhaupt scheinen Sie mir es schon zu wissen, daß ich mit unter seine Bewunderer gehöre; weil Sie sonst schwerlich Ihre Frage in den Worten des Horaz:

Age, quaeso,
Tu nihil in magno doctus reprehendis Homero?

würden ausgedrückt haben. Aber aus eben den Worten sehe ich auch, daß Sie gern etwas mehr als meinen Beifall hören möchten. Sie wollen so etwas, das einer Kritik nicht ungleich ist. Nicht wahr? Vor acht Tagen würde ich schlechthin geantwortet haben: „Damit vermenge ich mich nicht." Ich bin Zeit meines Lebens keinem Dinge gramer gewesen als den Kritiken über Gedichte. Vielleicht weil ich sie mehr zu besorgen hatte als andre? Das kann sein. Aber wie gesagt, vor acht Tagen ungefähr hat mich ein Geist getrieben, welcher ohnfehlbar nicht der beste sein mochte. Er trieb mich, Gedanken auf das Papier zu werfen, die mir schon mehr als einmal in den Kopf gekommen waren. Und diese Gedanken betrafen eben das, weswegen Sie mich jetzo fragen; gleich als wenn ich es voraus gewußt hätte, daß sie mir einmal den Verdruß, einem Freunde etwas abzuschlagen, ersparen würden. Noch liegen sie in dem Concepte unter hundert Strichen und ebensoviel Kleckſen begraben. Sie Ihnen also mitzuteilen, muß ich sie notwendig abschreiben, und damit ich sie gewiß abschreibe, so will ich es gleich jetzo thun. Aber Geduld, mein Herr, Geduld werden Sie und ich nötig haben. — — Ich will nur meine Feder erst abküpfen und alsdenn gleich anfangen.

Ueber das Heldengedicht Der Messias.

„Hat der Messias die witzigen Köpfe und ihre Richter wirklich getrennt, oder ward er nur der Probierstein, welcher

diejenigen, die diese Benennung verdienen, von denen unterscheiden mußte, die widerrechtlich in dem schmeichelhaften Besitze derselben sind? Können unter seinen Tadlern Leute von dem feinsten Geschmacke sein, so wohl, als deren unter seinen Bewundrern sind? Oder verraten jene unumgänglich einen Geist, in der Bildung verdorben, das erhabne Schöne zu empfinden, so unumgänglich, als diese von ihren eignen Fähigkeiten ein sicheres Zeugnis ablegen? — — Wenn man mir diese Frage zuverlässig entscheiden wollte, so könnte ich mich in dem folgenden darnach richten.

„Die Klopstockianer wenigstens haben alles gethan, was man von ihnen fordern kann. Die Klopstockianer? — — Warum nicht? Man gönne einem Dichter vom ersten Range die Ehre, die nur zu oft ein sehr mittelmäßiger Weltweise erhält. — — Sie haben die Schönheiten des Messias auseinander gesetzt; sie haben die Gründe ihrer Bewundrung angezeigt. Der Herr Prof. Meier hat das Wort geführet, der Verfasser der Aesthetik, der Geschickteste, von Schönheiten die man nicht empfindet, zu beweisen, daß man sie empfinden solle.

„Das Gegenteil hat auch das Seinige gethan. Es hat geschimpft. Man sollte schwören, die schweizer'schen Kunstrichter wären von dieser Partei. Man irrt sich; denn diesesmal sind sie bei sich überzeugt, daß sie Recht haben. Nach und nach hatten es die berühmten Professores G** und T** von ihnen gelernt und, wie man gesehen, recht glücklich. Der gemeine Soldat, der die meisten Prügel bekommen hat, wird der Korporal, der die meisten Prügel gibt. Ich glaube aber doch, daß diese wackre Männer nicht deswegen auf den Messias gelästert, weil sie gesehen, daß er vortrefflich sei, sondern weil sie sich der Mühe überheben wollten, zu beweisen, daß er es nicht sei. Ihr Schimpfen war ohne Zweifel die Folge aus Vordersätzen, die sie so überzeugend dachten, daß sie meineten, ein jeder müsse sie bei sich empfinden, die sie also verschwiegen.

„Ich habe einen Einfall bekommen, der — — vielleicht nicht viel taugt. Ich will einige Gedanken auf das Papier werfen, die ich die Feinde der Klopstockischen Muse nicht mißzudeuten bitte. Sie würden mir eine allzukützlige Ehre erzeigen, wenn sie mich unter ihre Zahl aufschreiben wollten. Ich bin von der Schönheit des Messias so überzeugt, als sie es kaum von der Schönheit ihrer eignen Poesie sein

können. Das selbst, was ich daran aussetzen will, soll es ihnen beweisen.

„Das ist wunderlich, wird man denken. So gar wunderlich nicht. Es gibt eine Art des Tadels, welche dem Getadelten Ehre macht. Man tadelt den Hannibal, daß er nicht Rom belagert. Welchem geringern Feldherrn von allen, die jemals an der Spitze römischer Feinde gewesen sind, macht man diesen Vorwurf? Keinem. Der einzige Hannibal war soweit gekommen, daß er es thun konnte und nicht that. Wie viel Siege mußte er vorher erstritten, durch welche Klugheit, durch welche Schnelligkeit im Entschließen mußte er sich in das Recht gesetzt haben, zu desto größern Thaten Hoffnung zu machen, je größere er verrichtete, ehe man ihm den über alle Lobsprüche steigenden Tadel machen konnte: und er hat nicht Rom belagert? Man schätzet jeden nach seinen Kräften. Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich. Bleibt sich dieser nicht allezeit gleich, entwischt ihm hier und da eine matte Zeile: diese matte Zeile, welche die Zierde eines mittelmäßigen Dichters sein könnte, wird unerträglich, so wie man jeden guten Einfall, den man bei einem gemeinen Kopfe findet, bedauert, daß er nicht in einem der Ewigkeit gewidmeten Werke stehet, ob er gleich noch um ein Großes ausgeputzt werden müßte, ehe er darinne glänzen könnte.

Sic mihi, qui multum cessat, fit Choerilus ille,
Quem bis terque bonum cum risu miror: et idem
Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

Horaz.

Es ist eben dieselbe Zärtlichkeit des Geistes, welche die Schönheit einer Sache fühlet und welche die Mängel derselben empfindet. Tadeln und loben, was zu tadeln und zu loben ist, muß also gleich rühmlich sein. Man thue nur beides mit Geschmack. Ich habe oft Kenner Meisterstücke der Bildhauerkunst und Malerei betrachten sehen. Ihr Urteil fing sich mit einer stillen Bewunderung an, und endlich glaubten sie es nicht besser beweisen zu können, daß sie alle Vollkommenheiten des Gegenstandes empfänden, als wenn sie dasjenige anzeigten, was dabei weniger zu bewundern sei. Ihr Aber war schmeichelhafter als alle Ausrufungen des Pöbels, der sich von dem Erstaunen hinreißen ließ.

„Jetzo sehe ich es erst, daß mein Eingang ziemlich weitläuftig ist. Kaum könnte er größer sein, wenn ich auch eine

Kritik über den ganzen Messias, über die Gesänge, welche schon gedruckt sind, und über die, welche noch folgen könnten, vorhätte. Wird er also nicht für die ersten zwanzig Zeilen zu lang sein?

„Ich muß mich erklären, warum ich eben diese gewählt habe. Ich sahe es ein, und wer sieht es nicht ein? daß das Gedichte fertig sein müßte, wenn man von der Oekonomie desselben urteilen wollte. Noch ist der Dichter mitten in dem Labyrinthe. Man muß es erwarten, wie er sich herausfindet, ehe man von der Handlung, von ihrer Einheit, von ihrer Vollständigkeit, von ihrer Dauer, von der Verwicklung und Entwicklung, von den Episoden, von den Sitten, von den Maschinen und von zwanzig andern Sachen etwas sagen kann. Alles, was sich bis jetzt beurteilen läßt, sind die Schönheiten der Teile, von welchen man nur hofft, daß sie ein schönes Ganze ausmachen werden; von den Ausdrücken, von den Beschreibungen, von den Vergleichungen, von den eingestreuten Gesinnungen ꝛc.

„Gleichwohl fiel mir es ein, daß ich aus den Beispielen des Homers und Virgils bemerkt zu haben glaubte, ein Heldendichter pflege in dem Eingange seines Gedichts die ganze Einrichtung desselben nicht undeutlich zu verraten. Wenn zum Exempel Maro anhebt:

Arma virumque cano, Trojae qui primus ab oris
Italiam, fato profugus, Lavinaque venit
Littora: multum ille et terris jactatus et alto,
Vi superum, saevae memorem Junonis ob iram,
Multa quoque et bello passus, dum conderet urbem,
Inferretque Deos Latio: genus unde Latinum,
Albanique patres atque altae moenia Romae,

so glaubte ich nicht allein den Held, virum, Trojae qui primus ab oris Italiam venit, seinen Charakter, inferretque Deos Latio, als den frommen Aeneas, die vornehmsten Maschinen, Fatum, vis superum, Junonis ira, sondern auch die beiden Teile der ganzen Aeneïde darinne gefunden zu haben, den ersten: multum ille et terris jactatus et alto, den zweiten: multa quoque et bello passus. Es gefiel mir also, den Eingang des Messias vorzunehmen. Ich wußte, daß die Geschichte zu heilig sei, als daß der Dichter den geringsten wesentlichen Umstand ändern dürfte; ich schmeichelte mir also desto eher etwas daraus zu erraten. Ich fing an,

zu zergliedern, jede Gedanke insbesondre, und eine gegen die andre zu betrachten. Nach und nach verlor ich meinen Zweck aus den Augen, weil sich mir andre Anmerkungen anboten, die ich vorher nicht gemacht hatte. Hier sind die vornehmsten davon.

Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
Und durch die er Adams Geschlechte die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.
Also geschahe des Ewigen Wille. Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn: umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Aber, o Werk, das nur Gott allgegenwärtig erkennet,
Darf sich die Dichtkunst auch wohl aus dunkler Ferne dir nähern?
Weihe sie, Geist Schöpfer, vor dem ich im stillen hier bete!
Führe sie mir, als deine Nachahmerin, voller Entzückung,
Voll unsterblicher Kraft, in verklärter Schönheit entgegen!
Rüste sie mit jener tiefsinnigen einsamen Weisheit,
Mit der du, forschender Geist, die Tiefen Gottes durchschauest:
Also werde ich durch sie Licht und Offenbarungen sehen
Und die Erlösung des großen Messias würdig besingen.

„Man weiß, daß der Eingang eines Heldengedichts aus dem Inhalte und aus der Anrufung besteht. Die oben angeführte Stelle des Virgils ist der Inhalt, die vier darauf folgenden Verse sind die Anrufung. Also auch hier. Der Inhalt geht bis auf: *und vollbrachte die große Versöhnung*; das übrige ist die Anrufung an den Geist Gottes. Virgil sagt: *Ich singe die Waffen und den Held*; Klopstock sagt: *Singe, unsterbliche Seele*. Nichts thut man lieber und gewisser als das, was man sich selbst befohlen hat. Ich weiß also nicht, wie der Herr Professor *Meier* hat sagen können: *Er ruft nicht etwa eine heidnische Muse an, sondern er befiehlt auf eine ganz neue Art seiner unsterblichen Seele, zu singen.* Nicht zu gedenken, daß der Herr Professor den Inhalt und die Anrufung offenbar hier verwechselt und daß es eine greuliche Thorheit würde gewesen sein, wenn Klopstock eine heidnische Muse hätte anrufen wollen, will ich nur sagen, daß alles Neue, was in dieser Stelle zu finden ist, in einer grammatikalischen Figur

bestehet, nach welcher der Dichter das, was andre im Indicativo sagen, in dem an sich selbst gerichteten Imperativo sagt. Der Sänger des Messias hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müsse, die keine sind. Die erste Zeile würde also, wenn man sie in den gewöhnlichen Ausdruck übersetzt, heißen: Ich unsterbliche Seele singe der sündigen Menschen Erlösung.

„Diese Anmerkung ist eine Kleinigkeit, welche eigentlich den Herrn Professor Meier betrifft. Ich komme auf eine andre“ — —

Nun wahrhaftig, das heiß' ich abschreiben! Erlauben Sie mir, daß ich hier ausruhen darf. Ich verspare den Rest zu meinen folgenden Briefen, in welchen ich vielleicht — — Doch ich will nichts versprechen. Es wird sich zeigen. Leben Sie wohl! Ich bin &c.

Sechzehnter Brief.

An ebendenselben.

Meine erste Anmerkung betraf ein falsch angebrachtes Lob des Herrn Meiers, und bei dieser blieb ich stehen. Ehe ich weiter gehe, will ich noch dieses hinzusetzen. Gesetzt, dieser Kritikus hätte den Inhalt und die Anrufung nicht verwechselt; gesetzt, Herr Klopstock rufe wirklich seine unsterbliche Seele an, wie ein andrer die Musen anruft: so würde auch alsdann in dieser Wendung nichts Neues sein. Hat nicht schon Dante sein Genie angerufen?

O Muse, o alto 'ngegno, hor m'aiutate:
O Mente, che scrivesti, cio ch'i'vidi;
Qui si parra la tua nobilitate.

Und was noch mehr ist, hat nicht einer der größten französischen Kunstrichter, Rapin, ihn deswegen getadelt? Wollen Sie aber sagen: „Ja, hier ist mehr denn Rapin! hier ist Meier!“ so zucke ich die Achseln und gehe weiter.

Erste Fortsetzung.

„Ich komme auf eine andre Anmerkung, welche die Bescheidenheit angehet, die nach der Vorschrift des Horaz in dem Eingange des Heldengedichts herrschen soll. Ich muß die Stelle des römischen Kunstrichters notwendig hersetzen:

Nec sic incipies ut scriptor Cyclicus olim
Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.
Quid feret hic tanto dignum promissor hiatu?
Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte!
Dic mihi, Musa, virum, captae post tempora Trojae
Qui mores hominum multorum vidit et urbes.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat.

„Ich habe die Uebersetzung des Herrn Prof. Gottscheds nicht bei der Hand, sonst wollte ich zeigen, wie sich Horaz im Deutschen hiervon ausgedrückt haben würde, wenn er Gottsched gewesen wäre. — — Doch, man wird es hoffentlich ohne Uebersetzung sehen, daß Horaz hier dem epischen Dichter den Rat gibt, nicht als ein Großsprecher anzufangen; nicht als jener kyklische Poet: Ich will das Glück des Priamus und den edlen Krieg besingen; sondern bescheiden wie der Dichter, der nichts verwegen unternimmt: Sage mir, Muse, den Mann, der, nachdem Troja eingenommen worden, viele Städte und vieler Menschen Sitten gesehen hat. Ich bin so kühn, zu glauben, daß diese Stelle noch nie recht erkläret worden ist. Soviel als ich Ausleger des Horaz nachgeschlagen habe, so viele wollen mich bereden, daß das Tadelhafte des kyklischen Poeten in den Worten liege. Voßius sagt, die Worte darinne wären sonantia, vasta, tumida, und bringt zur Erläuterung den Anfang der Achilleïs des Statius bei:

Magnanimum Aeacidam, formidatamque Tonanti
Progeniem canimus.

In dem ersten Verse, sagt er, ist ein sechsfaches A; er fängt sich mit drei viersilbigten Wörtern an, wovon das letzte durch das angehangene que noch länger wird; die Aussprache ist also beschwerlich. Wann Voßius Recht hat, so sage man mir, ob nicht Homer, er, den Horaz gleichwohl zum Muster anführt, in seiner Iliade in eben den Fehler gefallen ist?

Μῆνιν ἄειδε θεὰ Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος
Οὐλομένην.

Das sechssilbige Πηληϊάδεω, das viersilbige Ἀχιλῆος, das ebensolange Οὐλομένην, der Imperativus ἄειδε, den schon der

Sophiste Protagoras als zu befehlerisch getadelt hatte, klingen in der That weit großsprecherischer als:

Fortunam Priami cantabo et nobile bellum.

Hier ist kein sechssilbigtes Wort, nicht einmal ein viersilbigtes, hier ist kein singe mir, Muse! Horaz müßte also, was er an der Odyssee gelobt hätte, an der Iliade getadelt haben, wenn er nicht an dem Verse des kyklischen Dichters ganz etwas anders aussetzte. Und was ist das?

„Der Eingang eines Heldengedichts, wie gesagt, bestehet aus dem Inhalte und aus der Anrufung. Man lasse uns nunmehr die Exempel der Griechen gegen die Exempel der Römer halten. Man wird einen Unterschied antreffen, welcher so deutlich ist, daß ich mich wundre, wie ihn noch niemand angemerkt hat. Die griechischen Heldendichter verbinden den Inhalt und die Anrufung, die römischen trennen sie. Den Anfang der Iliade und der Odyssee habe ich schon angeführt. Dort heißt es: Besinge mir, Göttin, den Zorn des Achilles ꝛc. Hier: Sage mir, Muse, den Mann ꝛc. Beidemal ist die Gottheit bei dem Dichter das erste. Er erkennet seine Schwäche. Er sagt nicht: ich will den und jenen Helden besingen; er untersteht sich nichts, als der Muse nachzusingen. Durch diesen einzigen Zug schildert er sich als einen bescheidenen Mann, als ein Mann, der sich der Gnade der Götter überläßset; zwei Stücke, welche ihm das Vertrauen der Leser erwecken und den zu erzählenden Wundern einen Grad der Wahrscheinlichkeit geben, den sie nicht haben würden, wenn sie sich bloß auf ein menschliches Ansehen gründeten. Die weitläuftigen griechischen Dichter alle sind dem Homer hierinne gefolgt. Aratus fängt an: Ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα; Apollonius Rhodius: Ἀρχόμενος σέο, Φοῖβε — — — und mit diesem Gebete verbinden sie sogleich den Inhalt.

Νύμφαι Τρωϊάδες, ποταμοῦ Ξάνθοιο γενέθλη,
Ἔσπετέ μοι u. s. w.

singt Coluthus zu Anfange seines Raubes der Helena. Der zärtliche Musäus selbst, wenn er anhebt:

Εἰπὲ, θεὰ, κρυφίων ἐπιμάρτυρα λύχνον ἐρώτων
Καὶ νύχιον πλωτῆρα θαλασσοπόρων ὑμεναίων u. s. w.,

Besinge mir, Göttin, die Fackel, die Zeugin verborgener Liebe,
Den nächtlichen Schwimmer zum Feste des Ehegotts, jenseit dem Meere,

Die dunkeln Umarmungen, unüberrascht von der Botin des Tages,
Besinge mir Sest und Abyd, wo sich Hero im Dunkeln vermählte 2c.,

vergißt diese heilige Gewohnheit nicht. Und, daß ich es kurz mache, die Unterlassung dieser Gewohnheit ist es offenbar, welche Horaz an dem kyklischen Poeten tadelt. Der Stoff seines Liedes war allzu wichtig, als daß man glauben könnte, er würde ihn ohne eine göttliche Begeisterung ausführen können. Anstatt: Das Glück des Priamus und den edlen Krieg will ich singen, hätte er also nach dem Beispiele des weisen Homers sagen sollen: Singe, Muse, das Glück des Priamus und den edlen Krieg! und alsdenn würde er dem Tadel des Römers entgangen sein. Es ist auch in der That besonders, mit einem stolzen Ich anzufangen und alsdann die Musen anzurufen, nachdem man schon alles auf die eignen Hörner genommen hat. Das heißt anklopfen, wenn man die Thüre schon aufgemacht hat.

„Nach dieser Erklärung nun wird man ohnschwer erraten, was ich auch in Ansehung des Messias wünschte; daß Herr Klopstock nämlich dem Exempel des Homers gefolget wäre. Es würde ihm, als einem christlichen Dichter, um soviel anständiger gewesen sein, wenn der Anfang ein Gebet wäre, als daß er seiner Seele befiehlt, ein Werk zu besingen, dem sie, so unsterblich sie ist, zu schwach ist, wenigstens ihm gewachsen zu sein sich nicht rühmen muß. Es ist wahr, das demütigste und zugleich erhabenste Gebet folgt darauf; allein der kyklische Dichter wird die Anrufung der Musen gewiß auch nicht vergessen haben; und gleichwohl tadelt ihn Horaz.

„Ich will mich nicht länger hierbei aufhalten. Mein ganzer Tadel ist vielleicht eine Grille, die sich, wie man sagen wird, auf nichts als das Ansehen des Homers gründet. Wann nun aber Homer eben durch diese religiöse Bescheidenheit das Lob eines Dichters, qui nil molitur inepte, verdienet hätte? — — Doch ich gehe wieder zurück, anstatt weiter zu gehen. Was ich bisher gesagt, hat den Eingang des Messias überhaupt betroffen. Man erlaube, daß ich ihn nunmehr Zeile vor Zeile betrachte." — —

Sie aber, mein Herr, werden mir hier wieder einen kleinen Ruhepunkt erlauben. Ich bin das Denken wenig gewohnt, aber das Abschreiben, ohne zu denken, noch weniger. Und was kann ich Neues bei etwas denken, was ich schon durchgedacht zu haben glaube? Ich bin 2c.

Siebzehnter Brief.

An ebendenselben.

Ich fühle mich heute zum Briefschreiben so wenig aufgelegt, daß Sie ganz gewiß, mein Herr, diesesmal keinen bekommen würden, wenn ich mich nicht zu allem Glücke besänne, daß ich ja nur abschreiben dürfte, um einen Brief fertig zu haben. Wenn es weiter nichts ist, so wollen wir wohl sehen. — —

Zweite Fortsetzung.

„Singe, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

„Ueber die Anrede habe ich mich schon erklärt. Man betrachte sie als eine bloße Anzeige dessen, was der Dichter thun will, oder als eine Aufmunterung an sich selbst, so muß ich beidemal fragen, warum er hier seine Seele auf der Seite eines unsterblichen Wesens betrachtet? Ich weiß es, die Erlösung ist nichtig, wann unsere Seelen nicht unsterblich sind; der Stoff, den er sich gewählt, ist ein Stoff, der ihr in die Ewigkeit nachfolgt; und aus diesen Gründen würde man das unsterblich vielleicht rechtfertigen können. Allein man sage mir, hat der Dichter hier nicht die Gelegenheit zu einer weit gemäßern, zu einer weit zärtlichern Vorstellung aus den Händen gelassen? Würde es nicht noch schöner gewesen sein, wenn er seine Seele als diejenige angeredet hätte, welche selbst an der Erlösung der sündigen Menschen teilhat? Hieraus würde eine Verbindlichkeit, zu singen, entstanden sein, die seinem Eingange eine durchaus neue und von keinem Dichter gebrauchte Wendung gegeben hätte. Ich weiß es, dieser Zug müßte mit einer Feinheit angebracht werden, deren nur eine Meisterhand fähig ist. Allein wäre er der einzige gewesen, der von dieser Art in dem ewigen Gedichte glänzet? Wie viel der feinsten Anspielungen, welche durch ein einziges Wort ein Meer von Gedanken in der Seele zurücklassen, findet man nicht darinne? Man betrachte die Zeile, wie sie ist, und überlege, wie sie sein könnte. Sich selbst, oder seine Seele schildert der Dichter auf ihrer prächtigsten Seite, auf der Seite der Unsterblichkeit, alle andere Menschen auf der allerelendesten, auf der Seite sündiger und verlorner Geschöpfe. Scheint sich der Dichter also nicht von ihnen auszuschließen? Hätte er einen gleichgültigern Eingang finden können, wenn

er die Befreiung eines Volks, das bisher in dem Joche der Knechtschaft geseufzet, besungen hätte, eines Volks, wovon er kein Glied wäre? Ich bin ein Feind von Parodien, weil ich weiß, daß man das Vortrefflichste dadurch lächerlich machen kann. Sonst wollte ich versuchen, ob man nicht einen untadelhaften Eingang zu einem Heldengedicht auf die Befreiung zum Exempel der Holländer daraus machen könne. Beinahe hätte ich lieber Lust, zu zeigen, wie diese erste Zeile sein könne, wenn sie meine Kritik nicht treffen sollte. Doch auch dieses will ich unterlassen. Ein unglückliches Beispiel machet oft eine gegründete Anmerkung verdächtig.

„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,

„Diese Zeile ist leer. Ein einziger Begriff ist unter verschiednen Ausdrücken dreimal darinne wiederholt. Liegen auf Erden und in seiner Menschheit nicht schon hinlänglich in dem Worte Messias? Wann anstatt Messias der Dichter ewiger Sohn oder etwas Gleichgeltendes gesagt hätte, so würde das Folgende notwendig sein. Es würde Umstände ausdrücken, die hier stehen müßten und welche in dem Worte ewiger Sohn nicht liegen. Dieses, sollte ich meinen, ist klar. An dem folgenden Einwurfe wird vielleicht mein Katechismus schuld haben. Er betrifft das Wort vollendet. Man hat mich gelehrt, zu der Erlösung der Menschen gehörten auch das Hinabsteigen zur Hölle und die Himmelfahrt Christi. Ist es aber auf Erden geschehen, daß er sich den Teufeln triumphierend gezeigt hat? Ist er in seiner Menschheit gen Himmel gefahren oder in seiner verklärten Menschheit? Ich weiß also nicht, wie man sagen kann, Christus habe die Erlösung auf Erden in seiner Menschheit vollendet. Dieses ist die Stelle, aus welcher man am zuverlässigsten schließen könnte, wo die Handlung des Gedichts aufhören werde.

„Und durch die er Adams Geschlecht die Liebe der Gottheit
Mit dem Blute des heiligen Bundes von neuen geschenkt hat.

„Im Vorbeigehen will ich erinnern, daß der Ausdruck das Blut des heiligen Bundes zweideutig ist. Das Blut der Beschneidung war auch Blut eines heiligen Bundes. Was mir aber hier am besondersten vorkommt, ist die Liebe der Gottheit, welche der Messias durch das Blut des heiligen Bundes dem Geschlechte Adams von neuen geschenkt hat.

Die Menschen hatten also die Liebe der Gottheit verloren? Gott haßte also die Menschen; und gleichwohl hatte er von Ewigkeit beschlossen, sie erlösen zu lassen? Ich will nicht hoffen, daß mein Einwurf die Sache selbst trifft; ich glaube vielmehr, der Dichter hätte einen behutsamern Ausdruck wählen sollen. Der gewählte, er mag symbolisch sein oder nicht, bringt auch den kurzsichtigsten Leser auf den unverdaulichsten Widerspruch. Das hieße das unveränderliche Wesen Gottes zu dem veränderlichsten machen, wenn man sagen dürfte, Gott könne einem Geschöpfe, das seine Liebe verloren (man überlege den ganzen Umfang dieses Worts), das sie, sage ich, verloren habe, diese verlorne Liebe von neuen schenken. Was für niedrige Begriffe von Abwechselung Hasses und Liebe dichtete man dem sich selber ewig Gleichen an? Doch wie können die Menschen seine Liebe verloren haben, wann gleichwohl, wie der Dichter in der folgenden Zeile sagt, durch die Erlösung des Ewigen Wille geschehen ist? Kann der in des Königs Ungnade sein, den der König glücklich zu machen beschließt? Ich sehe ein Labyrinth hier vor mir, in das ich den Fuß lieber nicht setzen, als mich mit Mühe und Not herausbringen lassen will.

Vergebens erhub sich
Satan wider den göttlichen Sohn; umsonst stand Judäa
Wider ihn auf: er that's und vollbrachte die große Versöhnung.

Der Dichter sagt an einem andern Orte von Jerusalem, daß sie die Krone der hohen Erwählung *unwissend* hinweggeworfen. Hat das jüdische Volk also Jesum nicht für den, der er war, erkannt, wie es ihn denn wirklich nicht erkannt hat, wie kann es wider ihn aufgestanden sein? Wie kann es ihn das große Werk auszuführen gehindert haben, von dem es nichts wußte? Alle Verfolgungen der Juden sind der Absicht Christi eher behilflich als entgegen gewesen. Satan ist im gleichen Falle. Er kannte den Messias nicht; er hielt ihn für nichts als einen sterblichen Seher. Er wandte alles an, ihn zu töten, und Christus sollte, uns zu erlösen, getötet werden. Was für einen mächtigen Feind hat also der Messias an ihm zu überwinden gehabt? Wenn sich Satan der Kreuzigung Christi widersetzt hätte, so hätte der Dichter sagen können: *Umsonst; er that's und vollbrachte die große Versöhnung.*

„Man übersehe nunmehr diesen ersten Teil des Einganges

im ganzen und sage, ob Herr Klopstock seinen großen Plan glücklich ins kurze zu ziehen gewußt hat.“ — —

O wie froh bin ich, daß ich einen Absatz sehe! Wenn ich nunmehr den Bogen zusammenlege, ihn versiegle und die Aufschrift darauf setze, so ist ja der Brief fertig. Nicht? Doch noch eines würde fehlen, und da ist es: Leben Sie wohl! Ich bin rc. B**, den 20. Dezember 1751.

Achtzehnter Brief.

An ebendenselben.

Sie wundern sich über die Veränderung meines Aufenthaltes und beklagen sich über mein Stillschweigen. Der Grund von diesem liegt in jener, der Grund von jener aber in hundert kleinen Zufällen, die zu klein sind, als daß ich Sie mit Erzählung derselben martern wollte. So viel können Sie gewiß glauben, daß unsre Freundschaft nichts darunter leiden soll; und wie könnte sie auch? Freunden, welche einmal getrennt sein müssen, kann es gleichviel sein, welche Raume sie trennen, wann diese nur in Ansehung der Größe ungefähr eben dieselben bleiben. Machen Sie Ihre Wohnung zum Mittelpunkte, so werden Sie finden, daß ich bloß den Ort in der Peripherie geändert habe, welches in Ansehung ihrer so etwas Kleines ist, daß ich mich nicht länger dabei aufhalten werde. Mein Stillschweigen wird sich auch vergessen lassen, wenn unser Briefwechsel nur erst wieder in den Gang kommt. Ich habe aber hierzu um soviel mehr Hoffnung, weil ich hier ebensoviel zu thun habe als Sie, das ist, auf der Gottes Welt nichts, ganz und gar nichts. — — Allein wie steht es mit der Kritik über den Messias? werden Sie fragen. Wo bleibt die Fortsetzung? — — Diese, glaube ich, wird wohl wegfallen. Meine Papiere sind in eine solche Unordnung geraten, daß ich die Zettel, worauf ich meine Gedanken geschrieben, schon ganze Tage vergebens gesucht habe. Lassen Sie aber sehen, ob ich mir nicht die vornehmsten wieder in das Gedächtnis bringen kann. — —

Ich war bis auf die Anrufung gekommen. Ich fand sehr außerordentliche Schönheiten darinne, und soviel ich mich erinnere, war mir nicht mehr als eine einzige Stelle anstößig. Der Dichter bittet den forschenden Geist, die Dichtkunst mit

jener tiefsinnigen einsamen Weisheit auszurüsten, mit der er die Tiefen Gottes durchschauet. Erstlich schien mir das Beiwort forschend sehr unwürdig und mit dem Prädikate die Tiefen Gottes durchschauen in vollkommnem Widerspruche. Ich glaubte, wo ein Durchschauen stattfinde, höre das Forschen auf, und das Forschen selbst könne wohl von einem endlichen Wesen, nicht aber von dem Geiste Gottes gesagt werden. Zweitens war ich mit der tiefsinnigen einsamen Weisheit, die eben diesem Geiste beigelegt wird, durchaus nicht zufrieden. Ich konnte mich nicht enthalten, zu fragen, ob der Geist Gottes erst zu Winkel gehen müsse, wenn er nachdenken wolle. Ich gab mir selbst die Antwort, daß tiefsinnig und einsam gleichwohl das Höchste wären, was man von der menschlichen Weisheit sagen könne, und daß wir von der göttlichen nicht anders als nach Beziehung auf jene reden könnten. Allein aus dieser Antwort, welches doch die einzige ist, die man wahrscheinlicherweise vorbringen kann, schloß ich eine gänzliche Unbrauchbarkeit der wahren Dichtkunst bei gewissen geistigen Gegenständen, von welchen man sich nicht anders als die allerlautersten Begriffe machen sollte. Einem philosophischen Kopfe ist schon das anstößig, daß die Sprache für die Eigenschaften des selbständigen Wesens keine besondre und ihnen eigentümliche Benennungen hat; wieviel anstößiger muß es ihm sein, wann der Dichter diese Armut zu einer Schönheit macht und überall seine sinnliche Vorstellungen anzubringen sucht? Den Ausdruck die Weisheit Gottes ist man schon gewohnt, und man kann ihn, so uneigentlich, so schwächend er auch ist, nicht entbehren; durch die Beiwörter tiefsinnig und einsam aber wird er noch weit uneigentlicher, noch weit schwächender.

Dieser Anmerkung ungeachtet unterstand ich mich zu behaupten, daß, wenn der Verfasser des Messias auch kein Dichter wäre, er doch ein Verteidiger unsrer Religion sein würde, und dieses weit mehr als alle Schriftsteller sogenannter geretteter Offenbarungen oder untrüglicher Beweise. Oft beweisen diese Herren durch ihre Beweise nichts, als daß sie das Beweisen hätten sollen bleiben lassen. Zu einer Zeit, da man das Christentum nur durch Spöttereien bestreitet, werden ernsthafte Schlüsse übel verschwendet. Den bündigsten Schluß kann man zwar durch einen Einfall nicht widerlegen, aber man kann ihm den Weg zur Ueberzeugung abschneiden. Man setze Witz dem Witze, Scharfsinnigkeit der

Scharfsinnigkeit entgegen. Sucht man die Religion verächtlich zu machen, so suche man auf der andern Seite, sie in alle dem Glanze vorzustellen, in welchem sie unsre Ehrfurcht verdienet. Dieses hat der Dichter gethan. Das erhabenste Geheimnis weiß er auf einer Seite zu schildern, wo man gern seine Unbegreiflichkeit vergißt und sich in der Bewundrung verlieret. Er weiß in seinen Lesern den Wunsch zu erwecken, daß das Christentum wahr sein möchte, gesetzt auch, wir wären so unglücklich, daß es nicht wahr sei. Unser Urteil schlägt sich allzeit auf die Seite unsers Wunsches. Wann dieser die Einbildungskraft beschäftiget, so läßt er ihr keine Zeit, auf spitzige Zweifel zu fallen; und alsdann wird den meisten ein unbestrittner Beweis eben das sein, was einem Weltweisen ein unzubestreitender ist. Ein Fechter faßt die Schwäche der feindlichen Klinge. Wann die Arznei heilsam ist, so ist es gleichviel, wie man sie dem Kinde beibringt. — — Diese einzige Betrachtung sollte den Messias schätzbar machen und diejenigen behutsamer, welche von der Natur verwahrloset sind oder sich selbst verwahrloset haben, daß sie die poetischen Schönheiten desselben nicht empfinden. Besonders wenn es zum Unglücke Männer sind, die bei einer Art Leute, welche noch immer den größten Teil ausmachen, ein gewisses Ansehen haben.

Ich habe oben gesagt, daß ich hier völlig müßig bin. Es ist also kein Wunder, daß ich auf die allerwunderlichsten Einfälle gerate. Ueber einen werden Sie gewiß lachen, wo nicht gar mit den Achseln zucken. Ich weiß nicht, ob ich oder mein Bruder zuerst darauf kamen; wir müssen aber wohl beide zugleich darauf gekommen sein, weil wir unsere Kräfte zu Ausführung desselben vereinigten. Wir mußten es oft genug hören, der Messias sei nicht zu verstehen, und ich mußte mich oft genug auslachen lassen, wenn ich sagte, ich wollte, daß er noch ein wenig dunkler wäre. Man zeigte mir Stellen, gegen welche Orakelsprüche verständlicher sein sollten. Ich gab mir Mühe, sie zu erklären und hier und da die lateinische Sprache mit zu Hilfe zu nehmen, da es sich denn dann und wann fand, daß man keine Mühe hatte, das in einem römischen Ausdrucke zu verstehen, was man in einem deutschen nicht verstehen wollte. Was konnte also natürlicher sein, als daß wir darauf fielen, ob es nicht möglich sei, diesen unsern gelehrten Landesleuten zum Besten das ganze Gedichte in lateinische Verse zu übersetzen. Gedacht, versucht; und ich

wollte, daß ich hinzusetzen könnte: versucht, gelungen. Wir sind schon ziemlich weit damit gekommen, und wenn Sie wollen, so können Sie ehstens eine Probe davon sehen. Ich bin rc.

Neunzehnter Brief.

An ebendenselben.

Es ist mir lieb, daß Sie mir Gerechtigkeit widerfahren lassen und daß Sie mich nicht, als einen Verehrer des Messias, auch zu einem Verehrer derjenigen steifen Witzlinge machen, welche durch ihre unglücklichen Nachahmungen dieser erhabnen Dichtungsart ich weiß nicht was für einen lächerlichen Anstrich geben. Es gibt nur allzu viele, welche glauben, ein hinkendes heroisches Silbenmaß, einige lateinische Wortfügungen, die Vermeidung des Reims wären zulänglich, sie aus dem Pöbel der Dichter zu ziehen. Unbekannt mit demjenigen Geiste, welcher die erhitzte Einbildungskraft über diese Kleinigkeiten weg zu den großen Schönheiten der Vorstellung und Empfindung reißt, bemühen sie sich, anstatt erhaben, dunkel, anstatt neu, verwegen, anstatt rührend, romanenhaft zu schreiben. Kann etwas lächerlicher sein, als wenn hier einer in einem verliebten Liede mit seiner Schönen von Seraphinen spricht, und dort ein anderer in einem Heldengedicht von artigen Mägdchens, deren Beschreibung kaum dem niedrigen Schäfergedichte gerecht wäre? Gleichwohl finden diese Herren ihre Anbeter, und sie haben, große Dichter zu heißen, nichts nötig, als mit gewissen witzigen Geistern, welche sich den Ton in allem, was schön ist, anzugeben unterfangen, in Verbindung zu stehen. Aber so geht es: wenn ein kühner Geist voller Vertrauen auf eigne Stärke in den Tempel des Geschmacks durch einen neuen Eingang dringt, so sind hundert nachahmende Geister hinter ihm her, die sich durch diese Oeffnung mit einstehlen wollen. Doch umsonst; mit eben der Stärke, mit welcher er das Thor gesprengt hat, schlägt er es hinter sich zu. Sein erstaunt Gefolge sieht sich ausgeschlossen, und plötzlich verwandelt sich die Ewigkeit, die es sich träumen ließ, in ein spöttisches Gelächter — — —

Jetzo gleich will ich vielleicht ein ebenso spöttisches Gelächter über die in meinem letzten Schreiben erwähnten Uebersetzer des Messias erwecken. Hier haben Sie eine Probe;

wir müssen Ihnen aber gleich voraus sagen, daß es die erste und letzte sein wird, weil wir dieser unsrer Beschäftigung schon wieder überdrüssig geworden sind. Nicht sowohl weil sie ein wenig schwer war, sondern vielmehr weil uns ein Freund Nachricht gab, daß uns schon eine geschickte Feder zuvorgekommen sei. Da wir von fremder Arbeit immer die vorteilhaftesten Begriffe haben, so fürchten wir bei der Vergleichung zu verlieren. Doch urteilen Sie selbst, ob wir Ursache haben, uns zu fürchten.

Messias.

Carmen Epicum, liber primus.

Quam sub carne Deus lustrans terrena novavit
Crimine depressis, cane mens aeterna salutem;
Infelicis Adae generi dum foederis icti
Sanguine reclusit fontem coelestis amoris.
Hoc fatum aeterni. Frustra se opponere tentat
Divinae proli Satanas: Judaeaque frustra
Nititur. Est agressus opus, totumque peregit.
Ast, quacunque pates, soli res cognita Jovae,
Quae jam mersa latet tenebris, arcesne poësin?
Hanc in secessu, amoto rumore loquaci,
Oranti, omnicreans Flamen, mihi redde sacratam!
Hanc, plenam igne pio, mansuris viribus auge,
Et mihi siste deam, tua quae vestigia carpat!
Hanc latebris gaudens, qua tu petis ima Jehovae,
Armet, scrutator Flamen, sapientia vivax!
Ut mihi pandantur nebulis arcana remotis,
Messiam ut dicar digno celebrare volatu.
Qui vos nobilitat, miseri, si nostis honorem,
Dum terras adiit salvatum conditor orbis,
Tendite vati animos. Huc tendite, parva caterva
Nobilium! Dulci queis non est carior alter
Fratre Deo, placido vultu quos laeta sonantes
Opprimet usque animis revolutus terminus aevi,
Hymnum audite meum! Vobis sacra vita sit Hymnus.
Haud procul urbe sacra, quae se caligine foedans
Quassabat stupido delectus calce coronam,
Quondam sede Dei, sanctorum matre parentum,
Sacrilegis fusi manibus nunc sanguinis ara,
Haud procul hac, sese Messias plebe removit,

Tunc cultrice quidem, sed non pietatis honore,
Quem sine labe videt cordis penetralia scrutans.
Intrat secessus. Hic gressibus obvia turba
Substernit palmas! illic Hosianna resultat!
Frustra. Rex titulo, nec rex cognoscitur ulli,
Nec, quod vibratum verbum patris ore benigno
Certa salus aderat, tenebris sentitur operto.
Labitur ipse Deus coelo. Pollentia verba:
Denuo claratus clarabitur! aethere missa,
Integra praesentis Jovae documenta ministrant.
Ast qui te capiat, Numen, mens sordida spectans?
Haec inter propius Jesus accedere patri,
Qui populo iratus, demissa voce per auras
Nequicquam attonito, superas remearat ad oras,
Divinam mentem nullo cogente novatum,
Terrigenas, caram gentem, sibi morte piandi.
  Auroram versus, sanctam supereminet urbem
Mons, qui culminibus divinum saepe patronum
Condiderat, veluti templi penetralibus imis,
Sub patris aspectu nocturna silentia longis
Ducentem precibus. Montem contendit in illum;
Nec comes ire negat vatum monumenta Joannes
Visurus, placidam, divini imitator amici,
Ut noctem sacris orans duraret in antris.
Illinc Messias superat fastigia. Flamma
Protinus en cinctum! veniens de monte Moria
Quae placabat adhuc, usti sub imagine, patrem.
Spargit oliva gelu circum, dum mollior aura
Ora, velut Jovam prodenti murmure, lambit.
Messiae famulans aulae coelestis alumnus,
Aethereis dictus Gabriel, sub tegmine cedri
Halantis cessans volvit secum ipse salutem
Instauratam orbi coelique tropaea, redemptor
Obvius ut patri tacito pede praeterit illum.
Speratum Gabriel non nescit surgere tempus;
Obstupet, exultat; suavis vox excidit ore:
  Num, divine, patri supplex, elidere somnum
Gaudes, an fessis mulcentem admittere membris?
Ibo immortali capiti, sis, strata paratum.
En viridans proles cedri sua brachia tendit,
Ambrosiusque frutex tendit. Propullulat imo
Monte silens muscus vatum monumenta pererrans

Hic divine tibi, concedas, strata parabo.
Instantes operi quis languor colligat artus!
Quo mortale genus tolerans dignaris amore!
Dixit. Ad hunc Jesus clementia lumina torquet,
Stans gravis in summo montis pulsantis Olympum.
Hic Deus. Hic orat. Terris jam magnus ab imis
Auditur clangor, volventes infima plausus
Antra strepunt, pulsu vocis commota potentis,
Haud vocis, quae dira polis trepidantibus, igne
Nubibus abrepto tonitrusque fragore, precatur;
Sed blandae illius, quae nil nisi spirat amorem,
Qua tellurí olim paradisi forma redibit.
Circuitu nigrant per amoena crepuscula colles,
Non secus ac hilares hortus jam cingat Eous.
Quae Jesus, alta tantum vi numinis ipse
Atque sator penetrant. Homini datur ista referre.
Tandem, summe parens, lux foederis atque salutis
Advenit: aeternum sacra lux majoribus orsis,
Orso ipso primo, socia quod prole patrasti.
Surgens illa mihi radiis resplendet iisdem,
Queis olim vastam seriem penetrantibus aevi
Resplendens avidis oculis praerepta placebat.
Prima labe vias obstructi pandere coeli,
Tunc tribus unus erat, quod nosti, fervor amoris.
Regnantes per inane silens nudumque creatis,
Pulsi ardore sacro, quod nondum traxerat auras,
Sede genus celsa contemplabamur egenum.
Heu miseras gentes! Heu quondam morte carentem
Effigiem nostri, nunc cuncto crimine foedam!
Vidi infelices! Vidisti me lacrimantem!
Tunc tu: rursum homines formemus imagine diva!
Sanguinis hinc natum est foedus penetrabile nulli,
Et typum ad aeternum repetenda creatio mundi.
Scis divine sator, testantur sidera coeli,
Huic operi immenso quoties ego sponte dicatus
Flagrarim, miseris numen involvere membris:
Heu, quoties tellus te multo sidere mixtam
Spectavi exultans! Et tu sacra terra Canaea,
In clivo quoties, fusuro sanguine sacri
Foederis humenti, rorantia lumina fixi!
Nunc quae pertentant animum mihi dulce trementem
Gaudia! — —

Doch genug, mein Herr. Ich sollte meinen, daß hundert und mehr Verse zu einem Anbisse mehr als zu viel wären. Vielleicht werden Sie ihrer nicht zehne lesen. Ich bin ꝛc. W** 1752 im Februar.

Zwanzigster Brief.

An den Herrn H.

Sie bekommen hier das Schreiben des Herrn Diderot über die Tauben und Stummen wieder zurück. Ein kurzsichtiger Dogmatikus, welcher sich für nichts mehr hütet, als an den auswendig gelernten Sätzen, welche sein System ausmachen, zu zweifeln, wird eine Menge Irrtümer aus demselben zu klauben wissen. Diderot ist einer von den Weltweisen, welche sich mehr Mühe geben, Wolken zu machen, als zu zerstreuen. Ueberall, wo sie ihre Augen hinfallen lassen, erzittern die Stützen der bekanntesten Wahrheiten, und was man ganz nahe vor sich zu sehen glaubte, verliert sich in eine ungewisse Ferne. Sie führen uns

„In Gängen voll Nacht zum glänzenden Throne der Wahrheit,“

wenn Schullehrer in Gängen voll eingebildeten Lichts zum düstern Throne der Lügen leiten. Gesetzt auch, ein solcher Weltweise wage es, Meinungen zu bestreiten, die wir gebilliget haben. Der Schade ist klein. Seine Träume oder Wahrheiten, wie man sie nennen will, werden der Gesellschaft ebenso wenig Schaden thun, als vielen Schaden ihr diejenigen thun, welche die Denkungsart aller Menschen unter das Joch der ihrigen bringen wollen — — Es geht ja ohnedem nicht an. Wie viel Höflichkeiten, wie viel Wein ließ es sich der Hr. ** nicht gestern kosten, daß wir seine Verse ebenso vortrefflich finden sollten als er? — — Thaten wir es? Ich bin ꝛc. B** den 1751.

Einundzwanzigster Brief.

An den Herrn S.

Ich habe gestern von B** eine sehr traurige Nachricht erhalten. Der Freund, dessen ich so oft gegen Sie erwähnt habe, ist auf der Reise in sein Vaterland gestorben. Es geht

mir nahe, wenn ich bedenke, in was für Gesinnungen von mir er vielleicht gestorben ist. Nach einer langen ununterbrochenen Freundschaft mußte uns eine Kleinigkeit entzweien, welcher meine Abwesenheit am meisten zu statten kam. Doch diese Kleinigkeit war es nicht allein, die ihn wider mich aufbrachte. Wehe euch, die ihr mit Verleumdungen sein Bette umlagert hieltet! Euch müsse es nie gelingen, einen Freund zu finden; oder wann ihr ihn ja gefunden hättet, so müsse ihn auf einmal ohne euer Verschulden Haß und Rache wider euch erfüllen! Und in diesem Augenblicke müsse er sterben, um euch in jener Welt mit einem schrecklichen Gesichte zu erwarten! Ich würde die strengste Gerechtigkeit zwischen mir und ihm zum Richter haben nehmen können, und ich weiß gewiß, sie würde für mich gewesen sein. Doch er ist tot, und sein Tod macht ihn in meinen Augen von allen Vorwürfen frei und mich allein schuldig. Ich mag ihn wirklich oder nur seiner Einbildung nach beleidiget haben, genug, er ist beleidigt. Er ist es, und ich muß ihn versöhnen. Aber wie? Möchten mir doch die Worte des Horaz: placantur carmine manes, nicht umsonst eingefallen sein! Möchte es doch wahr sein, daß dieses das Mittel wäre! Doch es sei es, oder sei es nicht; ich werde wenigstens eine Art des Trostes und der Beruhigung darinne finden. Schon sammle ich die traurigsten meiner Gedanken, und bald entwerfe ich sein Bild, das ich so reizend nicht würde entworfen haben, wenn wir uns nicht entzweit hätten. Schon ist mein ganzer Geist dazu vorbereitet, und schon gestern hab' ich ihm oder, wann Sie lieber wollen, meiner Muse lange und schwere Harmonien befohlen:

Die ich dich nie dem Chor unschuld'ger Scherze raubte
Und schwer beklemmt zu bangen Klagen rief,
Die Rosen heut, o Muse, von dem Haupte,
Das gestern noch im Schoß der frohen Jugend schlief,
Und aus der freien Rechte
Den fürchterlichen Stab,
Den, als der Pindus jüngst in Libers Laube zechte,
Dir der vergnügte Wirt zum Freundschaftspfande gab!
Reiß schnell, der Weste Spiel, das flatternde Gewand
In schmutzig unachtsame Falten!
Und trenn' mit ungestümer Hand
Die Perlenschnur, bestimmt, das güldne Haar zu halten

* * *

Nun nimm sie hin, die mir getreuen Saiten,
Und stimme sie zum Trauerton herab,
Zum Ton, geschickt, die Seufzer zu begleiten,
Und fromm, zu schallen um ein Grab.

Sollten Sie nicht glauben, daß ich Sie für meine Muse hielte? Verzeihen Sie meiner Zerstreuung und erlauben, daß ich von Ihnen auf einige melancholische Wochen, welche mir die süßesten von der Welt sein sollen, Abschied nehmen darf. Ich bin 2c. W** 1752.

Zweiundzwanzigster Brief.

An den Herrn D**.

Nimmermehr hätte ich geglaubt, daß meine Reden einen solchen Eindruck haben könnten. Ich erinnere mich ganz wohl, daß man in der Gesellschaft, in welcher ich Sie das erste Mal zu sprechen die Ehre hatte und von welcher wir, wann es anders Ihr Ernst ist, die Epoche unserer Freundschaft zu rechnen anfangen wollen, daß man, sage ich, damals das Gespräch auf die neueste Geschichte wandte und daß ich in dem ganzen Umfange derselben keine Begebenheit anzutreffen erklärte, welche mich mehr gerührt habe als die Enthauptung des Herrn Henzi in Bern. Ich konnte mich nicht enthalten, den vorteilhaften Begriff zu verraten, den ich mir von ihm, teils aus den öffentlichen Nachrichten, teils aus mündlichen Erzählungen gemacht hatte. Ich behauptete sogar, daß er einen würdigen Helden zu einem recht erhabenen Trauerspiele abgeben könne; und ich hatte das Vergnügen, daß Sie mir nach einigem Wortwechsel beifielen. Wie viel größer aber ist das Vergnügen, welches Sie mir durch Ihre Zuschrift gemacht haben! Ich finde den deutlichsten Beweis darinne, daß Sie mir nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ueberzeugung beigefallen sind und daß Sie meine Gesinnungen nicht sowohl gebilliget, als vielmehr angenommen haben. Als ein Geist, der sich gleich anfangs mit etwas Wichtigen zeigen will, übersenden Sie mir einen Plan, wie unser Held wohl am füglichsten auf die Bühne zu bringen sei. Er macht Ihrer Kritik und Ihrem Genie Ehre; und wenn ich mich in die Beurteilung desselben einlassen wollte, so würde ich überall nichts zu sagen finden, als: das ist schön, das ist regelmäßig, ob ich gleich dieses so und jenes anders eingerichtet zu haben

bekenne. Denn ich muß es Ihnen nur gestehen, daß ich mir einen gleichen Plan gemacht habe, und zwar noch ehe ich die Ehre hatte, mit Ihnen davon zu sprechen. Ich habe sogar angefangen, ihn auszuführen, und ich bin nicht übel Willens, den ersten Aufzug meinem Briefe beizulegen. Und warum nicht? Er wird mir die Mühe ersparen, meine Einrichtung weitläuftig zu erklären, und ich werde am Ende nichts nötig haben, als einige allgemeine zu meiner Entschuldigung dienende Anmerkungen beizufügen. Hier ist er; ich muß Sie aber ersuchen, daß Sie das übrige meines Briefes erst nach ihm lesen, weil ich mich durchgängig darauf beziehen werde — — —*)

Zweierlei, mein Herr, werden Sie gleich anfangs bemerkt haben: daß ich nämlich die Bühne in einen Saal des Rathauses verlege und daß ich die Handlung mit dem Tage anfangen lasse. Jenes thue ich, die Einheit des Orts zu erhalten, wenn ich etwa kühn genug sein sollte, in den folgenden Aufzügen die Ratsversammlung selbst und meinen Helden vor ihr redend zu zeigen; man würde alsdenn nichts als den innern Vorhang aufziehen dürfen. Das andre habe ich deswegen für gut befunden, damit die Vorfälle einander nicht allzusehr drängen und dadurch unnatürlich scheinen möchten. Gewisse große Geister würden diese kleine Regeln ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig geschätzt haben; wir aber, wir andern Anfänger in der Dichtkunst, müssen uns denselben nun schon unterwerfen. Aber wird man nicht das schon für eine Uebertretung der Regeln halten, daß der Stoff unsers Trauerspiels so gar zu neu ist? Hätte man nicht wenigstens die ganze Begebenheit unter fremde Namen einkleiden sollen, gesetzt, diese Namen wären auch völlig erdichtet gewesen? Ich zweifle nicht, daß nicht einige dieses behaupten sollten; allein daß sie es mit Grunde behaupten werden, daran zweifle ich. Die Verbergung der wahren Namen wird meines Erachtens nur alsdann notwendig, wenn man in einer neuen Geschichte wesentliche Umstände geändert hat und man durch diese Veränderungen die besser unterrichteten Zuschauer zu beleidigen fürchten muß. Sind wir aber in diesem Falle? Ich sollte nicht denken; wenigstens wie ich Knoten, Auflösung und Charaktere eingerichtet habe, glaube ich die Wahrheit nirgends beleidiget und hin und wieder nur verschönert zu haben.

---

*) Das Fragment „Samuel Henzi" lassen wir hier nicht wieder abdrucken, da es sich schon unter den „Dram. Entw. und Fr." Bd. V, S. 137—155 unserer Ausgabe befindet. D. H.

Lassen Sie uns das letzte zuerst betrachten! Ich will Ihnen sagen, was meine Absicht damit war. Sie war diese: den Aufrührer im Gegensatze mit dem Patrioten und den Unterdrücker im Gegensatze mit dem wahren Oberhaupt zu schildern. Henzi ist der Patriot, Dücret der Aufrührer, Steiger das wahre Oberhaupt und dieser oder jener Ratsherr der Unterdrücker. Henzi, als ein Mann, bei dem das Herz ebenso vortrefflich als der Geist war, wird von nichts als dem Wohle des Staats getrieben; kein Eigennutz, keine Lust zu Veränderungen, keine Rache beseelt ihn; er sucht nichts, als die Freiheit bis zu ihren alten Grenzen wieder zu erweitern, und sucht es durch die allergelindesten Mittel und, wann diese nicht anschlagen sollten, durch die allervorsichtigste Gewalt. Dücret ist das vollkommne Gegenteil. Haß und Blutdurst sind seine Tugenden und Tollkühnheit sein ganzes Verdienst.

Sie werden leicht sehen können, daß in diesen Charakteren der Knoten des Stücks gegründet ist. Henzi und seine Freunde kennen den Dücret, verabscheuen ihn und suchen sich auf alle mögliche Art von ihm zu trennen. Dieser aber will selbst Oberhaupt sein und sucht den Henzi verdächtig zu machen, wozu er sich des Umstandes mit dem Wernier bedient. Setzen Sie nunmehr, daß ihm dieses nicht gelingt, und daß man ihn völlig vor den Kopf stößt, so ist nach seiner Gemütsart nichts natürlicher, als daß er selbst seine Mitverschwornen verrät und sich aus der Schlinge zu ziehen sucht. Es liegt wenig oder nichts daran, ob die Entdeckung wirklich so zugegangen, und ob Wernier erst an dem Tage der Entdeckung an dem Geheimnisse teilgenommen; genug, daß beides sein konnte und die Hauptsache darunter nichts leidet. Diese Entdeckung würde ich zu Ende des dritten Aufzuges vor sich gehen lassen, so daß sich die Charaktere der Gegenpartei erst in den beiden letztern entwickelten. Ich würde Steigern sich Henzis ebenso eifrig annehmen lassen, als sich Henzi Steigers annimmt. Ich würde nur gewisse Glieder auf eine blutige Bestrafung dringen und diese ohne Jenes Vorwissen in der Geschwindigkeit geschehen lassen — —

Es thut mir leid, daß mir die Zeit nicht erlauben will, umständlicher zu sein. Doch ich glaube nicht einmal, daß es nötig ist. Halb soviel würde schon zureichend gewesen sein, Ihnen meine Einrichtung zu entdecken, und weiter habe ich nichts gewollt. Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Dreiundzwanzigster Brief.

An ebendenselben.

Wahrhaftig, mein Herr, Sie haben meine Gedanken so vortrefflich gefaßt, oder vielmehr Sie haben sie so vortrefflich verbessert, daß ich nichts mehr wünschte, als daß es Ihnen gefallen möchte, sie völlig als die Ihrigen zu betrachten und nach denselben ein Werk zu vollführen, welches meinen Schultern beinahe zu schwer ist. Ein Lied, ein kleines Lied von Lieb' und Wein, o wie viel leichter ist das! Es geht mir, wie es dem Ovid ging, ohne sonst mit ihm viel Aehnliches zu haben.

Vincor, et ingenium sumtis revocatur ab armis;
Resque domi gestas et mea bella cano.
Sceptra tamen sumsi, — — — — —
— — — — — — — — — —
Risit Amor pallamque meam, pictosque cothurnos
Sceptraque privata tam cito sumta manu.
Hinc quoque me Dominae nomen deduxit iniquae:
Deque cothurnato vate triumphat Amor.

Hier haben Sie alles, was ich noch außer dem ersten Aufzuge gemacht habe, und was Sie etwa brauchen können. Streichen Sie aus und verbessern Sie, was Ihnen nicht gefällt; setzen Sie hinzu, was Ihnen beliebt! Wann Sie das Stück zustande bringen, so werde ich keinen größern Anteil daran haben, als an einer schönen Bildsäule derjenige hat, welcher den Marmor dazu gebrochen. Leben Sie wohl!*)

Vierundzwanzigster Brief.

An den Herrn F.

Sie müssen sich notwendig noch erinnern, wieviel ich jeder Zeit aus den Horazischen Oden und aus ihrem Verfasser, dem Herrn Pastor Lange, gemacht habe. Ich habe ihn allezeit als einen von unsern wichtigsten Dichtern betrachtet und seiner versprochnen Uebersetzung des Horaz mit dem unbeschreiblichsten Verlangen entgegengesehen. Endlich

*) S. Bd. V, S. 147 ff. unserer Ausgabe. D. H.

ist sie diese Messe erschienen, und meine Begierde hat sie mehr verschlungen als gelesen. Noch habe ich mich von dem Erstaunen, in welches sie mich gesetzt hat, nicht ganz erholt. Aber, guter Gott, wie unterschieden ist dies Erstaunen von dem, welches ich mir versprach! Ein gehofftes Erstaunen über unüberschwengliche Schönheiten hat sich in ein Erstaunen über unüberschwengliche Fehler verwandelt. Gleich der erste Blick, den ich hineinthat, war entsetzlich, und beinahe hätte ich meinen eignen Augen nicht getrauet! Ich fiel auf die 14. Ode des fünften Buchs und las:

Als hätte ich mit dürren Schlund zweihundertmal
Des ew'gen Schlafes Becher durstig getrunken.

Eine gewisse Ahndung ließ mich schnell in den Text sehen, und was glauben Sie, was ich entdeckte?

Pocula Lethaeos ut si ducentia somnos
Arente fauce traxerim,

so sagt Horaz; Herr Lange aber macht aus pocula ducentia somnos, aus schlaferweckenden Bechern, ducenta pocula, zweihundert Becher. O wahrhaftig, er muß ihrer mehr als zweihundert ausgeleeret haben, die ihm das Innerste der Brust so stark mit Vergeßlichkeit der ersten Anfangsgründe erfüllt haben! Ich zeigte diese Stelle sogleich einem Freunde, welcher wie ich und Sie nie aufhören wird, den Horaz zu lesen. Wir wurden einig, vorher das ganze Buch durchzulaufen, ehe wir den Uebersetzer aus einem einzigen Fehler verdammten, welcher allenfalls, wenn er der einzige bliebe, auf die Rechnung der Menschlichkeit zu schreiben sei. Wir thaten es, und siehe, ich bekam dadurch ein Exemplar, welches auf allen Seiten Striche und Kreuze die Menge hatte. Das Resultat dieser Zeichen war dieses, daß Herr Lange, welcher neun Jahre mit dieser Arbeit zugebracht haben will, neun Jahre verloren habe und daß es etwas Unbegreifliches sei, den Horaz glücklich nachzuahmen, ohne ihn zu verstehen. Es liegt mir und meinem Freunde daran, daß Sie unser Urteil nicht für übereilt halten. Sie werden uns also schon den Gefallen thun müssen, ein klein Register von Schulschnitzern zu durchlaufen, um sich Ihrer Kindheit zu erinnern. Ich nenne es ein klein Register, das Sie allenfalls von Ihrem jüngern Bruder, wenn Sie selbst nicht Zeit haben, bis in das Unendliche können vermehren lassen.

1. B. Ode 1.

Sublimi feriam sidera vertice.

Dieses übersetzt Herr Lange:

So rühre ich mit erhabnen Nacken die Sterne.

In meinem Cellario heißt vertex der Scheitel. Ein Wort, das auch zwei Silben hat.

1. B. Ode 2.

Galeae leves heißen dem Herrn Langen leichte Helme; hier müssen es blanke Helme heißen, wie es aus der Quantität der ersten Silbe in leves zu sehen ist. Der Gradus ad Parnassum ist nicht zu verachten!

1. B. Ode 8.

— — — cur olivum
Sanguine viperino
Cautius vitat?

Warum flieht er den Oelzweig doch
Vorsichtiger als Gift der Ottern?

Wenn Horaz gesagt hätte: Olivam, so möchte Herr Lange Recht haben. Olivum aber heißt das Oel, womit sich die Fechter beschmierten, damit sie desto schwerer zu fassen wären. Daß aber Horaz dieses Oel und nicht den Oelzweig meint, kann man aus dem, was er ihm entgegensetzt, dem Gifte der Ottern, sehen.

1. B. Ode 11.

Horaz sagt: vina liques. Herr Lange übersetzt: zerlaß den Wein. Was heißt das, den Wein zerlassen? War der Wein gefroren? Vielleicht lernt er es aus einer Stelle des Martials verstehen, was vina liquare heißt: 9. B. Sinnschr. 3.

Incensura nives Dominae Setina liquantur.

2. B. Ode 1.

Graves Principum amicitiae

heißen unserm Uebersetzer: der wichtige Bund der Großen. Er hätte wenigstens sollen sagen: der schädliche Bund.

2. B. Ode 4.

Cujus octavum trepidavit aetas
Claudere lustrum.

Heißt in der Uebersetzung: mein Alter ist schon mit Zittern zu Vierzig gestiegen. Trepidare kann hier

nicht Zittern bedeuten, weil man im 40sten Jahre schwerlich schon zittert. Es heißt nichts als eilen, so wie es Herr Lange selbst an einem andern Orte (3. B. Ode 27, Z. 17) übersetzt hat.*)

2. B. Ode 5.

— — nondum munia comparis
Aequare (*valet*).

Sie ist noch der Huld des Gatten nicht gewachsen, sagt Herr Lange. Aber wer wird mit ihm von Tieren die edlen Worte Huld und Gatte zu brauchen wagen? Doch wenn auch; Horaz will' das gar nicht sagen, was ihn sein Uebersetzer sagen läßt; er bleibt bloß in der Metapher vom Joche und spricht: sie kann noch nicht mit der Stärke des Ochsen, welcher neben ihr gespannt ist, ziehen.

2. B. Ode 12.

Dum flagrantia detorquet ad oscula
Cervicem — —

Herr Lange sagt: indem sie den Hals den heißen Küssen entziehet. Allein das ist gleich das Gegenteil von dem, was Horaz sagen will.

3. B. Ode 6.

Horaz sagt von einem verbuhlten Mägdchen in dieser Ode:

— — — neque eligit
Cui donet impermissa raptim
Gaudia, luminibus remotis.

Was ist deutlicher, als daß er durch luminibus remotis sagen will, wenn man die Lichter beiseite geschafft hat. Der bessere Herr Lange aber gibt es: mit abgewandten Blicke.

---

*) In der nämlichen Ode hat Herr Lange noch einen andern Fehler gemacht; er übersetzt:

Arsit Atreides medio in triumpho
Virgine rapta,

Erhitzte denn da, selbst mitten in dem Triumphe
— — — nicht die beiden Söhne des Atreus
Die schöne Geraubte?

Die Konstruktion und die Geschichte zeigt ja deutlich, daß hier nur von dem Agamemnon die Rede sei, welcher dem Achill die Briseïs raubt. Und ist es wohl der Sinn des Lateinischen:

Regium certe genus et penates
Moeret iniquos,

wenn Herr Lange übersetzt:

Gewiß, sie beklagt das Unglück fürstlicher Kinder
Und zürnende Götter?

— [Zusatz der Ausgabe von 1785.]

3. B. Ode 21.

Sollte man es sich wohl einbilden können, daß Herr Lange prisci Catonis durch Priscus Cato übersetzt? Welcher von den Catonen hat denn Priscus geheißen?

3. B. Ode 27.

Noch ein größerer Fehler!

Uxor invicti Jovis esse nescis —

übersetzt Herr Lange oder Gott weiß welcher Schulknabe, dem er diese Arbeit aufgetragen: Du weist's nicht und bist des großen Jupiters Gattin!

4. B. Ode 4.

Die vortrefflichste Strophe in dieser Ode hat Herr Lange ganz erbärmlich mißgehandelt. So sieht, sagt der Dichter, das auf fette Weiden erpichte Reh den von der säugenden Brust seiner gelben Mutter verstoßnen Löwen, dessen junger Zahn es zerfleischen soll. — —

Qualemve laetis caprea pascuis
Intenta, fulvae matris ab ubere
Jam lacte depulsum leonem
Dente novo peritura vidit.

Man sehe nun, was der Uebersetzer für ein elendes Gewäsche daraus gemacht hat.

— — — — Und wie Ziegen,
Mit froher Weid' allein beschäftigt, den Löwen,
Von Milch und Brust der gelben Mutter vertrieben,
Sehn und den Tod von jungen Ziegen wahrnehmen.

Und also heißt Dente novo von jungen Ziegen?

5. B. Ode 11.

Desinet imparibus
Certare summotus pudor

Hier übersetzt Herr Lange imparibus durch nichtswürdige, da es doch offenbar ist, daß der Dichter solche versteht, welchen er nicht gewachsen ist; der 16. und 17. Vers dieser Ode zeigt es deutlich.

Bedanken Sie sich ja, daß ich nicht freigebiger gegen Sie mit solchen Sächelchen bin. Ich glaube aber, dieses wenige ist schon hinlänglich, über einen Mann den Kopf zu schütteln, welcher in der Vorrede recht darauf trotzet, daß er nichts als

eine wörtliche und treue Uebersetzung habe liefern wollen. Ob sie stark, ob sie poetisch, ob sie rein sei, ob sie sonst eine andere Vollkommenheit besitze, das mögen andre entscheiden. Ich wenigstens wüßte nicht, wo ich sie finden sollte. Ich bin 2c. W** 1752.

Fünfundzwanzigster Brief.

An den Herrn Fa**.

Ei, mein Herr! wie kommen Sie darzu, mir einen solchen Strafbrief zu schreiben und mir so bittre Wahrheiten zu sagen? Es ist wahr, daß ich eine allgemeine Kritik des Jöcher'schen Gelehrten-Lexikons unter Händen habe; es ist wahr, daß schon wirklich einige Bogen davon gedruckt sind. Allein was für Grund haben Sie, an meiner Bescheidenheit zu zweifeln? Was für Grund haben Sie, mich mit einem Dunkel oder Hauber zu vermengen? Wann ich Ihnen nun sagte, daß der Herr D. Jöcher selbst in Ansehung des Vortrags mit mir zufrieden ist und daß er die falschen Nachrichten, die man auch ihm davon hat hinterbringen wollen, nichts weniger als gegründet befunden hat? Wann ich Ihnen nun sagte, daß ich durchaus nicht willens sei, nach dem Exempel genannter Herren einen Zusammenschreiber ohne Prüfung abzugeben? Wann ich nun hinzufügte, daß ich nichts weniger als jenes große Werk zu vermehren suche, sondern bloß nach meinen Kräften die unzähligen Fehler darinne vermindern wolle? Was würden Sie alsdenn sagen? Nicht wahr, wenn ich Ihnen alles dieses beweise, so werden Sie sich schämen, einen so übeln Begriff von mir gehabt zu haben? Und wie soll ich es Ihnen besser beweisen, als daß ich eine kleine Lage beilege und Sie mit eignen Augen sehen lassen? Wenn Sie alsdann anfangen werden, von mir besser zu urteilen, so will ich noch dieses hinzusetzen, daß vor der Hand meine Arbeit liegen bleibt und daß ich das Verlangen des Herrn D. Jöchers billig gefunden habe, ihm meine Anmerkungen zu den Supplementbänden zu überlassen. Leben Sie wohl! Ich bin etc. W** 1752.

Abaris.

Der Ausspruch des Apollo wird ganz verfälscht angeführt.* Ist es Plutarch, der das Wunderbare, welches

man von diesem scythischen Weisen erzählt, für Fabeln gehalten?†

*„Abaris," erzählt der Herr D. J., „wurde von seinen Landsleuten, welche die Pest hart beschwerte, nach Athen abgeschickt, weil Apollo den Ausspruch gethan, daß sie nicht eher aufhören würde, bis die Athenienser ihm deswegen für die Hyperboreer ein Gelübde gethan hätten." Ich weiß nicht, wem der Herr Doktor hier nachgegangen ist; das weiß ich, daß er dem Harpokration hätte nachgehen sollen, welcher von den Alten der einzige ist, der diesen Umstand erzählt. Λοιμου δε φασι, heißt es gleich im Anfange seines Wörterbuchs, κατα πασαν την οἰκουμενην γεγονοτος, ἀνειλεν ὁ Απολλων μαντευομενος Ελλησι και Βαρβαροις, τον των Αθηναιων δημον ὑπερ παντων εὐχας ποιησασθαι. Πρεσβευομενων δε πολλων ἐθνων προς αὐτους, και Αβαριν ἐξ Υπερβορεων πρεςβευτην ἀφικεσθαι λεγουσιν. Die Pest also, welche über die ganze bewohnte Welt soll gegangen sein, schränkt der Herr Doktor auf die einzige hyperboreische Gegend ein; und das Gelübde, welches Apollo von den Atheniensern für alle Völker, sowohl Griechen als Barbaren, gefordert, läßt er allein auf die Landsleute des Abaris gehen. Ich für mein Teil würde diese Stelle auch nur denen zu Gefallen recht treulich übersetzt haben, welche gerne so viel glauben, als nur immer möglich sein will. Eine allgemeine Pest würde für sie eine Kleinigkeit gewesen sein.

†Ich frage, und ich werde allezeit nur fragen, so oft ich noch eine Möglichkeit sehe, daß der Herr Doktor recht haben könnte. Ich habe die Stelle, wo Plutarch das, was von dem Pfeile des Abaris und von seinen Orakeln erzählt wird, für ein Gedichte halten soll, vergebens gesucht. So lange also, bis man mir sie zeigen wird, werde ich glauben, daß der Herr D. anstatt Plutarch Herodotus habe schreiben wollen, weil er ohne Zweifel bei dem Bayle gelesen: On en debitoit tant de choses fabuleuses, qu'il semble qu'Herodote même se fit un scrupule de les raporter — — — Il se contenta de dire, qu'on disoit que ce barbare etc. Doch auch alsdann würde er zu tadeln sein, weil er die Behutsamkeit und das Stillschweigen des Herodotus für eine ausdrückliche Leugnung ausgegeben hätte.

Abaucas.

Eigentlich gehört dieser Mann gar nicht in ein Gelehrten-Lexikon.* Doch gesetzt, so muß er Abauchas und nicht Abaucas geschrieben werden.** Er ist kein arabischer Philosoph.† Den Lucian hat man schlecht angeführt und noch schlechter verstanden.††

*Denn was für Recht hat er auf eine Stelle darinne? Ist es genug, eine tugendhafte That zu begehen, einen artigen Ausspruch zu thun, um in die Rolle der Gelehrten zu kommen? Aber er ist ein arabischer Philosoph. Das ist eben ein ganz besondrer Fehler: man sehe die Note†. Wenigstens ist seine Handlung eines Gelehrten sehr würdig. Vollkommen; ob sich gleich keiner die Mühe jemals nehmen wird, ihm gleich zu kommen. Wann aber das Gelehrten-Lexikon zugleich ein Exempelschatz sein soll, warum findet man nicht ebensowohl einen Sisinnes, einen Belitta, einen Dandamis, einen Demetrius, einen Zenothemis darinne? Was hat Abauchas für ein Vorrecht? Doch, mit einem Worte, Abauchas so gut wie die übrigen, die ich genannt habe, und noch mehrere sind Namen, und keiner von ihnen wahrscheinlicherweise hat jemals existirt. Wie viel Millionen Menschen würden in der Welt mehr gewesen sein, wenn man die Namen der Moralisten realisiren wollte?

**Die Ursache sieht ein jeder ein, wenn ich ihm sage, daß ihn Lucian Αβαυχας und nicht Αβαυκας nennt.

†Je mehr ich herumsinne, je weniger begreife ich es, wie man den Abauchas zu einem arabischen Philosophen hat machen können. Lucian ist der einzige, welcher seiner gedenkt, oder vielmehr Lucian ist sein Schöpfer und machte aus ihm nichts als einen Scythen. Die Gelegenheit ist diese. Er führt einen Griechen mit Namen Mnesippus und einen Scythen mit Namen Toxaris auf, welche er von dem Vorzuge ihrer Nationen in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft streiten läßt. Er läßt sie eins werden, daß jeder fünf Beispiele aus seinem Volk erzählen will, deren Vorzüglichkeit ihren Streit entscheiden soll. Der Grieche fängt an, fünf Paar griechischer Freunde aufzuführen; der Scythe folgt, und unter seinen Geschichten ist die Geschichte des Abauchas die letzte. Ist es also möglich, daß Abauchas ein Araber sein kann? Oder ist vielleicht Arabien eine Provinz in Scythien? Auch nicht einmal ein Philo-

soph ist er; denn wo gibt ihm Lucian diesen Titel? Wollte man ihn aber seiner freundschaftlichen Handlung wegen also nennen, so würde man der Philosophen in Scythien beinahe so viele machen, als Scythen selbst gewesen sind, wenigstens nach dem Zeugnisse des Lucians; wenn anders ein Satirenschreiber bei historischen Wahrheiten ein Zeuge sein kann. Seine Absicht war weiter keine, als auf eine angenehme Art zu lehren, wie weit die wahre Freundschaft gehen müsse, und was sie für ein weißer Rabe nach den vollkommnen Begriffen, die man sich davon zu machen habe, sei. Diese konnte er ebensowohl durch erdichtete als durch wahre Beispiele erreichen. So lange man mir es also nicht durch das Zeugnis eines Geschichtschreibers beweisen kann, daß ein Abauchas wirklich in der Welt gewesen sei, so lange wird man mir es vergönnen, daß ich dem menschlichen Geschlechte diese Zierde abspreche und glaube, Lucian habe eben das gethan, was noch heute die Sittenlehrer thun, wenn sie zeigen wollen, nicht wie die Freunde sind, sondern wie sie sein sollten. Wenigstens hoffe ich nicht, daß mir jemand einwenden werde, Lucian lasse ausdrücklich den Scythen bei Wind und Schwert schwören, daß er nichts als wahre Fälle erzählen wolle.

†† Man sage mir, kann man nachlässiger citieren als: Lucianus dialog? Man erwidre nicht: der Gegenstand selbst zeige es leicht, daß man kein ander Gespräch des Lucians als sein Gespräch von der Freundschaft, Toxaris, meinen könne. Derjenige, welcher es schon weiß, daß Lucian ein dergleichen Gespräch geschrieben hat, kann die Citation ganz und gar entbehren. Doch es möchte citiert sein, wie es wollte, wenn nur der richtige Verstand nichts gelitten hätte. „Er wollte," sagt das Gelehrten-Lexikon, „lieber seinen Freund aus dem Feuer erretten als seine Frau und seine zwei Kinder, von denen das eine nur sieben Jahr alt, das andere aber noch ein Säugling war. Das letztere (der Säugling) kam mit seiner Mutter davon; das erste aber mußte in den Flammen sein Leben einbüßen." Man vergleiche dieses mit den Worten des Lucians: ἀνεγρομενος ὁ Αβαυχας, καταλιπων τα παιδια κλαυθμυριζομενα, και την γυναικα ἐκκρεμαμενην ἀποσεισαμενος, και σωζειν αὐτην παρακελευσαμενος, ἀραμενος τον ἑταιρον, κατηλθε και ἐφθη διεκπεσας, καθο μηδεπω τελεως ἀπεκεκαυτο ὑπο του πυρος. ἡ γυνη δε, φερουσα το βρεφος, εἱπετο, ἀκολουθειν κελευσασα και την κορην. ἡ δε ἡμιφλεκτος, ἀφεισα το παιδιον ἐκ της

ἀγκαλης, μολις διεπηδησε την φλογα, και ἡ παις συν αὐτῃ παρα μικρον ἐλθουσα κακεινη ἀποθανειν. Die Frau, sagt Lucian, sei mit dem Kinde auf dem Arme dem Manne gefolgt und habe dem Mägdchen ihr nachzufolgen befohlen. Halb verbrannt, habe sie das Kind fallen lassen und sich kaum aus der Flamme retten können; und auch das Mägdchen habe beinahe das Leben einbüßen müssen. Hier ist das Mägdchen oder das Kind von sieben Jahren, welches der Herr D. Jöcher verbrennen läßt, glücklich gerettet. Für den Säugling aber ist mir bange, denn der ist der Mutter aus den Armen gefallen. Doch auch dieser scheinet nicht umgekommen zu sein, wann ich anders die folgende Worte des Abauchas recht verstehe: ἀλλα παιδας μεν, ἐφη, και αὐθις ποιησασθαι μοι ῥαδιον, και ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι. Φιλον δε οὐκ ἀν εὑροιμι ἀλλον ἐν πολλῳ χρονῳ τοιουτον, οἷος Γυνδανης (so hieß der aus dem Feuer gerettete Freund) ἐστι, πειραν μοι πολλην της εὐνοιας παρεσχημενος. In den Worten ἀδηλον εἰ ἀγαθοι ἐσονται οὑτοι scheint mir die glückliche Entkommung beider Kinder zu liegen. Man sehe übrigens, wie entkräftet auch diese Stelle in der Uebersetzung des GL. klingt: „Ich könnte wohl andere Kinder bekommen, aber einen dergleichen Freund würde ich niemalen wieder gefunden haben."

George Abbot.

„Dieser Abbot," sagt Herr D. Jöcher, „verursachte sonderlich durch seine Schärfe gegen die Nonconformisten, daß sich viele über ihn beschwerten." Gleich das erste Mal, da mir diese Stelle ins Gesicht fiel, schien mir es ein wenig seltsam, daß man einem Erzbischof die Strenge gegen die Feinde seines Ansehens und seiner Kirche habe verdenken können. Nimmermehr aber hätte ich mir das träumen lassen, was ich hernach fand, daß man nämlich die deutlichen Worte des Bayle, worinne dem Abbot gleich das Gegenteil schuld gegeben wird, so sehr habe verfälschen können. Hier sind sie: La severité qu'il avoit pour les Ministres subalternes et sa *connivence* sur la propagation des Nonconformistes, etoient deux choses qui faisoient parler contre lui. Was connivence heiße, ist auch Leuten bekannt, welche kein Französisch verstehen. Alles, was man zu seiner Entschuldigung vorbringen kann, ist die Nachbarschaft des Worts severité. Aber wer wird mit halben Augen lesen? Ich würde menschlich genug

sein und glauben, seine eilende Feder habe für Schärfe Nachsicht schreiben wollen, wenn er nicht gleich drauf fortführe: „Bei dem König Jakob I. machte er sich verhaßt, weil er die Heirat des Prinzen von Wallis mit der Infantin von Spanien nicht billigen, sondern die Gesetze wider die Nonconformisten nach der Strenge exercieren wollte.“ Außer der Wiederholung eines Fehlers begeht der Herr Doktor noch einen neuen. In was für einer Verbindung stehen diese Heirat und die Nonconformisten? Hätte Abbot gegen diese nach der Strenge verfahren können, wenn er in jene gewilliget hätte? Kurz, ich kann hierbei gar nichts denken. In der Note* zwei Kleinigkeiten, die man etwas genauer hätte angeben können.

*Unter seinen Schriften, heißt es, sind die vornehmsten: — — *Quaestiones theologicae* — — Lieber gar keinen Titel angeführt, als ihn so angeführt, daß man mehr dabei denken kann, als man soll. Weil das Werk selbst rar ist, so will ich ihn ganz hersetzen: Quaestiones sex, 1) de mendacio, 2) de circumcisione et baptismo, 3) de astrologia, 4) de praesentia in cultu idololatrico, 5) de fuga in persecutione, 6) an Deus sit autor peccati: totidem praelectionibus in schola theologica Oxoniensi disputatae anno 1597, in quibus e sacra scriptura et Patribus quid statuendum sit definitur. Per Georg. Abbatum. Oxoniae 1598. in 4. Ferner ein Traktat von der sichtbaren Kirche. Die wahre Aufschrift heißt: Von der beständigen Sichtbarkeit der wahren Kirche. Der Herr D. Jöcher ist ein zu großer Theolog, als daß er nicht zugeben sollte, daß dieser Titel etwas ganz anders denken lasse als der seinige.

Abraham Usque.

Der Herr Doktor bekennt es selbst, daß die rabbinischen Artikel sehr schlecht geraten sind, und verspricht, in den Supplementen auf die Verbesserung derselben Fleiß zu wenden. Es war also billig, daß ich mir es gleich von Anfange vornahm, dasjenige zu übergehen, was der Herr Verfasser seiner eignen Feile vorzubehalten für gut befunden hat. Nur bei diesem einzigen Artikel, weil er in die spanische Litteratur mit einschlägt, erlaube man mir eine kleine Ausnahme. Meine Erinnerungen sind folgende. 1) Es ist wahr, daß wir diesem Abraham den Druck der spanischen Ferrarischen Bibel zu

danken haben; doch hätte man die Einschränkung nicht vergessen sollen, daß es nur von derjenigen Ausgabe zu verstehen sei, welche dem Gebrauche der Christen bestimmt war. Die Ausgabe zum Nutzen der Juden hat Duarte Pinel gedruckt. Beide sind von einem Jahre. 2) Daß sie zum andern Male 1630 in Holland sei gedruckt worden, ist ein offenbarer Fehler. Diese Ausgabe ist die dritte, wo nicht gar die vierte; die zweite aber ist 5371 (1611) zu Amsterdam in Folio gedruckt worden. Die zwei Ausgaben nach der von 1630 sind von 5406 (1646) und von 5421 (1661), welcher ich unten* gedenken will. 3) Bei den Worten: Man hat angemerkt, daß die An. 1546 zu Konstantinopel gedruckte spanische Bibel auch nicht in einem Worte von dieser unterschieden sei, habe ich zu erinnern: a) Eine spanische Bibel ist niemals zu Konstantinopel gedruckt worden, sondern nur der Pentateuchus. b) Und auch dieser ist nicht 1546, sondern 5307, welches das Jahr 1547 ist, herausgekommen. c) Wolf sagt *fere* ad verbum repetita est. d) Wenn man aus dem le Long, welcher die Vergleichung zwischen diesem zu Konstantinopel gedruckten spanischen Pentateucho und der Ferrarischen Uebersetzung angestellt hat, und aus dem Wolf etwa schließen will, daß also die erste spanische Uebersetzung eines Stücks der Bibel zu Konstantinopel herausgekommen sei, so wird man sich irren; denn eben dieser spanische Pentateuchus ist schon 5257 (1497) in Venedig gedruckt worden.

*Der Titel ist dieser: Biblia en lengua española traduzida palabra por palabra de la verdad Hebrayca por muy excelentes letrados. Vista y examinada por el officio de la Inquisition. Con privilegio del illustrissimo Señor Duque de Ferrara. Ya ora de nuevo corregida en casa de Joseph Athias y por su orden impresa. En Amsterdam Ao. 5421. in 8. Aus der Vorrede, welche Joseph Athias dieser Ausgabe vorgesetzt, sieht man, daß der Rabbi Samuel de Cazeres die Besorgung davon gehabt habe. Er hat sie nicht nur von allen Druckfehlern der vorigen Ausgabe befreiet, sondern auch die schweren und ungewöhnlichen Wörter und allzu harten Wortfügungen ausgemerzt und bei den dunkeln Stellen einige kleine Erklärungen eingeschaltet, welche von dem Texte durch () abgesondert sind. Auf diese Ausgabe darf man es also nicht ziehen, wann das GL. sagt: „Sie ist

von Wort zu Wort nach dem hebräischen Text gegeben, welches denn sehr schwer und dunkel zu verstehen; zumal, da es in einer ungebräuchlichen spanischen Redensart, die meistens nur in den Synagogen üblich, übersetzt ist." (Man bemerke hier im Vorbeigehen einen schönen deutschen Ausdruck: es ist dunkel zu verstehen.) Ich sollte vielmehr meinen, daß ein Theologe nur dieser Bibel zu gefallen Spanisch lernen müßte, indem die größten Gelehrten darinne übereinkommen, daß keine einzige andere Uebersetzung die natürliche und erste Bedeutung der hebräischen Worte so genau ausdrückt als diese. (CASP. LINDENBERGERI *Epist. de non contemnendis ex lingua hispanica utilitatibus theologicis* in den *Novis Literariis maris Baltici A. 1702.*) Von dem Samuel de Cazeres muß ich noch gedenken, daß das GL. dieser seiner Arbeit auf eine sehr unverständliche und unvollständige Art erwähnet, wenn es in dem Buchstaben C weiter nichts von ihm sagt, als: „Ein spanischer Rabbi in der andern Hälfte des 17ten Seculi hat die Bibel, ins Spanische übersetzt, zu Amsterdam 1661 in 8. ediert." Auch der Artikel des obigen J. Athias ist sehr trocken. Man gedenkt bloß seiner zwei hebräischen Auflagen der Bibel, und auch dabei wird Leusdenius sowohl als die Verteidigung des Athias gegen den Maresius vergessen. Das Geschenke der Generalstaaten würde weniger befremden, wenn man dazugesetzet hätte: für die an sie gerichtete Dedikation der spanischen Bibel. Seine Ausgaben der deutschen, englischen und der gedachten spanischen Bibel hätten ebenso wenig sollen übergangen werden als die Art seines Todes. Sonst darf man sich in den spanischen Bibeln der Juden über das häufig vorkommende A. nicht wundern. Es ist ihre Gewohnheit, den vierbuchstäbigen Namen des Höchsten nicht anders auszudrücken.

Johannes Abrenethius.

Von diesem Manne weiß das GL. weiter nichts als: hat 1654 eine geistliche Seelenarzenei und von der Krankheit der Seelen zu Hanau ediert. Wenn man nur wenigstens noch gesagt hätte, ob er ein Franzose oder ein Russe, ein Spanier oder ein Wende gewesen wäre. Doch wenn er sein Buch deutsch und zwar zu Hanau herausgegeben hat, so wird er wohl ein Deutscher sein. Gefehlt! Er ist ein Engländer, und das von ihm angeführte Buch ist

nichts als eine Uebersetzung desjenigen, welches 1615 in London unter dem Titel a christian and heavenly treatise containing physicke for the soul herausgekommen ist.

Laurentius Abstemius.

Es ist verdrüßlich, wenn man dasjenige noch einmal anmerken soll, was man bei dem Bayle schon angemerkt findet. Er hat, sagt der Herr D. Jöcher, dem Herzoge Guido Ubaldus einige Bücher obscurorum locorum zugeschrieben. Es sind nicht einige Bücher, sondern ein einziges und noch dazu ein sehr kleines, wie es Abstemius selbst in der Zueignungsschrift zu seinem Hekatomythion sagt. Sonst hat er auch annotationes in obscura loca veterum geschrieben, von denen ein Stück in GRUTERI Thesauro critico stehet. Diese sind mit dem vorhergehenden Buche obscurorum locorum einerlei und hätten also unter einem andern Titel gar nicht dürfen wiederholet werden. Der Auszug daraus steht in dem ersten Teile des gedachten Thesauri, wo man an dem Rande diese Anmerkung des Gruterus findet: ex libro obscurorum locorum, Venetiis in 4. Urbini Grammaticam docuit et Bibliothecae Guidi Ubaldi Urbini ducis praeerat. Valla in illum invectus, qui in omnes stylum amarulentum strinxit adeoque fere in Christum. Von seinen Fabeln gibt weder Jöcher noch Bayle noch Gesner eine ältere Ausgabe an, als die von 1522 in Straßburg. Nevelet, wie Bayle anmerkt, hat sich noch einer jüngern bedient. Ich habe eine weit ältere vor mir, welche aber nur das erste Hundert enthält und zu Venedig 1499 in 4. unter der Aufschrift: Fabulae per latinissimum virum LAURENTIUM ABSTEMIUM nuper compositae gedruckt ist. Diesen sind 30 Fabeln des Aesopus, aus dem Griechischen durch den Laurentius Valla übersetzt, beigefügt. Ich nenne diese letztern deswegen ausdrücklich mit, um den Zweifel des de la Monnoie zu bestärken, den er bei der obigen Randnote des Gruterus hat, daß nämlich Laurentius Valla diesen Abstemius sehr unhöflich durchgezogen habe. Würde es wohl Abstemius, welcher damals noch lebte, oder würden es seine Freunde, die diese Ausgabe besorgt, zugegeben haben, daß man seinen Fabeln einige kahle Uebersetzungen seines Feindes mit so vielen Lobsprüchen, als sie daselbst bekommen, beifügen dürfe?

Abudacnus.

Seine historia Jacobitarum ist zu Oxford 1675 nicht in 12. sondern in 4. gedruckt worden. Herr Clement sagt zwar auch in 12.; doch beide berufen sich auf den Herrn von Seelen, ohne diese erste Ausgabe vielleicht jemals gesehen zu haben. Herr Clement setzt noch hinzu: pag. 75, und nennt es gleichwohl un petit traité, qui ne remplit que quatre feuilles. Hier hat er sich also noch dazu verrechnet; denn wenn es vier Bogen stark und dennoch in 12. sein sollte, so müßte es ja 96 und nicht 75 Seiten haben. Doch wie gesagt, es ist in Quart und nimmt nicht mehr als 30 Seiten, ohne das Titelblatt und zwei Blätter Vorrede, ein. Uebrigens aber hüte man sich, die Geschichte der Jacobiten für das einzige Werk des Abudacnus zu halten. Außer den Schriften, die er im Manuskripte hinterlassen hat und worunter sonderlich die arabische Grammatik gehöret, welche in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien aufbehalten wird (LAMBECIUS Tom. I. Comment., S. 176), hat man noch von ihm Speculum hebraicum, gedruckt zu Löwen 1615. Daß er in Löwen Professor der orientalischen Sprachen gewesen sei, ist ausgemacht. Der Herr D. Jöcher hätte also das soll und nach Einiger Meinung ersparen können. Abraham Scultetus in seiner Lebensbeschreibung gedenkt seiner; desgleichen auch Eryc. Puteanus in dem 59ten Briefe des ersten Hunderts. Diese beiden Stellen habe ich den monatlichen Unterredungen des Herrn Tenzels zu danken, nach dessen Vermutung der damalige Bischof Johann Fell die Ausgabe der Geschichte der Jakobiten soll besorgt haben.

Donat Acciajoli.

Er ist kein Plagiarius.* Er ist es nicht, welcher des Nic. Acciajoli Leben in das Italienische übersetzt hat.** Dieses Leben hat kein Palearius, sondern Matth. Palmerius geschrieben.*** Die Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch hat er nicht italienisch übersetzt. Bei Gelegenheit dieser Lebensbeschreibungen noch eine Unrichtigkeit.† Eines von seinen Werken, welches das geringste nicht ist, hätte man nicht vergessen sollen.†† Ein Umstand von ihm, welcher vielleicht der bekannteste nicht ist.†††

*Wenn wird man aufhören, einen ehrlichen Mann der Nachwelt mit einem Schandflecke abzumalen, den ihm die

Gelehrtesten längst abgewischt haben? Doch was pflanzt man lieber fort als Beschuldigungen? Simon Simonius war der erste, welcher dem guten Acciajoli (epist. dedicat. comm. in lib. I. Eth. Nicom.) das Plagium gegen seinen Lehrer schuld zu geben schien. Naude, welcher vielen Gelehrten ihren guten Namen wiedergegeben und vielen andern genommen hat, wiederholte diese Beschuldigung als eine Gewißheit. Voßius zweifelte daran, und Conring widerlegte sie, und zwar durch Anführung einer Stelle, wo es Acciajoli selbst gestehet, daß er die Vorlesungen seines Lehrers mit seiner Arbeit verbunden habe. Alles dieses erzählt Bayle weitläuftig. Was hilft es aber, daß billige Richter einen Ausspruch thun, wenn man dennoch die schimpflichen Vorwürfe der Ankläger fortdauern läßt? Wenn es nun jemanden einkäme, aus dem GL. die Exempel undankbarer Schüler zu sammeln, wie es denn schon zu vielen solchen schönen Sammlungen Gelegenheit gegeben hat: würde der Herr D. Jöcher nicht an der Beschimpfung dieses ehrlichen Italieners schuld sein? Hätte man ihm aber ja einen gelehrten Diebstahl vorwerfen wollen, so würde man mit wenig Mühe einen andern haben finden können, dessen weder Bayle, noch sonst ein Kritikus gedenkt und weswegen ihn noch niemand ausdrücklich verteidigt hat. Ich ziele hiermit auf das, was Friedrich Bessel in der Vorrede zu seinen animadvers. ad Eginhartum sagt: Circumfertur Caroli M. vita, quam in Hagiologiam suam transtulit GEORGIUS WICELIUS, ratus antiqui alicujus esse scriptoris, aut plane a Plutarcho conceptam, quo nomine risum movit Vossio; sed genuinus ejus autor est DONATUS ACCIAJOLUS qui et ipse Eginhartum *fere exscribit* etc. Ich bin itzo nicht imstande, die Arbeit des Eginhartus mit der Arbeit des Acciajolus zu vergleichen, weil ich die letztere hier nicht bei der Hand habe; ich bin aber von seiner Ehrlichkeit so überzeugt, daß ich gleich im voraus das Urteil des Herrn Hofrat Buders unterschreiben will, welcher in seiner Bibl. hist. selecta auf der 895. S. sagt: Vitam Caroli M. DONATUS quoque ACCIAJOLUS Florentinus, compto stilo composuit, secutus quidem saepe Eginhartum, habet tamen quae vel apud hunc minime, vel paulo aliter expressa inveniuntur.

**Wenn man sich nur ein klein wenig näher um den Uebersetzer der Lebensbeschreibung des Nic. Acciajoli

hätte bekümmern wollen, so würde man gefunden haben, daß er zwar mit unserm Acciajoli gleichen Namen führe, daß er aber wenigstens 100 Jahre nach ihm gelebt habe und ein Rhodiser Ritter gewesen sei. Was aber das Vorgeben, als ob dieser Acciajoli der Uebersetzer dieser Lebensbeschreibung sei, am allerlächerlichsten macht, ist dieses, daß in dem Anhange derselben, welcher von der Familie des Acciajoli handelt, sein eignes Leben nebst seinem Tode erzählt wird.

***Daß kein Palearius der Verfasser gedachter Lebensbeschreibung ist, kann ich nicht besser beweisen, als wenn ich den Titel derselben aus dem XIII. Tome der Scriptor. rer. ital. des Muratori hersetze: Matthiae Palmerii de vita et rebus gestis Nicolai Acciajoli, Florentini, Magnae Apuliae Senescalli ab anno 1310—1366. Ob ich mich aber oder der Herr D. Jöcher richtiger auf diese Sammlung berufen, werden die sehen, die sie selbst nachschlagen können. Die gedachte italienische Uebersetzung dieser Lebensbeschreibung ist schon 1588 an das Licht getreten; und damals, als der Herr de la Monnoie bei dem Bayle derselben gedenkt, war es wahr, daß das lateinische Original, wie er sagt, noch nicht im Druck erschienen sei. Man hat es nicht eher als in dem angeführten 13ten Tome des Muratori, welcher 1728 herauskam, zu sehen bekommen.

† Ich glaube es selbst nicht, daß der Herr D. Jöcher dieses habe sagen wollen, gleichwohl aber sagt er es, und daran ist nichts schuld als seine verworrene Schreibart, welche gar zu viele und noch dazu verschiedene Sachen in einen Perioden bringen will. Er hat, sagt er, die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis, Scipionis, Alcibiadis und Demetrii aus dem Griechischen, ingleichen — ins Italienische übersetzt. Ich habe diese Lebensbeschreibungen selbst niemals gesehen; Jovius aber sagt es ausdrücklich, daß sie lateinisch sind. Wem diese Unrichtigkeit zu geringe scheint, dem will ich eine vielleicht größere in eben den angeführten Worten zeigen. Die vom Plutarch aufgesetzten Lebensbeschreibungen Hannibalis und Scipionis. Hat es der Herr Doktor nicht bei dem Placcius und Bayle gelesen, daß Acciajoli diese beiden Stücke dem Plutarch müsse untergeschoben haben, weil man die Urschrift in seinen Werken nicht findet? Will man aber sagen,

er könne wohl eine Handschrift besessen haben, die vollständiger gewesen wäre, als unsre jetzigen Abdrücke, so ist auch hierauf die Antwort leicht. Das Verzeichnis nämlich, welches Lamprias, der Sohn des Plutarchs, von den Schriften seines Vaters aufgesetzt, zeigt es augenscheinlich, daß Plutarch wenigstens niemals eine Lebensbeschreibung des Hannibals verfertiget hat. Dieses Verzeichnis hat Höschelius, der es von dem Andreas Schottus bekommen hatte, zuerst ans Licht gebracht; und wie wohl sagt er in seinem Briefe an den Raphelengius davon: Id genus indices cui usui sunt non nescis. Ψευδεπίγραφα multa produnt; de amissis et latitantibus erudiunt. Wenn man hieraus schließen will, daß also Acciajoli, gesetzt, daß er auch kein Plagiarius gewesen ist, gleichwohl ein gelehrter Betrieger gewesen sei, so kann man sich gleichwohl noch übereilen. Vielleicht hat er es selbst zugestanden, daß er in diesen beiden Lebensbeschreibungen den Plutarch nur nachgeahmt, nicht aber übersetzt habe.

†† Ich meine nämlich seine italienische Uebersetzung der Florentinischen Geschichte des Leon. Bruni, welche drei Jahre nach seinem Tode in Venedig unter folgendem Titel ist gedruckt worden: Storia Fiorentina tradotta in volgare per DONATO ACCIAJOLI. Impressa in Vinegia per lo diligente huomo maestro JACOMO DI ROSSI, de natione Gallo. 1476 in Folio. Der Herr Clement hat sowohl diese als eine neuere Edition von 1561 mit der Fortsetzung und den Anmerkungen des Franciscus Sansovini angeführt und rechnet beide unter die seltnen Werke.

††† Daß Acciajoli seiner Vaterstadt wichtige Dienste geleistet, findet man bei dem Bayle; daß ihm aber seine Dienste sehr schlecht sind belohnt worden, und daß er einmal sogar seine Vaterstadt habe räumen müssen, findet man daselbst nicht, so wichtig auch dieser Umstand ist. Ich habe die Nachricht davon einer Stelle aus des B. Accolti Gespräche de praestantia virorum sui aevi zu danken. Hier ist sie: Fuit etiam in civitate illa praecipuae auctoritatis vir, DONATUS ACCIAJOLI, equestris ordinis, prudentiae, magnitudinis animi, continentiae singularis, cujus consiliis plurima in republica utilia decreta sunt: nec tamen ob ejus egregia merita declinare invidiam potuit, quin inimicorum opera ex urbe pelleretur.

Zenobius Acciajoli.

Ueberhaupt merke ich bei diesem Artikel als einen nicht geringen Fehler an, daß man die Schriften dieses Gelehrten, welche gedruckt worden, von denen nicht unterschieden hat, die niemals an das Licht gekommen sind. Man sehe, was der Herr de la Monnoie bei dem Bayle davon erinnert. Der Herr D. Jöcher redet von Briefen an den Picus de Mirandula. Ich finde aber unter den Briefen dieses Gelehrten nicht mehr als einen einzigen von dem Zenobius und zwei Antworten an ihn. Seine Chronik eines Klosters in Florenz ist auch mit einem Schnitzer angeführet worden, indem das GL. dieses Kloster St. Mariae anstatt St. Marci genennt hat. Was endlich des ARISTOTELIS Ethicam ad Nicomachum cum scholiis et glossis interlinearibus anbelangt, so vermute ich nicht ohne Grund, daß hier Zenobius Acciajoli mit dem vorhergehenden Donatus sei verwechselt worden. Von seinem Sterbejahre eine Anmerkung,*) welche den Herrn de la Monnoie angeht.

*) Ambrosius Altamura sagt, Zenobius sei im Jahre 1520 gestorben. Dem Herrn de la Monnoie ist dieses verdächtig vorgekommen. Er sagt daher, es hielten einige dafür, er könne nicht eher als im Jahre 1537 gestorben sein, weil Hieronymus Aleander, welcher ihm in dem Amte eines Bibliothekars im Vatikane gefolgt ist, diese Stelle nicht eher als im gedachten 1537ten Jahre angetreten habe. Allein woher hat der Herr de la Monnoie diese Nachricht? Bayle sagt: Aleandre fut d'abord placé chés le Cardinal de Medicis, auquel il servit de Secretaire: il eut ensuite la charge de Bibliothecaire du Vatican aprés la mort d'Acciajoli. Mais le grand theatre ou il commença de paroitre avec eclat fut l'Allemagne, au commencement des troubles que la Reformation y excita. Il y fut envoié Nonce du Pape l'an 1519. Ist hieraus nicht zu schließen, daß er schon vor dem Jahre 1519 die Aufsicht über die Vatikanische Bibliothek müsse gehabt haben? — — — Doch Bayle könnte vielleicht hier ein Hysteronproteron begangen haben? Ich will also den Zweifel des Herrn de la Monnoie auf eine unwidersprechlichere Art nichtig machen: durch die Anmerkung nämlich, daß H. Aleander 1537 schon Kardinal gewesen oder wenigstens gleich das Jahr darauf geworden

ist. Ist es also möglich, daß er dem Z. Acciajoli erst zu dieser Zeit könne gefolgt sein? Ich will es aber gleich entdecken, woher dieser Irrtum des Herrn de la Monnoie entstanden ist. Daher nämlich, daß er ebenso wenig wie der Herr D. Jöcher die Aufseher in der Vatikanischen Bibliothek von dem eigentlichen Bibliothekar, welches niemand anders als ein Kardinal sein kann, unterschieden hat. Als Acciajoli 1520 oder, wie ich vermute, noch eher starb, folgte ihm Aleander nur als Custos oder Magister Bibliothecae Vaticanae. Nach seiner Gelangung zur Kardinalswürde aber, welches gegen das Jahr 1538 geschah, ward er eigentlicher Bibliothekarius. Ich muß mich wundern, wie sich Bayle durch einen so leicht zu widerlegenden Einwurf hat können irre machen lassen. Doch es scheinet, als ob er dem Herrn de la Monnoie allzu viel Genauigkeit zugetraut hätte. Und nur daher ist es vielleicht gekommen, daß er sich verschiedne Fehler von ihm hat aufheften lassen. Ich will es noch zum Ueberflusse durch ein Zeugnis beweisen, daß Acciajoli schwerlich erst 1537 könne gestorben sein. Leander Albertus sagt in seiner Beschreibung Italiens, welche ich nach der lateinischen Uebersetzung anführen muß, von ihm folgendes: ZENOBIUS ACCIEVOLUS ex ordine praedicatorum, qui de graecis opera quaedam in latinum convertit, nominatim Justinum Martyrem, et *annis superioribus* Bibliothecae Vaticanae Magister excessit. Diese Stelle steht nicht weit vom Anfange eines Werks, welches der Verfasser schon 1537 völlig ausgearbeitet hatte, ob es gleich erst einige Jahre drauf gedruckt worden. Wie hätte er annis superioribus sagen können, wann er in eben dem Jahre gestorben wäre? Was die Uebersetzung des Justinus in dieser Stelle des Albertus anbelangt, so ist sie niemals gedruckt worden, welches denen bekannt sein wird, welche wissen, daß wir nicht mehr als drei lateinische Uebersetzungen des Justinus haben. Die erste ist von dem Joachimus Perionius, die zweite von dem Sigis. Gelenius und die dritte von Johann Langen.

„Vermischte Schriften

des

Herrn Christlob Mylius,

gesammelt von

Gotthold Ephraim Lessing."

1754.

Vorrede.

Es würde schwer zu bestimmen sein, ob Herr Christlob Mylius sich mehr als einen Kenner der Natur oder mehr als einen witzigen Kopf bekannt gemacht habe, wenn nicht die letzten Unternehmungen seines Lebens für das erstere den Ausschlag geben müßten. Sein Bestreben war allezeit, diesen gedoppelten Ruhm zu verbinden, den nur diejenigen für widersprechend ansehn, welche die Natur entweder zu plump oder zu leicht gebildet hat.

Ich war verschiedene Jahre hindurch einer seiner vertrautesten Freunde, und itzt bin ich sein Herausgeber geworden: zwei Titel, die mir hinlängliche Erlaubnis geben könnten, mich weitläuftig in sein Lob einzulassen, wenn ich mir nicht ein Gewissen machte, demjenigen im Tode zu schmeicheln, welcher mich nie in seinem Leben als einen Schmeichler gefunden hat.

Mit diesem Vorsatze würde ich eine sehr kurze und kahle Vorrede machen müssen, wenn ich nicht zum Glücke eine kleine Folge von Briefen in Bereitschaft hätte, durch welche zum Teil diese Sammlung vermischter Schriften ist veranlasset worden. Sie sind an einen Freund geschrieben, welcher den Hrn. Mylius nur bei dem letzten Geräusche, welches er machte, recht kennen lernte. Ich bestimmte sie zwar nur für

zwei Augen; da ich aber niemals gern für zwei Augen etwas zu schreiben pflege, welches nicht allenfalls tausend Augen lesen dürften, so mache ich mir kein Bedenken, sie dem Leser vorzulegen. Er wird alles darinnen finden, was ihn in den Stand setzen kann, von den folgenden prosaischen und poetischen Aufsätzen, zugleich auch von allen übrigen Schriften des Hrn. Mylius ein richtiges Urteil zu fällen. Sie bedürfen keiner weitern Einleitung.

Erster Brief.

Vom 20. März 1754.

Ja, mein Herr, die Nachricht ist gegründet: Herr Mylius ist zwischen dem 6. und 7. dieses in London gestorben. Ich nehme Ihr Beileid, welches Sie mir in diesem Falle bezeugen wollen, an. Sie kennen mich zu wohl, als daß Sie mir bei diesem Verluste nicht alle die Empfindlichkeit zutrauen sollten, deren ein zur Freundschaft gemachtes Herz fähig ist. Es macht einen ganz besondern Eindruck auf mich, ihn nunmehr in einer Welt zu wissen, die etwas mehr und etwas anders als die See von der unsrigen trennet. Die Art, mit welcher ich von ihm Abschied nahm, war eine Beurlaubung auf einige flüchtige Tage und kein Abschied, so gewiß bildete ich mir ein, ihn wiederzusehen. Ich spottete über die, welche ihm gar zu gern das Herz schwer gemacht hätten.

„Wohin, wohin treibt dich mit blut'gen Sporen
Die Wißbegier, dich, ihren Held?
Du eilst, o Mylius, im Auge feiger Thoren
Zur künft'gen, nicht zur neuen Welt."

So redete ich ihn in einem kleinen Gedichte noch wenige Tage vor seiner Abreise an. Aber, ach, die Vermutung dieser feigen Thoren ist richtiger gewesen als meine Hoffnung! Und gleichwohl war sie auf die Kenntnis seines Körpers, den ich nie einer merklichen Unpäßlichkeit unterworfen gesehen hatte, und auf das Urteil erfahrner Leute gebauet, welche eben die Reisen gethan hatten, die er zu thun willens war, und die darauf schworen, daß er das vollkommne Ansehen eines guten Seefahrers habe. Sagen Sie mir, möchte man nicht die Lust verlieren, sich auf irgend etwas Schmeichelhaftes, das noch nicht gänzlich in unserer Gewalt ist, mehr Rechnung zu machen?

Wäre es nicht besser, wenn man auf gut Stoisch in den Tag hinein lebte und das Künftige das für uns sein ließe, was es in der That ist, nichts? — Zwar die Herren, welche ihm den Tod prophezeiten, haben doch nicht recht prophezeit, obgleich dasjenige, was sie prophezeiten, eingetroffen ist. Die See und Amerika war das, wofür er sich fürchten sollte; England war es nicht. Eine Reise nur von etlichen tausend Meilen sollte ihm tödlich sein; und ich kann noch immer behaupten, daß sie es ihm nicht würde gewesen sein, wenn er nicht vorher gestorben wäre. — Soviel ist gewiß, er hat sie nicht thun sollen. Wenn ich von den allweisen Einrichtungen der Vorsehung weniger ehrerbietig zu reden gewohnt wäre, so würde ich keck sagen, daß ein gewisses neidisches Geschick über die deutschen Genies, welche ihrem Vaterlande Ehre machen könnten, zu herrschen scheine. Wie viele derselben fallen in ihrer Blüte dahin! Sie sterben reich an Entwürfen und schwanger mit Gedanken, denen zu ihrer Größe nichts als die Ausführung fehlt. Sollte es aber wohl schwer sein, eine natürliche Ursache hiervon anzugeben? Wahrhaftig, sie ist so klar, daß sie nur derjenige nicht sieht, der sie nicht sehen will. Nehmen Sie an, mein Herr, daß ein solches Genie in einem gewissen Stande geboren wird, der, ich will nicht sagen der elendeste, sondern nur zu mittelmäßig ist, als daß er noch zu der sogenannten güldnen Mittelmäßigkeit zu rechnen wäre. Und Sie wissen wohl, die Natur hat einen Wohlgefallen daran, aus eben diesem immer mehr große Geister hervorzubringen als aus irgend einem andern. Nun überlegen Sie, was für Schwierigkeiten dieses Genie in einem Lande als Deutschland, wo fast alle Arten von Ermunterungen unbekannt sind, zu übersteigen habe. Bald wird es von dem Mangel der nötigsten Hilfsmittel zurückgehalten, bald von dem Neide, welcher die Verdienste auch schon in ihrer Wiege verfolgt, unterdrückt, bald in mühsamen und seiner unwürdigen Geschäften entkräftet. Ist es ein Wunder, daß es nach aufgeopferten Jugendkräften dem ersten starken Sturme unterliegt? Ist es ein Wunder, daß Armut, Aergernis, Kränkung, Verachtung endlich über einen Körper siegen, der ohnedem schon der stärkste nicht ist, weil er kein Körper eines Holzhackers werden sollte? Und glauben Sie mir, mein Herr, in diesem Falle war unser Mylius, oder es ist nie einer darinne gewesen. Er ward in einem Dorfe geboren, wo er gar bald mehr lernen wollte, als man ihn daselbst lehren konnte. Er ward von Eltern

geboren, deren Vermögen es nicht zuließ, ihn aus einer andern Ursache studieren zu lassen, als daß er einmal, nach der Weise seiner Väter, von einer geschwind erlernten Brotwissenschaft leben könne. Er kam auf eine Schule, die ihn kaum zu dieser Brotwissenschaft vorbereiten konnte. Er kam auf eine Akademie, wo man beinahe nichts so zeitig lernt, als ein Schriftsteller zu werden. Er fiel einem Manne in die Hände, welcher durch Wohlthaten manchen jungen Witzling zu seinem Vorfechter zu machen wußte. Er besaß eine natürliche Leichtigkeit, zu reimen, und seine Umstände zwangen ihn, sich diese Leichtigkeit mehr zu nutze zu machen, als es dem Vorsatze, ein Dichter zu werden, zuträglich ist. Er schrieb, und die grausame Verbindlichkeit, daß er viel schreiben mußte, raubte ihm die Zeit, die er seiner liebsten Wissenschaft, der Kenntnis der Natur, mit besserm Nutzen hätte weihen können. Er verließ endlich die Akademie und begab sich an einen Ort, wo es ihm mit seiner Gelehrsamkeit beinahe wie denjenigen ging, die von dem, was sie einmal erworben haben, zehren müssen, ohne etwas mehrers dazu verdienen zu können. Nach einiger Zeit ward er zu einem Unternehmen für tüchtig erkannt, von welchem einige Leute sagten, daß man sich nur aus Verzweiflung dazu könne brauchen lassen. Er wollte und sollte reisen; er reisete auch, allein er reisete auf fremder Leute Gnade; und was folgt auf fremder Leute Gnade? Er starb. -- Ja, mein Herr, das ist sein Lebenslauf. Ein Lebenslauf ohne Zweifel, in welchem das Ende das unglücklichste nicht ist. Und doch behaupte ich, daß er mehr darinne geleistet hat, als tausend andere in seinen Umständen nicht würden geleistet haben. Der Tod hat ihn früh, aber nicht so früh überrascht, daß er keinen Teil seines Namens vor ihm in Sicherheit hätte bringen können. Hiermit tröste ich mich noch, noch mehr aber mit der gewissen Ueberzeugung, daß er in einer vollkommen philosophischen Gleichgültigkeit wird gestorben sein. Seine Meinungen, die er von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen hatte,*) haben es nicht anders zulassen können. Es ist wahr, er ward in einem großen Vorhaben gestört, aber nicht so, daß er es ganz und gar hätte aufgeben dürfen. Sein Eifer, die Werke der Allmacht näher kennen zu lernen, trieb ihn aus seinem Vaterlande. Und eben dieser Eifer führt seine entbundene Seele nunmehr von einem Planeten auf den andern,

*) Man sehe in diesen Vermischten Schriften. S. 146.

aus einem Weltgebäude in das andre. Er gewinnet im Verlieren und ist vielleicht eben itzt beschäftiget, mit erleuchteten Augen zu untersuchen, ob Newton glücklich geraten und Bradley genau gemessen habe. Eine augenblickliche Veränderung hat ihn vielleicht Männern gleich gemacht, die er hier nicht genug bewundern konnte. Er weiß ohne Zweifel schon mehr, als er jemals auf der Welt hätte begreifen können. Alles dieses hat er sich in seinem letzten Augenblicke gewiß zum voraus vorgestellt, und diese Vorstellungen haben ihn beruhiget, oder es sind keine Vorstellungen fähig, einen sterbenden Philosophen zu beruhigen. — Ich will aufhören, Sie mit diesen traurig-angenehmen Ideen zu beschäftigen. Ich will aufhören, um mich ihnen desto lebhafter überlassen zu können. Es ist bereits Mitternacht, und die herrschende Stille ladet mich dazu ein. Leben Sie wohl!

Zweiter Brief.

Vom 3. April.

Ich soll Ihnen, mein Herr, einige Nachricht von den Schriften des Herrn Mylius, welche Sie noch nicht kennen, und unter diesen besonders von denen erteilen, in welchen er sich als einen schönen Geist hat zeigen wollen? Mit Vergnügen. Aber erlauben Sie mir, daß ich Sie vorher an eine kleine Anmerkung erinnern darf. Ein gutes Genie ist nicht allezeit ein guter Schriftsteller, und es ist oft ebenso unbillig, einen Gelehrten nach seinen Schriften zu beurteilen, als einen Vater nach seinen Kindern. Der rechtschaffenste Mann hat oft die nichtswürdigsten, und der klügste die dümmsten; ohne Zweifel, weil dieser nicht die gelegensten Stunden zu ihrer Bildung, und jener nicht den nötigen Fleiß zu ihrer Erziehung angewendet hat. Der geistliche Vater kann oft in eben diesem Falle sein, besonders wenn ihn äußerliche Umstände nötigen, den Gewinst seine Minerva und die Notwendigkeit seine Begeisterung sein zu lassen. Ein solcher ist alsdann meistenteils gelehrter als seine Bücher, anstatt daß die Bücher derjenigen, welche sie mit aller Muße und mit Anwendung aller Hilfsmittel ausarbeiten können, nicht selten gelehrter als ihre Verfasser zu sein pflegen. — Nun lassen Sie mich anfangen! Aber wo wollen Sie, daß ich anfangen soll? — Das erste, was unter seinem Namen gedruckt ward, war eine Ode auf

die Schauspielkunst, oder vielmehr eine Ode auf die Verdienste des Hrn. Prof. Gottscheds um die Schauspielkunst. Ihr Inhalt gab ihr ein Recht auf eine Stelle in den Belustigungen, die sie in dem sechsten Bande derselben fand. Ich nenne sie eine Ode, weil sie Herr Mylius selbst so nennt und ein Verfasser ohne Zweifel seine Geburten nennen kann, wie er will. Was halte ich mich dabei auf? Er hat sie nach der Zeit selbst verachtet und die letzte Strophe ziemlich boshaft parodieren helfen, wie Sie es in dem ersten Teile des Liebhabers der schönen Wissenschaften finden können. So geht es fast immer, wenn man Leute von zweideutigen Verdiensten allzu sehr erhebt, ehe man sie näher untersucht hat. Man schämt sich endlich, daß man sich bloßgegeben hat, und will allzu spät durch ebenso übertriebene Beschimpfungen die Lobsprüche vertilgen, die uns bereits lächerlich gemacht haben. Auf diese Ode folgten seine Betrachtungen über die Majestät Gottes, welche aus einer oratorischen Uebung entstanden waren, mit der er sich in der vertrauten Rednergesellschaft gezeigt hatte. Er fügte in der Umschmelzung die natürliche Erklärung des Wunders mit dem Sonnenzeiger Ahas' hinzu, welche mehr Aufsehen machte, als sie verdiente. Sie wissen, daß der Herr Inspektor Burg sich alle Mühe gegeben hat, sie zu widerlegen. Ich meinesteils habe sie allezeit bloß wegen der Dreistigkeit des Herrn Mylius bewundert. Der Einfall war nicht seine, sondern der Recensent der Parent'schen Untersuchungen in den Actis Eruditorum hatte ihn bereits gehabt. Allein was dieser als einen flüchtigen Gedanken, der keine Billigung verdiene, vorgetragen hatte, das trug unser Schriftsteller gradeweg als eine Wahrheit vor. Und so ist es auch schon recht! Ernsthafte gesetzte Männer müssen zweifeln; und wir, wir jungen Gelehrten, müssen entscheiden. Wer würde es auch sonst wagen, gebilligten Meinungen die Stirne zu bieten, wenn wir es nicht wären, die wir noch alle unser Feuer beisammen haben? — Sie finden diese Betrachtungen, mein Herr, in eben dem angeführten Bande der Belustigungen; sie enthalten überhaupt viel gemeine Gedanken, und die Schreibart ist die Schreibart eines Deklamators, welcher die Beobachtung der Schulregeln für Ordnung und das O und das Ach für das schönste Rezept zum Feurigen und Pathetischen hält. Fast von eben diesem Schlage sind seine Abhandlung von der Dauer des menschlichen Lebens; seine Untersuchung, ob die

Tiere um der Menschen willen geschaffen worden; und sein Beweis, daß man die Tiere physiologischer Versuche wegen gar wohl lebendig eröffnen dürfe. — Aus diesem letztern Aufsatze kann man unter andern sehen, daß Herr Mylius die Buchstabenrechnung damals müsse gelernt haben. Er wirft mit a und x um sich wie einer, der noch nicht lange damit bekannt ist. Das aber hat er mit sehr großen Analysten daselbst gemein, daß es ihm vollkommen gelungen ist, eine Wahrheit, die, in schlechten Worten ausgedrückt, sehr faßlich wäre, durch die allgemeinen Zeichen für die Hälfte seiner Leser zum Rätsel zu machen. Zwar — als wenn man nur, die Leser klug zu machen, schriebe! Gnug, wenn man zeigt, daß man selbst klug ist. — Außer diesen prosaischen Stücken werden Sie auch verschiedene Gedichte in den Belustigungen von ihm finden, besonders einige Sapphische Oden, die dieses zärtliche Silbenmaß sehr wohl beobachten und viel artige Stellen haben. Das vornehmste aber ist wohl das Gedicht auf die Bewohner der Kometen. Ich muß Ihnen sagen, bei was für Gelegenheit es gemacht worden. Der Herr Prof. Kästner hatte kurz vorher sein philosophisches Gedicht über die Kometen in den Belustigungen drucken lassen. Sie haben es doch gelesen? Es ist in der That ein Gedicht, und in der That philosophisch. Sein Verfasser hat sich längst den nächsten Platz nach Hallern erworben und Reimen und Denken nie getrennt. Ich führe folgende Stelle aus dem Gedächtnisse an:

„Was aber würde wohl dort im Komet geboren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in lichte Flammen fällt.
Wer ist, der dieses glaubt?"

Ohne Zweifel brachte diese Frage den Herrn Mylius auf. Er wollte es sein, der es glaubte. Noch mehr, er wollte es sein, der auch andre es zu glauben nötigte. Er setzte sich also und schrieb ein ziemlich lang Gedichte, worinnen er von der Möglichkeit der Bewohner der Kometen, die der Hr. Prof. Kästner nicht geleugnet hatte, und von ihrer Wahrscheinlichkeit, die aber unter seinen Händen noch ziemlich unwahrscheinlich blieb, handelte.

„Der Vorsatz an sich selbst war keines Tadels wert;"

wie ein Dichter, den Herr Mylius nicht wohl leiden konnte, bei einer ähnlichen Gelegenheit spricht. Nur schade, daß er seine Einbildungskraft nicht besser dabei anstrengte; nur schade, daß er den kurzen und nervenreichen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hatte; nur schade, daß er sich von dem Reime fortreißen ließ und in sein ganz Gedicht noch lange nicht so viel gute Gedanken brachte, als wir gute Beobachtungen von Kometen haben. Ein Freund hat sogar nicht mehr als eine einzige schöne Zeile darinne gefunden; diese nämlich:

„Was nützt der größte Stern, der ewig müßig geht?"

Er glaubte eine feine Anspielung auf die großen einflußlosen Sterne unter den Menschen darinne zu sehen, von der sich noch zweifeln läßt, ob sie unser Poet dabei gedacht hat. Was für einen artigen physikalischen Roman hätte er uns machen können, wenn er den innern Reichtum seiner Materie recht gekannt und ihn gehörig zu brauchen gewußt hätte! Aber war es von ihm damals zu verlangen? War es von dem geschwornen Schüler eines Meisters zu verlangen, der Reimer die Menge, aber auch nichts als Reimer gezogen hat? Genug, daß Herr Mylius in den Aufsätzen, die von seiner Feder in den Belustigungen stehen, alles geleistet hat, was ein Gottschedianer leisten kann. Die poetischen sind fließend und ohne Mittelwörter, und die prosaischen sind gedehnt und rein. — Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich mir heute kein Blatt vors Maul nehme. Ich wäre auf guten Wegen, wenn ich nur nicht abbrechen müßte. Leben Sie wohl!

Dritter Brief.

Vom 22. April.

Freilich hat sich Herr Mylius auch in wöchentlichen Sittenschriften versucht. — Sie wissen, mein Herr, wer die ersten Verfasser in dieser Art waren. Männer, denen es weder an Witz, noch an Tiefsinn, noch an Gelehrsamkeit, noch an Kenntnis der Welt fehlte: Engländer, die in der größten Ruhe und mit der besten Bequemlichkeit auf alles aufmerksam sein konnten, was einen Einfluß auf den Geist und auf die Sitten ihrer Nation hatte. — Wer aber sind ihre Nachahmer unter uns? Größtenteils junge Witzlinge, die ungefähr der deutschen Sprache gewachsen sind, hier und da etwas gelesen haben und,

was das Betrübteste ist, ihre Blätter zu einer Art von Renten machen müssen. — — Herr Mylius war noch nicht lange in Leipzig, als er mit dem Jahr 1745 seinen Freigeist anfing und ihn durch zweiundfunfzig Wochen glücklich fortsetzte. Der Titel versprach viel, und ich glaube nicht, daß man zu unsern Zeiten leicht einen anlockendern finden könnte. Ich weiß es aus dem Munde des Verfassers, daß er sich nie hingesetzt, ein Blatt von demselben zu machen, ohne vorher einige Stücke aus dem Zuschauer gelesen zu haben. Diese Art, sich vorzubereiten und seinen Geist zu einer edeln Nacheiferung aufzumuntern, war ohne Zweifel sehr lobenswert. Freilich kann sie nur bei denen von einiger Wirkung sein, die schon vor sich Kräfte genug hätten, nichts Gemeines zu schreiben. Denn denen, welchen diese Kräfte fehlen, wird sie zu weiter nichts nützen, als die äußerliche Einrichtung zu ertappen. Sie werden uns bald ein Briefchen, bald ein Gespräch, bald eine Erzählung, bald ein Gedichtchen vorlegen und in dieser abwechselnden Armut sich ihren Mustern gleich dünken, deren wahre Schönheiten sie nicht einmal einsehen. — Herr Mylius sahe sie allerdings ein, und man kann nicht leugnen, daß sich nicht ein großer Teil von seinem Freigeiste sehr wohl lesen lasse. Verschiedene kleine Züge, die er seiner Person darinne gibt, sind etwas mehr als bloße Erdichtungen. Was er zum Exempel in dem dreizehnten Blatte von des Boethius Troste der Weltweisheit sagt, ist gänzlich nach den Buchstaben zu verstehen. Er hatte von diesem geliebten Buche eine Ausgabe in sehr kleinem Formate, die er eine lange Zeit, anstatt der geriebnen Wurzeln und Kräuter, welche andre aus Artigkeit in die Nase stopfen, in einer Schnupftabaksdose bei sich trug. Die Uebersetzung, die er an angeführtem Orte daraus mitteilt, macht ihn zum Erfinder einer im Deutschen noch nie gebrauchten Versart, der Adonischen nämlich, und es ist seine Schuld ohne Zweifel nicht, wenn er keine Nachahmer darinne gehabt hat. Was übrigens den Inhalt des Freigeistes anbelangt, so wird auch der eigensinnigste Splitterrichter nicht das Geringste darinne finden, was der christlichen Tugend und Religion zum Schaden gereichen könnte. Gleichwohl aber ward es — und dieses muß ich Ihnen zu melden nicht vergessen — seinem guten Namen einigermaßen nachteilig, ihn geschrieben zu haben. Er behielt von der Zeit an den Titel seines Buchs statt eines Beinamens, und seine Bekannten waren noch lange hernach gewohnt, die

Namen Mylius und Freigeist ebenso ordentlich zu verbinden, als man itzt die Namen Edelmann und Religionsspötter verbindet. Sie können sich leicht einbilden, daß diese Verbindung bei denen, welche die wahre Ursache davon nicht wußten, oft ein sehr empfindliches Mißverständnis werde verursacht haben. Es ist aber so ungegründet, daß ich es auch nicht mit einem Worte weiter widerlegen will. Ich will Ihnen vielmehr noch etwas von seiner zweiten moralischen Wochenschrift sagen, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin herausgab. Sie hieß der Wahrsager. Er kam nicht weiter damit als bis auf das zwanzigste Stück. Die fernere Fortsetzung ward ihm höheres Orts verboten, und es wäre seiner Ehre zuträglicher gewesen, wenn man ihm gleich den Anfang untersagt hätte. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ungleich er sich darinne sieht! Die Schreibart ist nachlässig, die Moral gemein, die Scherze sind pöbelhaft, und die Satire ist beleidigend. Er schonte niemanden und hatte nichts Schlechters zur Absicht, als seine Blätter zur skandalösen Chronike der Stadt zu machen. Man schrie daher überall wider ihn, bis ihm das Handwerk gelegt ward. Als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begriff von der hiesigen Freiheit der Presse gemacht. Er hatte gesehen, daß wichtige Wahrheiten hier Scherz verstehen müssen, und glaubte also, daß ihn die Einwohner auch ertragen würden, wenn er auch schon ein wenig massiv wäre. Allein er irrte sich! Die erstern können durch die allergrößte Mißhandlung nichts verlieren; die andern aber können auch durch die allerkleinste alles verlieren, nämlich ihre Ehre. Was also die Obrigkeit dort aus Sicherheit verstattet, das muß sie hier aus Mitleiden verbieten. — Das erste Blatt des Wahrsagers kam Donnerstags heraus. Den Sonntag vorher wußte Herr Mylius noch nicht, wie es heißen sollte. Er lief hundert Namen durch und konnte keinen finden, der ihm recht gelegen gewesen wäre. Endlich half ihm der geschwinde Witz eines guten Freundes noch aus der Not. „Sie können sich nicht entschließen, wie Sie Ihr Blatt nennen wollen?“ sagte Herr von K** zu ihm; „nennen Sie es den Wahrsager! Die zu dumm waren, Sie als einen Freigeist zu hören, die werden gewiß nicht zu klug sein, Ihnen als einem Wahrsager zu folgen.“ Dieser Einfall ward gebilliget, ob er gleich ein wenig boshaft war, und in drei Stunden war das erste Stück fertig. Mit

eben dieser Geschwindigkeit hat Herr Mylius auch die übrigen ausgearbeitet, und wenn dieser Umstand schon nicht ihren geringen Wert entschuldiget, so verhindert er doch wenigstens, zu glauben, daß unser Tachygraphus sie nicht besser habe machen können. — Ich bin ꝛc.

Vierter Brief.

Vom 6. Mai.

Herr Mylius hat drei Lustspiele und ein musikalisches Zwischenspiel geschrieben. Das sind seine theatralischen Lorbeern! Das erste Lustspiel ward 1745 in Hamburg gedruckt und heißt Die Aerzte. Es ist in Prosa; es hat fünf Aufzüge; es beobachtet die drei Einheiten; es läßt die Bühne vor dem Ende eines Aufzugs niemals leer: es hat keine unwahrscheinliche Monologen. — Warum darf ich nun nicht gleich darzusetzen: kurz, es ist ein vollkommnes Stück? Warum gibt es gewisse schwer zu vergnügende ekle Kunstrichter, welche eine anständige Dichtung, wahre Sitten, eine männliche Moral, eine feine Satire, eine lebhafte Unterredung, und ich weiß nicht, was noch sonst mehr verlangen? Und warum, mein Herr, sind Sie selbst einer von diesen Leuten? Ich hätte Ihnen ein so vortreffliches Quidproquo machen wollen, daß Sie meinen Freund den deutschen Molière nennen sollten. Ein deutscher Molière! und dieser mein Freund! O, wenn es doch wahr wäre! Wenn es doch wahr wäre! — Hören Sie nur, Hr. Mylius mußte seine Aerzte auf Verlangen machen, was Wunder, daß sie ihm gerieten, wie — wie alles, was man auf Verlangen macht! Kurz vorher waren Die Geistlichen auf dem Lande zum Vorschein gekommen. Sie kennen dieses Stück; es hatte einen jungen Menschen zum Verfasser, der hier in Berlin noch auf Schulen war, der aber nach der Zeit bessere Ansprüche auf den Ruhm eines guten komischen Dichters der Welt vorlegte und selbst aus Liebe zur Bühne ein Schauspieler ward, nämlich den verstorbenen Hrn. Krieger. In seinen Geistlichen hatte er die Satire auf eine unbändige Art übertrieben, und ich weiß überhaupt nicht, was ich von der Satire halten soll, die sich an ganze Stände wagt. Doch Galle, Ungerechtigkeit und Ausschweifung haben nie ein Buch um die Leser gebracht, wohl aber manchem Buche zu Lesern verholfen. Die Welt konnte sich an den

Geistlichen nicht satt lesen: sie wurden mehr als einmal gedruckt; ja, sie wurden, was die Leser immer um die Hälfte vermehrt, konfisziert. So eine vortreffliche Aufnahme stach einem Buchhändler in die Augen. Er versprach sich keinen kleinen Gewinst, wenn man auch andre Stände eine solche Musterung könnte passieren lassen, und trug die Abfertigung der Aerzte dem Hrn. Mylius auf, der es auch annahm, ob er gleich selbst unter die Söhne des Aesculaps gehörte. Er brachte sonderbares Zeug in sein Lustspiel: eine Jungfer, der man es ansehen kann, daß sie keine Jungfer mehr ist; ein paar Freier, die sich über eine künftige Frau zur Hälfte vergleichen, und ein Haufen Züge, die vollkommen wohl in eine schlechte englische Komödie passen würden. — Doch wie steht es um sein zweites Lustspiel? Es heißt Der Unerträgliche und ist gleichfalls in Prosa und fünf Aufzügen. Es sollte eine persönliche Satire sein, muß ich Ihnen im Vertrauen sagen. Allein es gelang ihm mit dem Individuo ebenso schlecht als dort mit der Gattung. Denn, mit wenigem alles zu sagen, er schilderte seinen Unerträglichen, ich weiß nicht, ob so glücklich oder so unglücklich, daß sein ganzes Stück darüber unerträglich ward. Die Aerzte und den Unerträglichen machte Hr. Mylius bald nach einander; sein drittes Stück aber, von welchem ich gleich reden will, folgte erst einige Jahre darauf. Es heißt Die Schäferinsel; es ist in Versen und hat drei Aufzüge. Wenn ich doch wüßte, wie ich Ihnen einen deutlichen Begriff davon machen sollte! — Kennen Sie den Geschmack der Frau Neuberin? Man müßte sehr unbillig sein, wenn man dieser berühmten Schauspielerin eine vollkommne Kenntnis ihrer Kunst absprechen wollte! Sie hat männliche Einsichten; nur in einem Artikel verrät sie ihr Geschlecht. Sie tändelt ungemein gerne auf dem Theater. Alle Schauspiele von ihrer Erfindung sind voller Putz, voller Verkleidung, voller Festivitäten, wunderbar und schimmernd. — Vielleicht zwar kannte sie ihre Herren Leipziger, und das war vielleicht eine List von ihr, was ich für eine Schwachheit an ihr halte. Doch dem sei, wie ihm wolle; genug, daß nach diesem Schlage ungefähr Die Schäferinsel sein sollte, welche Hr. Mylius auch wirklich auf ihr Anraten ausarbeitete. Er hätte sie am kürzesten ein pseudo-pastoralisch-musikalisches Lust- und Wunderspiel nennen können. Nachdem er einmal den Entwurf davon gemacht hatte, kostete ihm die ganze Ausarbeitung nicht mehr als vier Nächte; und

so viele bringt ein andrer wohl mit Einrichtung einer einzigen Szene schlaflos zu. So lange er damit beschäftiget war, habe ich ihn seiner Geschwindigkeit wegen mehr als einmal beneidet; sobald er aber fertig war und er mir seine Geburt vorgelesen hatte, war ich wieder der großmütigste Freund, in dessen Seele sich auch nicht die geringste Spur des Neides antreffen ließ. — Noch ein Wort von seinem Zwischenspiele. Es heißt der Der Kuß; es ward komponiert und auf der Neuberischen Bühne in Leipzig aufgeführt. Es fanden sich Leute, welche es bewunderten, weil eine gewisse Schauspielerin die Schäferin darinne machte. Der Inhalt war aus der Schäferwelt. — Verzeihen Sie, mein Herr, daß mir die Schäferwelt den Frühling in die Gedanken bringt; verzeihen Sie, daß das heutige angenehme Wetter mich verleitet, ihn immer ein wenig zu genießen, und daß ich also, Zeit zu gewinnen, schließe. Ich will lieber den ganzen Spaziergang an niemanden als an Sie gedenken, als noch ein Wort mehr schreiben, ausgenommen: Leben Sie wohl!

Fünfter Brief.

Vom 4. Junius.

An Kenntnis der vortrefflichsten Muster fehlte es dem Herrn Mylius gar nicht. Und wie hätte es ihm auch so leicht daran fehlen können, da er das Hilfsmittel der Sprachen vollkommen wohl in seiner Gewalt hatte? Die vornehmsten lebendigen und toten waren ihm geläufig. Von der lateinischen werden Sie mir es ohne Beweis glauben. In Ansehung der griechischen beruf' ich mich auf seine Uebersetzungen, die er aus dem Aristophanes und Lucian gemacht hat. Diese letztern werden Sie in der Sammlung auserlesener Schriften dieses Sophisten, welche im Jahr 1745 bei Breitkopfen gedruckt ist, finden. Der Hr. Prof. Gottsched machte eine unverlangte Vorrede dazu, mit der er dem Publico einen schlechten Dienst erwies. Die Besorger wurden darüber ungehalten, und anstatt daß sie uns den ganzen Lucian deutsch liefern wollten, ließen sie es bei dieser Probe bewenden. Ich würde einen langen und trocknen Brief schreiben müssen, wenn ich Ihnen auch alle seine Uebersetzungen aus dem Französischen, Italienischen und Englischen anführen wollte. Unter den erstern verdienen ohne Zweifel die Kosmologie des

Hrn. von Maupertuis, und des Hrn. Clairaut Anfangsgründe der Algebra die vorzüglichste Stelle. Beide Werke zu übersetzen, ward etwas mehr als die bloße Kenntnis der Sprache erfordert; einer Sprache, in der er übrigens seine Briefe am liebsten abzufassen pflegte. Und ich muß es Ihnen nur beiläufig sagen, daß sein Briefwechsel sehr groß war, größer, als ihn vielleicht mancher in dem einträglichsten Amte sitzender Gelehrte, aus Furcht vor den Unkosten, übernehmen möchte. Er war nicht bloß in Deutschland eingeschlossen, er erstreckte sich noch viel weiter, und es war allerdings eine Ehre für ihn, daß er die verbindlichsten Antworten von einem Réaumur, Linnäus, Watson, Lyonet &c. aufweisen konnte. — Aus dem Italienischen hat Hr. Mylius unter andern in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters die Clitia des Macchiavells übersetzt und aus dem Englischen Popens Versuch über den Menschen. Durch diese letztere Uebersetzung, welche in Prosa ist und in dem zweiten Bande der Hällischen Bemühungen steht, wollte er die Arbeit des Hrn. Brockes ausstechen. Das Weitschweifende und Wässrichte seines paraphrastischen Vorgängers hat er zwar leichtlich vermeiden können, allein daß es sonst ohne Fehler auf seiner Seite hätte abgehen sollen, das war so leicht nicht. Ohne Zweifel wußte er damals so viel Englisch noch nicht und konnte es auch nicht wissen, als er während seines Aufenthalts zu London in seinem letzten Jahre durch die Uebersetzung von Hogarths Zergliederung der Schönheit zu wissen gezeigt hat. Ja, er ist sogar noch selbst mitten unter den Engländern ein Schriftsteller in ihrer Sprache geworden, und zwar ein kritischer Schriftsteller. Er ließ nämlich über ein neues Trauerspiel des Herrn Glover einen Brief drucken, in welchem er sich Christpraise Myll nannte. Ohne Zweifel wollte er die englischen Leser durch seinen deutschen Namen nicht abschrecken. Noch habe ich diesen Brief nicht gesehen, und ich kenne ihn nur zum Teil aus dem „Monthly Review“, wo er ganz kaltsinnig und kurz angezeigt wird. Er hat dem Hrn. Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Brite hält sie für eine Sklaverei und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker, die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu

gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind. Doch ich zweifle, ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war; sein Geist war in Gottscheds Schule zu mechanisch geworden, und der unglückliche Tadler der ewigen Gedichte eines Hallers konnte unmöglich mit seinem Geschmacke bei einem Volke bewundert werden, welches uns dieses Dichters wegen zu beneiden Grund hätte. Wie? werden Sie sagen, der unglückliche Tadler Hallers? Ja, mein Herr, dieses war Herr Mylius; denn er ist es, aus dessen Feder die Beurteilung des Hallerischen Gedichts über den Ursprung des Uebels in den ersten Stücken der Hällischen Bemühungen geflossen ist. Ich sage mit Fleiß: aus seiner Feder, und nicht: aus seinem Kopfe. Der Hr. Prof. Gottsched dachte damals für ihn, und mein Freund hat es nach der Zeit mehr als einmal bereuet, ein so schimpfliches Werkzeug des Neides gewesen zu sein. Doch ich weiß schon, auf wen die größte Schande fällt: auf den ohne Zweifel, auf welchen alle seine Schüler ihre Vergehungen bürden und ihn wie den Versöhnungsbock in die Wüste schicken sollten. — Aber, bewundern Sie doch mit mir den Hrn. von Haller! Entweder er hat es gewußt, daß ihn Hr. Mylius ehedem so schimpflich kritisiert habe, oder er hat es nicht gewußt. In dem ersten Falle bewundre ich seine Großmut, die auf keine Rache dieser persönlichen Beleidigung gedacht, sondern sich den Beleidiger vielmehr unendlich zu verbinden gesucht hat. In dem andern Falle bewundre ich — seine Großmut nicht weniger, die sich nicht einmal die Mühe genommen hat, die Namen seiner spöttischen Tadler zu wissen. — Leben Sie wohl! Ich bin ꝛc.

Sechster Brief.

Vom 20. Junius.

O, ich glaube es Ihnen sehr wohl, mein Herr, daß Verschiedene in Ihrer Gegend, welche an der Myliusischen Reise teilgehabt, über den unglücklichen Ausgang derselben verdrießlich sind und ihr Geld bereuen. „Was haben wir nun davon?“ heißt es bei einigen auch hier. „Ehre!“ habe ich denen, die ich näher kenne, geantwortet; „Ehre!“ — „Nichts weiter?“ versetzte man. „Wir glaubten, wie vortrefflich wir unsre Naturaliensammlungen würden vermehren können.“ — „Ei! und also sahen Sie den Herrn Mylius nicht sowohl

für einen Gelehrten, welcher Entdeckungen machen sollte, als für einen Kommissionär an, der für Sie nach Amerika reisete, um die Lücken Ihres Kabinets so wohlfeil als möglich zu erfüllen?" — „Nicht viel anders!" — „Nicht viel anders? So nehme ich mir die Freiheit, aufrichtig zu gestehen, daß ich Ihnen den vorgegebenen Schaden von Grund des Herzens gönne. Aber wissen Sie wohl," bin ich in meinem Komplimente fortgefahren, „für was Herr Mylius eigentlich Sie und alle Beförderer seiner Reise angesehen hat? Für Verschwender, für Leute, die ihr überflüssiges Vermögen zu sonst nichts Bessern anzuwenden wüßten; die nur Geld verschenkten, um es zu verschenken, und" — „Was?" hat man mich unterbrochen, „uns für Verschwender anzusehen?" — „Wahrhaftig, meine Herren, dafür hat Sie Herr Mylius angesehen, noch ehe er die Ehre hatte, Sie zu kennen." Ich habe ihnen hierauf, um sie rechtschaffen zu kränken, eine Stelle aus dem satirischen Sendschreiben*) meines Freundes vorgelesen, in welchem er verschiedene Anschläge erteilet, wie man die Thorheiten und Laster der Menschen zum Aufnehmen der Naturlehre nützen könne. Er hat dieses Sendschreiben in die Ermunterungen eingerückt, und die Stelle, auf welche ich ziele, ist viel zu sonderbar, als daß mich die Mühe dauern sollte, sie Ihnen, mein Herr, hier abzuschreiben. „Die Verschwender," sagt er, „lasse man ihr Geld auf die Besoldung einer Anzahl Reisender wenden, welche die Welt die Länge und Quere durchreisen und durchschiffen und, wenn es das Glück will, allerlei physikalische und zur Naturgeschichte gehörige Entdeckungen machen. Man lasse auf ihre Unkosten Luftschiffe bauen und den Erfolg auf ein Geratewohl ankommen. Die Ausführung solcher Unternehmungen trage man irrenden Rittern, Don Quixoten und Wagehälsen auf und erwarte mit Vergnügen und Gelassenheit, ob die Naturlehre dadurch mit neuen Erfindungen und Lehrsätzen wird bereichert werden. Die Sache mag so übel ausschlagen, als sie will, so werden doch weder die physikalischen Wissenschaften, noch ihre uneigennützige Handlanger einigen Schaden davon haben." — Was sagen Sie zu dieser Stelle, mein Herr? Vielleicht, daß sie etwas Prophetisches hat. Doch ich bin gewiß überzeugt, daß Herr Mylius ein sehr lobenswürdiger und vorsichtiger Wagehals würde gewesen sein,

*) Man sehe diese Vermischten Schriften, S. 280 u. folg.

wenn ihm der Tod vergönnt hätte, seine Geschicklichkeit zu zeigen. Er würde sich nicht begnügt haben, wo er hingekommen wäre, bloß mit den Augen eines Naturforschers zu sehen und um nichts als um einen Stein oder ein Kraut sich Gefahren auszusetzen. Er würde ein allgemeiner Beobachter gewesen sein und die Kenntnis des Schönsten in der Natur, des Menschen, für keine Kleinigkeit angesehen haben, ob sie gleich in dem gemeinen Plane seiner Reise nicht in Betrachtung gezogen war. — Doch erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich Ihnen auch endlich einmal von etwas anderm schreibe. Die Erinnerung der Geschicklichkeiten meines Freundes ist mir zu peinlich, und ich empfinde seinen Verlust zu lebhaft, wenn ich derselben allzusehr nachhänge. — Lassen Sie uns vielmehr ꝛc. —

* * *

Hier gerieten wir in unserm Briefwechsel auf eine andre Materie, welche für den Leser wenig Reizendes haben würde und hierher nicht gehöret. Alles, was ich noch für ihn hinzuthun muß, ist etwas Weniges, was diese Sammlung genauer angeht. Sie besteht aus lauter Stücken, welche teils in verschiednen Monatsschriften zerstreut, teils auch einzeln gedruckt waren. Alles dessen, was in den vorstehenden Briefen gesagt worden, ungeachtet, glaube ich, daß sehr viele Leser die meisten nicht ohne besonderes Vergnügen lesen werden. Die Poesien insbesondere habe ich überall zusammengesucht und hätte zwar mit leichter Mühe noch weit mehrere, bessere aber wohl schwerlich auftreiben können. Mit was für Augen man sie betrachten müsse, habe ich deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich füge nur noch hinzu, daß die Gedichte des Herrn Mylius ganz anders aussehen würden, wenn sie alle mit dem Gefühle und dem Fleiße gemacht wären, mit welchem er seinen Abschied aus Europa gemacht hat. Es schien, als ob er erst um diese Zeit recht anfangen wollte, sein Herz und seinen Witz zu brauchen. — Mir ist itzt weiter nichts zu thun übrig, als den Leser den Inhalt der Sammlung auf einmal übersehen zu lassen und mich seiner Gunst zu empfehlen.

Lessings sämtliche Werke

Bd.: 6

1882 - 85